D 6 (FINCH)

TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

…University Booksellers Ltd.
Gower Street, London, W.C. 1

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin

zur

Erfahrungsſeelenkunde

als ein

Leſebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit

Unterſtüzung mehrerer Wahrheitsfreunde

herausgegeben

von

C. P. Moritz und C. F. Pockels.

Sechſter Band.

Berlin,

üſt Mylius 1788.

BIBLIOTH. C. A. WILKENS PAST. VINDOB.
A Ω
VIVIT

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
14 FEB. 1939
OF OXFORD

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Sechsten Bandes erſtes Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins.

Daß die Vergleichungs- und Erfindungskraft der menſchlichen Seele auch während des Schlafs fortdauert, und alsdann bei manchen Menſchen mit einer auſſerordentlichen Stärke wirkt, zeigen nicht nur die wahren Geſchichten ſo mancher lebhaften Träume; ſondern auch die oft nach gewiſſen Planen ausgeführten Handlungen der ſogenannten Nachtwandler, worüber man vornehmlich Krüger's Experimentalſeelenlehre nachſehen kann. Es ſind mehrere Beiſpiele von Gelehrten bekannt, welche im Schlafe die im Wachen vergebens geſuchte Auflöſung gewiſſer tiefſinnigen Wahrheiten heraus-

brachten; andere, welche im Traume auf neue ſehr wichtige ſcientifiſche Ideen fielen, woran ſie im Wachen noch nie gedacht hatten. Daß dies nichts auſſerordentliches ſey, und daß auch im Traume die Seele nach dem einmaligen Vorrathe ihrer Begriffe, und nicht nach ſolchen denke und handle, welche nach der Meinung ſo vieler Unphiloſophen von andern auſſer uns befindlichen Geiſtern entſtehen ſollen, wird ein jeder leicht einſehen, welcher mit den Geſetzen des menſchlichen Denkens bekannt iſt. Folgende Geſchichte ſcheint mir daher gar nichts unnatürliches zu enthalten, zumal da ſie von einem glaubwürdigen Manne erzählt worden iſt. (3ten Bds. 1ſtes Stück, Seit. 88 ff.)

Der ehemalige Profeſſor Wähner zu Göttingen hat oft von ſich erzählt, daß ihm in jüngern Jahren aufgegeben worden, einen gewiſſen Gedanken in zwei Griechiſchen Verſen auszudrücken.

Er beſchäftigte ſich ein paar Tage damit (ſeine Seele war alſo wahrſcheinlich ganz auf dieſen Punkt geſpannt, und angeleitet, durch einen neuen hinzugekommenen Gedankenſchwung — vielleicht auch im Schlafe das Geſuchte zu finden); er kann aber den aufgegebenen Gedanken ohne Nachtheil ſeiner Stärke nicht in zwei Verſe zwingen.

Er ſchläft an einem Abend unter der Bemühung, dieſe zwei Verſe herauszubringen, ein. In der Nacht klingelt er ſeiner Aufwärterinn, läßt ſich Licht, Papier, Feder und Dinte geben, ſchreibt die

die im Schlafe nachgeſuchten und gefundenen zwei Verſe auf, läßt ſie auf ſeinem Schreibtiſche liegen, und ſchläft darauf bis an den Morgen.

Da er aufwacht, weiß er von demjenigen nichts, was in der Nacht geſchehen, und fängt von neuem an ſich Gewalt anzuthun, um die beiden verlangten Verſe zu finden; es will ihm aber nicht gelingen. Er ſteht mit Verdruß darüber auf, geht an ſeinen Schreibtiſch, und findet die beiden in der Nacht verfertigten und ſehr wohl gerathenen Verſe, und zwar mit ſeiner eignen Hand geſchrieben. Er ruft die Aufwärterinn, und erkundigt ſich, woher das Blatt mit den zwei geſchriebenen Reihen gekommen? Dieſe erzählt ihm dann, was in der Nacht geſchehen iſt. Er hat ſich aber deſſen nie erinnern können. — Vielleicht, oder vielmehr ſehr wahrſcheinlich, hatte Herr Wähner ſeine Verſe auch wirklich des Nachts bei wachenden Augen und Sinnen gemacht, hatte ſich aber wieder niedergelegt, und die ganze nächtliche Scene vergeſſen. *)

Ueber die pſychologiſchen Bemerkungen über das Lachen, und insbeſondere über eine Art des unwillkürlichen Lachens, habe ich nichts weiter zu ſagen,

 als

*) Ein ähnliches Beiſpiel vom Prof. Reuſch in Jena ſiehe 3ten B. 3tes St. Seit. 108.

als daß ein gewiſſer Recenſent wahrſcheinlich den Aufſatz nicht mit gehöriger Aufmerkſamkeit geleſen hat, wenn er die Auflöſung des darin abgehandelten Phänomens verworren gefunden zu haben vorgiebt. Wer etwas Ausführliches über das Lachen und das Lächerliche leſen will, wird es vielleicht zu ſeiner Befriedigung und ſeinem Behagen in Flögel's Geſchichte der komiſchen Litteratur (1. Theil) finden.

Im dritten Bande, Stück 2, Seit. 63 f. f. kommt eine merkwürdige Selbſtbeobachtung auf dem Todtenbette vor, die von einem ſcharfſinnigen, durch Philoſophie aufgeklärten — aber nun nicht mehr lebenden Beobachter ſeiner ſelbſt herrührt, und nebſt der Einleitung zu ſeinen philoſophiſchen Bemerkungen beſonders geleſen zu werden verdient.

Sehr auffallend iſt vornehmlich die von dieſem Kranken ſelbſt geſchilderte **Empfindlichkeit** ſeiner Natur, bei aller übrigen Indifferenz gegen den anfänglichen Gedanken des Todes, und die ſtrengſte Entſagung faſt aller Genüſſe des Lebens. Er ſagt:

„Wer nur ſchnell, nicht einmal laut, redete, brachte meinen Puls gleich in Unordnung. Der bloße Anblick von mehr als höchſtens drei Perſonen in meiner Kammer erhizte mich. Dieſe ſo hochgeſpannte Empfindlichkeit hatte noch eine andere Fol-

Folge. Jeder Keim von Trieb, jeder Ueberreſt eines alten bedurfte nur die geringſte Veranlaſſung, um die ganze Seele zu ſeinem Eigenthum zu machen. — Die flüchtigen Regungen, welche ſonſt zuweilen durch die Seele fliegen, und ehe ſie wahrgenommen werden, verſchwinden, verwandelten ſich bei mir in bleibende, ausgemachte Bilder; die unbemerkte, gefällige und mißfällige Empfindung an etwas hielt nun an, und ſchien die Stelle eines feſten Begehrens und Verabſcheuens einnehmen zu wollen; denn alles, was gereizt ward, war in der gleichgültigen Lage der Seele Herr.“

„Dies gab zum Theil ſchreckliche Phänomene. Der Gedanke, den ich verfluchte, ward Bild, annehmliches Bild. Das heftige Mißfallen an dieſem entdeckten böſen Zuge, und oft gar die Unfähigkeit, ihn nur ſo weit zu dämpfen, daß er nicht wirklicher Wunſch ward, und bei allem dieſen, Kraftloſigkeit ſich zu ermannen, die Zügel der Einbildungskraft zu ergreifen, — das alles verſezte die Seele in — nicht Traurigkeit, — ſondern Unmuth und Verdrießlichkeit. — Ich würde mich unendlich ſchämen, wenn zu ſolcher Zeit ein Menſch meine Seele hätte ſehen können.“

Offenbar lag der Grund dieſer ganzen Empfindlichkeit in den geſchwächten, oder auch zu ſehr geſpannten Nerven des Kranken, welche bei einem Schwindſüchtigen bis zu einem erſtaunlichen Grade

der Reizbarkeit angezogen werden können. Der Kranke fühlt dann alles lebhafter und heftiger; ſonſt ihm gleichgültige leiſe Senſationen, werden jezt gewaltige Erſchütterungen, und das ſonſt unbemerkte Vorübergehen einer Begierde, wird, zumal wenn die Seele, wie hier der Fall iſt, nicht durch viele neue Ideen zerſtreut wird, nun ein faſt unbezwinglicher Wunſch, die Begierde zu erfüllen, zumal da bei Nervenkranken die Einbildungskraft meiſtentheils eine ſehr große, faſt überſpannte Lebhaftigkeit gewinnt. Auſſer dieſen allgemeinen Gründen zur Erklärung jenes Phänomens, und den ſehr durchdachten Anmerkungen des Herrn Einſenders darüber, muß auch noch die Jugend des Kranken hier in Erwägung gezogen werden, der in ſeinem 30ſten Jahre ſtarb. Alle Bilder ſeiner Phantaſie, alle unerlaubte Regungen und Wünſche mußten ſchon dadurch dringender, ſtärker, heftiger werden, und die Reize der Sinnlichkeit ſich auch wohl dadurch zudrängen, daß die lebhafte Einbildungskraft ſie als nun bald nicht mehr vorhanden vorzeichnete.

„Da der Ausbruch jedes Triebes und jeder Geſinnung ſich ſtärker auszeichnete, fährt er fort: ſo hätte dies bei dem Guten eben ſowohl ſtatt finden müſſen. Lagen alſo in meiner Seele eben ſo viel gute, als böſe Triebe ſchlafend: ſo mußten ſich beide unter dieſen Umſtänden gleich häufig entdecken; das war aber der Fall gar nicht. Es iſt wahr, zuweilen überſtrömte ein gutes Gefühl die Seele eben

ſo

ſo gänzlich, als ein böſes; aber das Gute hatte weder den Grad der Edelmuth, welchen das Böſe von Niederträchtigkeit beſaß, noch hatte ich ſo oft Urſache, mich deſſelben Gedankens der Tugend zu freuen."

Dieſer zum Theil abſtracter Gedanke lag diesmal gewiß ziemlich auſſer dem Gebiet der ſinnlich geſpannten Seele des Kranken. Das Gute beſchäftigt überhaupt unſre Einbildungskraft nicht ſo ſehr, als das Schlechte, das moraliſch Böſe; theils, weil dieſes lange nicht ſo einförmig, wie jenes iſt; theils, weil von dieſem von Jugend auf unzählige Beiſpiele auf uns ſtärker gewirkt haben; theils auch, weil ein verſteckter, oder ſehr offenbarer Trieb zur Sinnlichkeit in allen menſchlichen Seelen, in der tugendhafteſten ſelbſt, liegt, und wenn er durch Nervenſchwäche gereizt wird, den Gedanken an Tugend vollends nicht zur Reife kommen läßt. Sehr viel kam bei den unmoraliſchen Gefühlen des Kranken auch darauf an, welche Bilder im Anfange ſeiner Krankheit und in ihrem Fortgange, theils von auſſem durch Menſchen, Lectüre, Geſpräche, zufällig rege gemacht wurden, und die Maſſe ſinnlicher Wünſche vergröſſern halfen; theils von innem durch eine natürliche Ideenfolge angeregt wurden, deren Geſchichte uns den beſten Aufſchluß des ganzen Phänomens gegeben haben würde. Am leichteſten würde freilich der Aberglaube ſich das Ding durch Verſuchungen eines böſen Geiſtes erklären. —

„Zur Geneſung, heißt es weiter, war alle Hoffnung verſchwunden, und das Bild des nahen gewiſſen Todes ſchwebte mir vor. Hier kamen einige verwickelte Phänomene zum Vorſchein. Wenn ich die Frage aufwarf: ob ich lieber jezt ſterben, oder meinen ſiechen Körper noch ein halbes Jahr hinſchleppen wollte? — ſo wählte ich gleich mit Empreſſement das Leztere.“

„Die Todesfurcht ſchien alſo ganz die Oberhand zu haben. Analyſirte ich aber dieſe Wahl weiter, ſo fand ich, daß meine Seele nicht den Tod heut, und den Tod nach einem Jahr verglichen hatte; ſondern es ging ſo zu: Sie dachte ſich einen Schwindſüchtigen, freilich mit vielen Unbequemlichkeiten dem Grabe entgegenſchleichend; der aber doch noch ein wenig reden, ein wenig gehen, ein wenig ſich bewegen konnte. Ich hingegen lag ohne Hand oder Fuß zu regen, ohne ein Wort reden zu dürfen, in der unbequemſten Stellung, die mir an manchen Orten empfindliche Schmerzen machte; mein Athem drängte ſich durch die beklemmte Bruſt, und in dieſer Verfaſſung ſollte ich die Ankunft des Todes erwarten. Da war das Bild deſſen, der doch ein wenig mehr Freiheit hatte, als ich, offenbar angenehmer.“

„Die Zukunft nach dem Tode wirkte gar nicht auf mich. Kein lebhafter Gedanke von Ewigkeit, Sünde, Strafe, — nichts davon. Ein unab-

fehli-

ſehliches Blachfeld, das ich nicht kannte, auf dem ich nicht wußte, wo ich war, war alles, was ich mir von der Zukunft dachte. (Vielleicht war der Verfaſſer dieſes Bekenntniſſes durch ſein Philoſophiren ſchon an dieſe Art, über die Zukunft zu denken, gewöhnt.) Das Bild war nicht anziehend, aber auch nicht widrig. Was dem Unangenehmen das Uebergewicht gab, war das Schauervolle, was Ungewißheit immer mit ſich führt; und hieraus entſtand dann natürlich der Wunſch, lieber noch auf dieſer Seite des Styx das gegenüber liegende Ufer etwas zu betrachten, als gleich überzuſchiffen."

Ein ſehr natürliches Gefühl der menſchlichen Seele! Es gehört eine Art Betäubung dieſes Gefühls dazu, wenn uns der Gedanke von einer ungewiſſen Zukunft nicht beunruhigen ſoll; eine Betäubung, die bei den meiſten Sterbenden durch die lebhaften Vorſtellungen einer himmliſchen Glückſeligkeit, oder auch durch die Abnahme der Verſtandeskräfte hervorgebracht wird, die uns endlich gemeiniglich über alle Zweifel in Abſicht der Zukunft hinwegſezt, und uns einen Troſt gewährt, den uns bei einem ſtrengen Nachdenken die Vernunft nicht ganz gegeben haben würde.

Handlung ohne Bewußtſeyn der Triebfedern, oder die Macht der dunklen Ideen.

In unzähligen Fällen handeln wir nach innern Triebfedern unſrer Seele, ganz mechaniſch, ohne daß wir dieſe Triebfedern ſelbſt anzugeben wiſſen; zum deutlichen Beweiſe, daß nicht immer vor der Handlung eines vernünftigen Weſens eine klare Vorſtellung vorhergehen müſſe. Aber darin mögen wir uns wohl oft irren, daß wir jener mechaniſchen Handlungsart gewiſſe dunkle Ideen unterſchieben, die gar nicht vorhanden waren, deren Daſeyn uns aber auſſer allem Zweifel ſchien, weil ſie durch einen hinterher folgenden Zufall gleichſam verificirt wurden. Grade dies iſt der Fall mit den meiſten Ahndungen. Es ſchwebt uns eine gewiſſe dunkle Idee von irgend einem kommenden Uebel vor — (oft war es freilich wohl nur eine Geburt der Hypochondrie, oder der Einbildungskraft überhaupt), wir haben keine Ruhe vor dem Bilde, es begleitet uns überall hin, und hinterher kommt dann auch wirklich ein Unglück, worauf ſich nun jenes dunkle Gefühl bezogen haben muß, es mag einen Zuſammenhang damit haben, oder nicht. Hat man ſich ſogar vermöge jenes Gefühls das Unglück, welches nachher kam, aus Vermuthungsgründen ziemlich deutlich vorgeſtellt: ſo ſcheint kein Schluß gewöhnlicher zu ſeyn als der, daß es uns geahndet habe.

Herr

Herr Doctor Wedekind erzählt im 2ten Stück des 3ten Bandes der Seelenkunde S. 80 ff., unter obigem Titel ein dergleichen Beiſpiel von der Gewalt dunkler Ideen, das, es mag nun erklärt werden, wie man will, ſehr leſenswürdig bleibt. Der Herr Doctor Wedekind ſieht ſich genöthigt zu verreiſen. Er muß ſeine Patienten einem andern anvertrauen, worunter ihm eine Predigerfrau grade nicht am gefährlichſten zu ſeyn ſcheint, aber ihm doch, ohne daß er ſich's angeben kann, was ihm ſo bedenklich an ihr vorkommt, ſehr im Sinne liegt. Er reiſt dennoch ab, und iſt kaum eine halbe Stunde von ſeinem Wohnorte Diepholz entfernt, als er ſich wegen ſeiner Reiſe die größten Vorwürfe zu machen anfängt, weil er ſich den Tod ſeiner Patientinn und Freundinn unabläſſig vorſtellt. „So war ich nun im heftigſten Seelenkampfe beinah zwei Meilen weggeritten, ſagt er, als ſich meiner Bruſt eine ſo große Beklemmung bemächtigte, und mein Herz ſo heftig zu ſchlagen anfing, daß ich nicht weiter reiten konnte. Faſt unwillkürlich wandte ich mein Pferd um, und jagte, ſo geſchwind es laufen konnte, nach Diepholz zurück.“ Er ſieht ſeine kranke Freundinn, um welcher willen er zurückgekehrt iſt, am Fenſter ſtehen, und ihr war's nicht möglich, wegen ſeiner Rückkehr ſich des Lachens zu enthalten. —

Nun reiſt er wieder davon, aber ſeine vorige Unruhe beginnt von neuem. Seine Freunde, die

er beſucht, ſuchen ihn auf alle Art zu zerſtreuen; allein umſonſt. Er hat keine Ruhe und Raſt; reiſt wieder aus eben der Urſach zurück, und geht über Rinteln. Hier erfährt er, daß ſeine Freundinn wirklich geſtorben ſey, u. ſ. w.

Das Uebrige mag man am angeführten Orte ſelbſt weiter nachleſen, ſonderlich, was von dem Abſcheiden der Patientinn und ihrem verſteckten körperlichen Uebel geſagt wird, wovon der Arzt nie etwas bei ihren Lebenstagen erfahren hatte.

Aber ſollte ich nicht vielleicht eine dunkle Idee von einem ſolchen Fehler gehabt haben können? fragt der Herr Verfaſſer. Von etwas, woran man noch nie einmal gedacht hat, kann man auch keine dunkle Idee haben; aber ein gewiſſes bedenkliches Uebel konnte der Arzt wohl gemuthmaßt haben, und dieſe Muthmaßung war hinreichend, dem Herrn Verfaſſer des obigen Aufſatzes, wenn ſonderlich eine hypochondriſche Laune, und vielleicht ein ängſtliches Temperament dazu kam, alle jene beſchriebene Unruhe zu verurſachen. Die Seele heftet ſich in dergleichen Situationen an irgend eine ſtarke Idee an, die ſie antrifft oder auch aufſucht, und ſie wird von ihr in einem Strudel von unangenehmen Empfindungen umhergetrieben, wenn die Diſpoſition des Körpers grade zu heitern Seelengefühlen verſtimmt iſt. Auffallend für die menſchliche Ein-

bil-

bildungskraft bleibt es hinterher immer, wenn das gefürchtete Uebel, geſezt daß auch nur wenige Gründe zur Furcht da waren, zufällig eintrift. Die Fragen, welche der Herr Verfaſſer am Ende ſeines lehrreichen Aufſatzes über die Freiheit der menſchlichen Handlungen aufwirft, verdienen beherzigt zu werden. Wie viele mögen mit ihm herüber einerlei Meinung haben!

Eben derſelbe hat noch einen mediciniſchen Bericht beigefügt, worin er erzält, daß ein Fräulein von May aus Furcht vor einem Brechpulver, das ſie einehmen müſſen, wahnſinnig wird. Seite 87, ff.

Die Würkungen der Furcht über die menſchliche Seele ſind von ſehr manigfaltiger Art, und ſie iſt eine der heftigſten und betäubendſten Leidenſchaften des Gemüths. Viele verlieren dadurch auf einmal ihre ganze Beſonnenheit, ihr Nachdenken ſtockt, alle ihre Empfindungen erſtarren, und ſie iſt gleichſam das für den Geiſt, was ein heftiger Schlagfluß für den Körper iſt. Die lebhafteſten Köpfe gerathen durch ſie in Verwirrung, und es zeigt eine große Seele an, welche ſich nicht von ihr bemeiſtern läßt. Andre Menſchen macht ſie kühn und beherzt, und dies iſt eine ihrer ſonderbarſten Würkungen.

Ich habe, ſagt Montagne *) im Capitel von der Furcht, viele Leute geſehen, die vor Furcht unſinnig geworden ſind. Auch bei den richtigſten Gemüthern verurſacht ſie, ſo lange ihr Anfall dauert, ſchreckliche Verirrungen. Ich rede nicht blos von dem Pöbel, welchem ſie bald ſeine aus den Gräbern hervorkommenden und in ihr Schweistuch eingehüllten Vorfahren, bald Währwölfe, Kobolte und andre Ungeheure vorſtellt; wie oft hat ſie nicht ſogar den Soldaten, wo ſie doch am wenigſten Plaz finden ſollte, eine Heerde Schaafe in eine Geſchwader Küraſſiere, Rohr und Schilf in Geharniſchte und Lanzenknechte, unſere Freunde in unſre Feinde u. ſ. w. verwandelt — bald macht ſie uns Flügel an die Ferſen, bald nagelt ſie uns die Füße an. — „Ich meines Theils, ſezt er ſehr naiv hinzu, fürchte mich vor nichts ſo ſehr, als vor der Furcht.“

Je lebhafter unſre Einbildungskraft, und je geſchickter ſie iſt, den gefürchteten Gegenſtand zu vergrößern, je weniger Faſſungskraft und innere Stärke der Seele uns eigen iſt, und je leichter unſre Nerven erſchüttert werden können, je mehr pflegen wir auch von jener Leidenſchaft beunruhigt zu werden. Jeder Menſch ſollte an ſich mit allen Kräf-

*) Montagne's Verſuche enthalten die lehrreichſten Beiträge zur Pſychologie, ſind aber bisher von unſern Pſychologen viel zu wenig genuzt worden. P.

Kräften der Vernunft arbeiten, dieſe Furie der menſchlichen Seele zu bekämpfen, weil ſie ſo leicht die ganze Thätigkeit der Denkkraft und unſrer Willensfreiheit aufhält, und uns durch ein niedriges Betragen, unzählig oft unter die Würde unſrer Natur herabſezt. Ich würde, um das menſchliche Herz von dieſer betäubenden und ſchändlichen Krankheit der Furcht zu heilen, vornehmlich folgende Mittel vorſchlagen. 1) Man ſuche das gefürchtete Uebel genau nach allen ſeinen Seiten kennen zu lernen, und es hierbei auch von ſeiner weniger furchtbaren Seite zu betrachten. Schon das Nachdenken, das bei ſich ſelbſt Raiſonniren über ein kommendes Uebel, flößt uns Muth ein, indem es unſre Seele zerſtreuet und von dem Punkte wegziehet, den ſie ſo gern mit ſtarren Empfindungen allein betrachten möchte. 2) Uebe man ſich ſelbſt dann, wenn uns nichts Böſes bevorſteht, in Unterſuchungen: wie wir uns in dieſer und jener unglücklichen Lage, die uns überraſchen ſollte, benehmen würden, und als vernünftige Menſchen benehmen müßten. 3) Hüte man ſich ja vor allen Schwächungen und Verzärtelungen des Körpers. Ein geſunder Körper giebt der Seele Kraft und Muth, ein kranker macht uns furchtſam. 4) Man gewöhne ſich immer mehr durch Nachdenken über die Menſchen und unſre Schickſale, und durch die Gewalt über unſre Einbildungskraft an die ſo nöthige Gegenwart des Geiſtes, und laſſe den erſten Eindruck eines furchtbaren Ge-

gen-

genſtandes nicht zu tief eindringen. 5) Meidet die Geſellſchaft und den Umgang mit furchtſamen und hypochondriſchen Menſchen, weil ihre Denkungsart uns leichter, als man glaubt, inficirt; — ſelbſt der häufige Umgang mit dem andern Geſchlecht, ſagt ein alter Weltweiſe, macht uns furchtſam. Hingegen flößt uns der Umgang mit muthigen und geſezten Leuten auch Muth und Entſchloſſenheit ein.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung künftig.)

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Volksaberglauben.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Anzeige von verſchiedenen Arten des Volksaberglaubens, nebſt meinen Bemerkungen darüber, zuſchicken darf. Vielleicht können Sie dieſelbe für Ihr Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde nützen. Faſt allgemein in Ober- und Niederſachſen habe ich bemerkt, daß man mit den neugebornen Kindern einen ſonderbaren Aberglauben treibt; vornehmlich aber ſo lange, als ſie noch nicht getauft ſind. Wenn gleich der gemeine Mann hie und da nicht mehr an eine unmittelbare Beſitzung des Teufels bei ſeinen Kindern glaubt, und auch an mehrern Oertern vernünftige Geiſtliche den Leuten dieſe entſezliche Meinung aus den Köpfen geprediget haben: ſo hängt doch immer noch ihre Phantaſie an Hexen und unſichtbaren böſen Geiſtern, die den ungetauften Kindern Schaden zuzufügen ſuchen. Man eilt daher nicht nur, die Kinder bald aus der Gewalt der unſichtbaren Geiſter durch die Taufe zu befreien; ſondern die Hebammen, — eine überhaupt ſehr abergläubige Menſchengattung — ſuchen auch durch ein fleiſ-

ſiges Kreuzmachen das ungetaufte Kind vor allerlei zu befürchtenden Behexungen zu ſichern. Gemeiniglich geſchieht dieſes Kreuzmachen, das offenbar noch ein albernes Ueberbleibſel aus der katholiſchen Kirche iſt, beim Einwickeln und Schlafenlegen der Kinder, wobei die Hebammen noch ein Sprüchelchen, z. B. das walt Gott der Vater u. ſ. w. herzumurmeln pflegen. Ich habe einige dieſe Ceremonie mit der pünktlichſten Genauigkeit beobachten geſehen; eine ſchalt mich auch ſogar einmal in allem Ernſt aus, indem ich beim Hereintragen eines neugebornen Kindes meine laute Freude über daſſelbe bezeugte, ohne ein "Gott geſegne dich!" *) dazuzuſetzen. Das einfältige Weib glaubte, daß man, ohne einen dergleichen Wunſch, ein neugebornes Kind leicht beſchreien **) könne; eine Meinung, welcher der gemeine Mann noch ſehr auch in Abſicht ſeines Viehes anhängt: man beſchreiet ſeine Kühe, ſeine Pferde, wenn man ſie lobt, und verurſacht dadurch, daß ſie weniger gedeihen können.

Auſſer jenem Aberglauben des Kreuzmachens ***) über neugeborne Kinder, hält der gemeine Mann auch

*) oder: Gott behüt's!

**) In Niederſachſen nennt man es berufen.

***) Welches nicht eigentlich mit den Fingern geſchieht, ſondern, indem man die Hände kreuzweis übereinander ſchlägt.

auch noch ſehr darauf, — manche vornehme Müt- ter nicht ausgenommen — daß, ſo lange ein Kind noch nicht getauft iſt, es ja genau bewacht werde, damit ein böſer Geiſt nicht ein andres Kind mit dem rechten austauſchen könne. Dieſer Aberglau- be ſtammt offenbar noch aus den Zeiten her, wo man den Teufel zu einem ſchadenfrohen Tauſend- künſtler und Zaubrer machte. An einigen Oertern geht man ſogar ſo weit, daß man die Stelle in der Wiege, wenn man das Kind herausgenommen hat, nicht ledig läſſt, ſondern unterdeſſen ein Stück Holz, oder einen Beeſen dahin legt, damit der böſe Feind nicht ſeinen Unfug mit der Wiege trei- ben könne.

Wie ſehr noch der gemeine Mann an der Mei- nung vom Behexen der Kinder hängt, können Sie aus folgender frappanten Anekdote aus einer angeſehenen niederſächſiſchen Stadt ſehen, die ſich nicht vor gar langer Zeit daſelbſt zugetragen hat. Ein armes Lutheriſches Bürgerweib hatte ein kränkelndes Kind, wovon ſie glaubte, daß ihm etwas angethan, oder daß es behext ſey. Mit dieſem Kinde erſchien ſie eines Tages in der dorti- gen katholiſchen Kirche, worin man ſie noch nie bemerkt hatte, und wo ſie auch wirklich noch nie geweſen war. Ein angeſehener Mann, auch ein Katholik, aber ein aufgeklärter Kopf, der mir dieſe Geſchichte ſelbſt erzählte, bemerkte ſie, und be-

bezeigte ihr ſein Erſtaunen, was ſie mit dem kranken Kinde in der katholiſchen Kirche wollte. Das Weib ward verlegen, bei weiterm Fragen geſtand ſie aber endlich, daß ſie hierher gekommen ſey, um von dem katholiſchen Prieſter den Segen über ihr Kind ſprechen zu laſſen, weil ſie gehört, daß ein katholiſcher Prieſter dadurch die Krankheit des behexten Kindes wegbannen könne. Einem Katholiſchen Weibe würde man ſo etwas nicht verdacht haben, da ihre Religion dergleichen Dinge wirklich lehrt; allein einer lutheriſchen Bürgerfrau, die in einer der aufgeklärteſten Städte Teutſchlands lebt, wo es eine Menge der beſten Aerzte giebt, wäre ein ſolcher Aberglaube kaum zu verzeihen, wenn ſich die gerühmte Aufklärung, wovon die meiſten nur gar zu hohe Ideale im Kopfe haben, auch auf die niedern Stände der Menſchheit erſtreckte, wo es überall noch ſo ſchrecklich dunkel ausſieht.

Um die neugebornen Kinder vor den böſen Geiſtern zu bewahren, welche man gemeiniglich in der Volksſprache gradehin die Unterirdiſchen nennt, iſt man noch auf viele andre Gaukeleien verfallen, worüber in vielen Familien mit ſtrengſter Genauigkeit gehalten wird; z. B. daß man aus dem Hauſe, worin das neugeborne Kind iſt, durchaus nichts verleihet, weil es ſonſt behext werden könnte; daß, um eben dies zu verhüten, des Vaters Hut auf die Wiege gelegt wird; daß man die

die Wiege nicht bewegen darf, wenn ſich das Kind nicht darin befindet. *)

An vielen Oertern iſt's auch gebräuchlich, daß, wenn das Kind aus der Kirche nach der Taufe heimgetragen wird, man es ſogleich einige Minuten in den Brodſchrank legt, damit es nicht näſchig werden ſoll. Eine andere Albernheit dieſer Art erfuhr ich noch kürzlich in einem Dorfe ohnweit Merſeburg. Ich hatte einer Kindtaufe in der Dorfkirche mit beigewohnt, und ging mit dem Prediger nach Hauſe. Weit vor uns vorauf erblickte ich die Jungfer Gevatterinn, welche nach dortiger Sitte das Kind trug, und ungewöhnlich ſchnell damit lief. Dieſer Umſtand fiel mir auf, und ich fragte den Prediger um die Urſache des ſchnellen Laufens mit dem Kinde. „Es iſt ein ziemlich ausgebreiteter Aberglaube, erwiederte er, daß das Kind nicht gut gehen lernt, wenn die Gevatterinn damit nicht ſchnell nach Hauſe eilt. Ich habe den Leuten oft den Ungrund ihres Aberglaubens gezeigt; aber es hält auſſerordentlich ſchwer, dergleichen Volksmeinungen, die um ſo viel ſtärker würken, weil

 ſie

*) Beides leztere geſchieht eigentlich deswegen, weil man glaubt, daß das erſtere den Schlaf des Kindes befördere, das leztere ihm aber ſeine Ruhe nehme; daher auch jener andere Aberglaube, daß ſich ein Fremder, der in eine Kinderſtube kommt, durchaus niederſezen muß, weil er ſonſt dem Kinde den Schlaf mitnimmt.

ſie von den Vorfahren angenommen ſind, auszurotten.“

Mit den Wöchnerinnen ſelbſt wird eben ein ſo ſtarker Aberglaube getrieben. Einige Behandlungsarten derſelben ſind von der Art, daß man ſie nicht einmal ſagen darf, ohne die Geſetze der Schamhaftigkeit zu beleidigen; ſie alle haben aber wieder ihren Grund, wie aller Aberglaube, in dem Glauben an böſe Geiſter, und in uralten heidniſchen Volksvorurtheilen, dergleichen wir mitten in der Chriſtenheit noch ſehr viele haben. Viele Weiber tragen in der Wochenſtube einige Stunden des Tages die Mützen ihrer Männer. Noch andere haben den Glauben, daß ſie ſich ihre Wochenzeit über nicht am Fenſter ſehen laſſen dürften, ein Glaube, der vielleicht gute phyſiſche Urſachen zum Grunde hat, damit ſie ſich etwa durch auffallende Gegenſtände nicht erſchrecken möchten; aber unerklärbar iſt mir hierbei noch ein andrer Umſtand, daß nämlich viele Wöchnerinnen glauben, ſich einen unbekannten Vorübergehenden, wenn ſie auch am Fenſter ſtünden, als einen Dieb, Mörder, u. dergl. vorſtellen zu müſſen. Daß dies würklich ein Aberglaube vieler Wöchnerinnen iſt, iſt mir von der glaubwürdigſten Frau betheuert worden.

Ueberhaupt iſt der Urſprung ſo vieler abergläubiſchen Meinungen durchaus unbekannt. Oft kann die unbedeutendſte Kleinigkeit Veranlaſſung dazu ge-

gegeben haben, oft war auch wohl nur der bloſſe Zufall, der auf eine gewiſſe Einbildung erfolgte, der Grund davon. Der Unwiſſende findet überall Gegenſtände, deren phyſiſche Verhältniſſe er nicht überſchauen kann, er nimmt alſo gleich ſeine Zuflucht zu gewiſſen verborgenen Kräften, und perſonificirt ſie, ſo gut er kann; oder ſo wie ſie ſeine Vorfahren ſchon zu perſonificiren ſuchten. Er hat wenig Neigung dazu, das Ding ſich natürlich zu erklären, weil das Wunderbare ſeiner ſinnlichen Phantaſie ſchmeichelhafter iſt, und er von Jugend auf den Kopf von unſichtbaren Geiſtern voll hat. Gemeiniglich verhält ſich der gemeine Mann auch nur bloß mechaniſch bei ſeinem Aberglauben. Er weiß es ſelbſt nicht immer, warum er ſo handelt; ſondern er handelt ſo, weil er es ſo zu ſehen gewohnt iſt. Ich habe oft gemeine Leute gefragt: Warum glaubt ihr dies und das? und ſie konnten mir nichts anders antworten, als — — Wir glauben's nun einmal ſo! Man wird gemeinen Leuten den Aberglauben jeder Art nicht eher aus den Köpfen bringen, bis man ihnen einen deutlichen Unterricht in der Naturlehre zu geben anfängt, wie nun auch ſchon an mehrern Orten zur Ehre der Menſchheit geſchieht.

Mancher Aberglaube ſcheint in der That aus einer guten natürlichen Abſicht entſtanden zu ſeyn. So warnt man junge Kinder, ja nicht zu nahe an Flüſſe und Teiche zu gehen, weil ſie ſonſt der

Nix *) holen könne. Man will dadurch offenbar junge unerfahrne Kinder warnen, ſich nicht an dergleichen Oerter zu wagen, ſo wie man auch in mehrern Gegenden von Oberſachſen an einen gewiſſen **Kornengel** glaubt, der, nach der Volksmeinung, die Kinder nach ſich ziehen ſoll, wenn ſie ſich einem Kornfelde nähern. Die Idee in Abſicht der **Nixen** ſcheint mir in dem alten heidniſchen Aberglauben, da man an Fluß- und Waſſer-Götter glaubte, ihren Grund zu haben, ſo wie überhaupt es faſt keine Art des heidniſchen Aberglaubens gab, welcher nicht noch jezt hie und da unter gemeinen Leuten, obgleich in einer veränderten Geſtalt, fortwürken ſollte. Das Chriſtenthum hat ihn nicht ausrotten können, ſondern nur einen Mantel darüber gehängt.

Ehe ich in meiner Anzeige von den verſchiedenen noch herrſchenden Arten des Volksaberglaubens fortfahre, muß ich Ihnen eine meiner Ideen über das ſogenannte **Beſchreien** oder **Berufen** der Kinder mittheilen. Dieſer abergläubiſche Gebrauch iſt offenbar Griechiſchen und Römiſchen Urſprungs; und wahrſcheinlich noch älter. Unter den Heerden von Göt-

*) Der gemeine Mann ſtellt ſich ihn als ein kleines Männchen mit rotem Haar, oder einer roten Mütze vor; in Niederſachſen als Frauenzimmer, welches ſehr wahrſcheinlich ſich auf den aus dem Alterthum hergeholten Glauben an Sirenen gründet.

Göttern, die jene alten Völker ſich nach und nach erträumt hatten, gab es nach ihrer Meinung auch viele boshafte und neidiſche Gottheiten, die immer lauerten, wo ſie den Menſchen etwas zu leide thun konnten. Vermöge ihrer heimtückiſchen Natur ſuchten ſie vornehmlich denjenigen zu ſchaden, die vor andern glücklich und geehrt waren. Man befürchtete daher, ſie auf dasjenige aufmerkſam zu machen, was man mit lauter Stimme rühmte, und um dem Dinge zuvorzukommen, bediente man ſich denn eines beſondern Ausdrucks, welcher dem Teutſchen: Gott behüt es! nahe kam. Der lateiner hatte ſein Præfiscine! und der Grieche ſein αβαναςως! Hierzu kam nun noch der alte Volksglaube, daß nicht alle Stunden des Tages gleich wären; ſondern daß verſchiedene für den Menſchen ſehr gefährlich werden könnten, man wollte daher durch jene Ausdrücke zugleich ſagen: Gott gebe, daß ich's zu einer guten Stunde geredet habe! Aller dergleichen Aberglaube iſt zu den Chriſten bei ihrer Vermiſchung mit Römiſchen und Orientaliſchen Völkern übergegangen, und die Prieſter haben ſonderlich in mittlern Zeiten alles gethan, um das Volk dabei zu erhalten, weil ſie, wie bekannt, von der Blindheit deſſelben ihre Vortheile zogen.

Der Urſprung des Aberglaubens überhaupt, wir mögen ihn nun entweder bei ganzen Völkern, oder einzelnen Menſchen betrachten, hat überall und allemal ſeine natürlichen Urſachen. Die menſch-

liche Einbildungskraft ſucht ſich nach dem Vorrathe der wenigen vorhandenen Ideen in dem Gehirn des ungebildeten Menſchenverſtandes, Erſcheinungen in der Natur durch unſichtbare Weſen zu erklären, und, ſo weit auch der Begriff eines Geiſtes auſſer der Sphäre eines noch unangebauten Verſtandes liegt, ſich doch gewiſſe Kräfte zu perſonificiren, wovon jene Naturphänomene Würkungen ſeyn ſollen. Denn, daß jede Würkung eine Urſach haben müſſe, auf dieſen Satz wird auch der ungebildetſte Menſchenverſtand alle Augenblicke ſo ſehr hingeriſſen, daß er ihm bald zum Aiom wird, ſo gut er es für den Philoſophen iſt. Auſſerordentliche Würkungen werden alſo auſſerordentlichen Weſen zugeſchrieben, die ſich aber der menſchliche Verſtand wohl nie als Geiſter im metaphyſiſchen Sinn gedacht haben würde, wenn hinterher nicht von ſpeculativen Köpfen ein Unterſchied zwiſchen körperlichen und unkörperlichen Weſen feſtgeſezt worden wäre, den man von dem Menſchen ſelbſt abſtrahirte. Ob dieſer Unterſchied reel ſey, darüber haben ſich die Philoſophen alle Jahrhunderte geſtritten, und werden ſich, — zum Beweis, daß der Begriff eines Geiſtes noch nicht genau beſtimmt iſt, — und vielleicht auſſer den Gränzen der menſchlichen Vernunft liegt, noch ferner darüben ſtreiten.

---

2. Der

2.

Der Einſiedler im Stadtgetümmel.

Der edle und tugendhafte Heinrich Wilby Eſq. war aus Lincolnſhire gebürtig, und Erbe eines anſehnlichen Rittergutes, welches jährlich über tauſend Pfund eintrug. Er hatte ſeine Studien auf der Univerſität ſowohl, als in einem der juriſtiſchen Kollegien, vollendet, und war mehrere Jahre nach einander auf Reiſen in fremden Ländern. Nach ſeiner Rückkehr lebte dieſer ſehr gebildete junge Edelmann auf ſeinem väterlichen Landgute, war überaus gaſtfrey, hielt viel Umgang mit ſeines Gleichen, une hatte eine ſchöne wohlerzogene Tochter, die, mit ſeiner völligen Genehmigung, an Sir Chriſtopher Hilliard in Yorkſhire verheirathet wurde. Er war jezt vierzig Jahr alt. Die Reichen achteten ihn; die Armen beteten für ihn; und von Jedermann ward er geehrt und geliebt; als einſtmals einer von ſeinen jüngern Brüdern, mit dem er nicht recht einig war, ihm auf freien Felde begegnete, und ein Piſtol auf ihn losdrückte, welches aber glücklicherweiſe verſagte. Er glaubte, das ſey blos geſchehen, um ihm ein Schrecken einzujagen, und entwaffnete den Niederträchtigen ganz kaltblütig. Sorglos ſteckte er das Piſtol in ſeine Taſche, und ging in tiefen Gedanken nach Hauſe. Als er hier aber das Gewehr näher unterſuchte, und Kugeln

Kugeln darin fand, machte dieſe Entdeckung auf ſeine Seele ſolch einen ſtarken Eindruck, daß er auf der Stelle den auſſerordentlichen Entſchluß faßte, ſich völlig von der Welt zu entfernen; und in dieſem Entſchluſſe beharrte er auch bis an's Ende ſeines Lebens.

Er wählte ſich ein ſehr hübſches Haus unten in Grubſtreet, (einer Straſſe in London,) ſchaffte faſt alle ſeine Leute ab, ließ das Haus nach ſeinen Ideen einrichten, und wählte davon drei Zimmer für ſich: das eine zum Speiſezimmer, das zweite zur Wohnſtube, und das dritte zum Studirzimmer. Da ſie eins in's andre gingen, ſo pflegte er, wenn ſein Eſſen von einer alten Dienſtmagd auf den Tiſch geſezt wurde, ſich ſo lange in ſein Wohnzimmer zu begeben; und wenn man hier ſein Bette machte, ging er ſo lange in ſein Studirzimmer, bis alles fertig war. Aus dieſen Zimmern kam er von der Zeit an, da er ſie bezog, nie wieder heraus, bis er vierzig Jahre hernach auf den Schultern der Leichenträger herausgebracht wurde. Auch bekamen in dieſer ganzen Zeit weder ſein Schwiegerſohn, ſeine Tochter, ſein Enkel, Bruder, ſeine Schweſter, noch irgend einer ſeiner Verwandten, jung oder alt, reich oder arm, kurz kein Menſch ihn wieder zu ſehen, auſſer jene alte Dienſtmagd, die Eliſabeth hieß. Sie allein machte ſein Kaminfeuer, machte ſein Bett, brachte ihm zu eſſen, und reinigte ſeine Zimmer. Auch ſie ſah ihn nur äuſſerſt ſelten, nur im-

immer im höchſten Nothfall, und ſtarb nicht länger als ſechs Tage vor ihm.

In der ganzen Zeit ſeiner Einſperrung koſtete er nie weder Fiſch noch Fleiſch. Sein gewöhnlichſtes Eſſen war Hafergrütze. Dann und wann hatte er des Sommers einen Sallat von ausgeſuchten kühlenden Kräutern, und, als ein Leckerbiſſen, wenn er ſich an einem Feſttage etwas zu gute thun wollte, aß er den gelben Dotter von einem Hühnerei; aber nichts von dem Weiſſen. Was er an Brodt aß, ſchnitt er aus der Mitte heraus; die Kruſte aber genoß er nie. Sein beſtändiges Getränk war Vierſchillingsbier, und nichts anders; denn er koſtete niemals Wein, noch gebrannte Waſſer. Dann und wann, wenn er es ſeinem Magen für dienlich hielt, aß er eine Art von Zuckerwerk; zuweilen trank er auch etwas Kuhmilch, die ihm ſeine Dienſtmagd, noch heiß vom Melken, holen mußte. Bei dem allen hielt er ſeinen Bedienten einen reichlichen Tiſch, und bewirthete jeden Fremden oder Pächter ſehr gut, der in ſeinem Hauſe etwas zu thun hatte.

Alle Bücher, die neu herauskamen, wurden ihm gekauft und gebracht; Streitſchriften aber legte er beſtändig auf die Seite, und las ſie niemals.

Weihnachten, Oſtern, und an andern Feſttagen, ließ er in ſeinem Zimmer eine groſſe Tafel decken, mit allem beſezt, was die Jahrszeit vermochte,

auch

auch mit vielen Weinen; welches alles von ſeiner Dienſtmagd aufgetragen wurde. Nach einem Dankgebete für Gottes Wohlthaten, pflegte er dann eine reine Serviette anzuſtecken, ein Paar weiſſe Holländiſche Handſchuh anzuziehen, die ihm bis an die Ellbogen reichten; dann ſchnitt er ein Gericht nach dem andern vor, und ſchickte einen Teller an einen armen Nachbar, und den zweiten an einen andern, bis der Tiſch ganz leer war. Darauf betete er wieder, legte ſeine Serviette zuſammen, und ließ das Tiſchtuch wieder wegnehmen. Dies pflegte er an dergleichen Tagen Mittags und Abends zu thun, ohne von irgend einem Gerichte ſelbſt einen Biſſen zu koſten.

Wenn arme Leute unverſchämt vor ſeiner Thür bettelten und wehklagten, ſo wurde ihnen, eben deswegen, nicht ſogleich etwas gereicht. Wenn er aber aus ſeinem Zimmer, welches nach der Straße hinausging, irgend einen Kranken, Schwachen, oder Lahmen ausfindig machte, ſo ſchickte er alsbald zu ihnen, um ſie zu tröſten und zu unterſtützen; und ſchenkte ihnen nicht etwa nur eine Kleinigkeit für dasmal, ſondern ſo viel, daß ſie ſich viele Tage nachher noch davon erquicken konnten.

Auſſerdem pflegte er ſich zu erkundigen, und darauf zu merken, welche von ſeinen Nachbaren fleiſſig in ihrem Beruf und Gewerbe waren, und welche von ihnen eine groſſe Laſt von Kindern hatten;

ken; vornehmlich auch, ob ihr Fleiß und ihr Erwerb auch zum Unterhalt der Ihrigen hinreiche. Und dergleichen Leuten ſchickte er reichliche, und ihren Bedürfniſſen angemeſſene Unterſtützung.

Er ſtarb in dieſem ſeinem Hauſe in der Grubſtraſſe, nachdem er ſich ganzer vierundvierzig Jahre einſiedleriſch eingeſperrt hatte, den 29. October 1636, vierundachtzig Jahr alt. Bei ſeinem Tode war ſein Haar und ſein Bart ſo lang und dicht gewachſen, daß er einem Einſiedler aus der Wildniß ähnlicher ſah, als einem Einwohner der größten Städte in der Welt.

3.

Einwirkung eines äuſſern Gegenſtandes auf die Verwirrung unſrer Ideen.

Wir pflegen uns entfernte Bekannte, die wir aber noch nicht perſönlich kennen gelernt haben, unter einer gewiſſen Geſtalt, Figur, Leibeslänge, und unter gewiſſen Geſichtszügen zu denken, die ihnen unſere Phantaſie andichtet, weil wir überhaupt uns nichts ohne ein ſinnliches Zeichen vorſtellen können. Unſere Einbildungskraft verfährt hierbei allemal nach gewiſſen Gründen, warum ſie ſich den Entfernten grade unter dieſer und keiner andern Geſtalt

denkt,

denkt, ob wir uns gleich dieſer Gründe nicht immer bewußt ſind. Hat man uns ſchon eine Beſchreibung und Vergleichung der unbekannten Perſon gemacht: ſo ſtellt man ſie ſich auch ungefähr wie den mit ihr verglichenen Gegenſtand vor, aber doch nicht ganz ſo; ſondern wir leihen ihr Züge, die ſie von jenem in etwas unterſcheiden, und aus einem Gemiſch von mehrern, von andern ähnlichen Gegenſtänden hergenommenen, Kennzeichen beſtehen; hat man uns aber noch gar keine körperliche Beſchreibung von der unbekannten Perſon gemacht: ſo bildet ſich unſere Phantaſie von irgend einem oder mehrern Umſtänden, die wir von der Perſon wiſſen, ein eigenes Bild, welches freilich ſelten zutrifft. Dieſes Bild kann bisweilen eine ſolche Lebhaftigkeit und Feſtigkeit in uns erhalten, daß es uns gar nicht möglich iſt, uns die Perſon anders, als nach dieſer Phantaſie vorzuſtellen; daher die öftere Verwirrung, worin ſich Leute befinden, die ſich zum erſtenmale ſehen, wovon ich hier ein ausgemachtes Beiſpiel liefere.

Der Staatsminiſter *** aus ** machte vor einigen Jahren durch einige Provinzen des Staats eine Reiſe, um verſchiedene bei dem Juſtiz- und Finanzweſen eingeſchlichene Misbräuche zu unterſuchen. Wohin er kam, wurde er mit aller Ehre, die ſeinem Stande gebührte, empfangen, und in verſchiedenen Städten wurde er mit feierlichen Reden von Seiten des Magiſtrats bewillkommt. Eine ſol-

ſolche Rede ſollte ihm auch zu *** von dem dortigen Bürgermeiſter gehalten werden, welches ein auſſerordentlich geſchickter, und ſonſt ſehr beredter Mann war. Der Miniſter, ein kleiner, hagerer Mann, der ſein eigenes Haar trug, trat in den Saal des Rathhauſes, und der Herr Bürgermeiſter auf ſeinen Rednerplatz. Mit einer ſichtbaren Verwirrung fing der gute Mann ſeine Rede an, ſtockte, räuſperte ſich, und blieb endlich ſtecken, ohne ein einziges Wort weiter vorbringen zu können. Der Miniſter ſchien unwillig über den Redner zu ſeyn, und die ganze Verſammlung ſchied aus einander.

Der Miniſter wurde zu einem Mittagsſchmauſe eingeladen, der ganze Magiſtrat, die Honoratioren der Stadt waren gegenwärtig, und der Miniſter kam neben dem Bürgermeiſter zu ſitzen, deſſen Rede ein ſo klägliches Ende genommen hatte. Beide lieſſen ſich in ein Geſpräch ein, und der Miniſter ſahe nun, daß der leztere ein vortreflicher Kopf war, der ſich ſehr gut auszudrücken wußte, und ſehr weitläuftige Kenntniſſe verrieth. „Aber wie iſt es möglich, fing der Miniſter endlich an, daß ein Mann von Ihrer Lebhaftigkeit, von Ihrer Suade in ſeiner Rede ſtecken bleiben konnte?“ „Ich will es Ew. Excellenz erklären, erwiederte der Bürgermeiſter: — „Ich hatte Ew. Excellenz nie geſehen. Ich ſtellte Sie mir als einen Mann mit einem groſſen dicken Bauche, einer langen Wolkenparücke,

einem mit dickem Golde beſezten Kleide, und einer kühnen Miene vor. Ich fand dies alles bei Ihrem wirklichen Anblicke nicht; und dies allein, daß ich einen ganz andern Mann vor mir ſtehen ſahe, als ich mir bisher imaginirt hatte, brachte mich aus aller Faſſung.“

4.

Fortgeſezte Nachricht von einer Geiſterſeherinn.

(Siehe 4ten Bandes 1ſtes Stück, Seite 122 ff.)

Nachfolgende Berichte von einer ſonderbaren Geiſterſeherinn ſind ein abermaliger Beweis, welch eine erſtaunliche Gewalt eine erhizte und verſchrobene Phantaſie über uns, und vornehmlich über ſchwärmeriſche Weiber, bekommen kann; denn kein Vernünftiger wird die Erzählungen der Madam Beuter für etwas anders, als lebhafte, im Wachen gehabte, Traumbilder halten, ſo ſehr ſie auch das alles deutlich und wirklich geſehen und gehört zu haben vorgiebt. Es iſt bekannt, daß Ideen der Phantaſie durch mancherlei Umſtände, ſonderlich durch eine lebhafte Bewegung des Bluts und Gehirns eine ſolche Stärke und Helligkeit bekommen können, die die Lebhaftigkeit ſinnlicher Eindrücke noch weit über-

übertrifft und ganz verdunkeln kann. Geſellt ſich dazu nun noch irgend eine andre religiöſe Grille, Bilder und Gefühle von einer geträumten himmliſchen Entzückung; iſt die Seele von feurigen Gedanken an Gott und den Erlöſer, oder von ſchrecklichen Vorſtellungen an einen Teufel eingenommen: ſo kann die Phantaſie mit dem armen Menſchen machen, was ſie will, ſo ſieht er Dinge, die nie exiſtirt haben, und nie exiſtiren werden, hört Stimmen und Worte, die nie ausgeſprochen worden ſind, macht Spazierfahrten durch den Himmel, — ſo wie ihn der Enthuſiaſt irgend einmal aus einem Gemälde, oder in einer Predigt, oder in einem myſtiſchen Erbauungsbuche abgeſchildert gefunden hat. Die weibliche Seele, die ihre Natur auch im Traume nicht verläugnen kann, erblickt männliche Geſtalten, Engel u. dergl., wird von ihnen holdſelig angeredet, und die Gottheit kommt wohl gar ſelbſt, bei der Phantaſtinn ihren Beſuch abzulegen. Alles dies iſt der erhizten Einbildungskraft ſo leicht, läßt ſich ſo äuſſerſt natürlich aus ihren Geſetzen, die auch bei den ſtärkſten Verwirrungen der Phantaſie noch zum Grunde liegen, erklären, daß ich nicht begreifen kann, wie es möglich iſt, dergleichen natürliche Phänomene der Seele für übernatürliche Wirkungen einer höhern Offenbarung zu halten; nicht begreifen kann, warum dergleichen Offenbarungen ohne ſehr wichtige groſſe Zwecke da ſeyn ſollen, ich will nicht ſagen: ob überhaupt da ſeyn

können. Der vornehmſte Grund von ſolchen aber= gläubiſchen und ſchwärmeriſchen Meinungen liegt theils in der ſo groſſen Neigung des Menſchen zum Wunderbaren; theils auch, und vornehmlich dar= in, daß wir unſere Kinder damit von Jugend auf unterhalten, und ihnen die leſung gewiſſer Bücher zur Pflicht machen, worin dergleichen Erſcheinun= gen Gottes, der Engel und Teufel faſt auf allen Seiten vorkommen. Man wird vergeblich wider den Aberglauben und die Schwärmerei predigen, ſo lange dergleichen geiſtervolle Schriften nicht behut= ſamer der Jugend überreicht, und deutlicher, als gemeiniglich geſchieht, erklärt werden. — „Was dieſem und jenem Mann in vorigen Zeiten geſchahe, kann auch ſich mir beſonders nähern!“ Was iſt natürlicher, als daß ſolche Gedanken bei einer nur etwas lebhaften, durch Religionsempfindelei verſchro= benen, Phantaſie in uns entſtehen können! Was natürlicher, da dieſe Gedanken die menſchliche Ei= telkeit ſo ſehr nähren, uns über andere Menſchen erheben, und ein gewiſſes behägliches Gefühl von Glückſeligkeit erzeugen, das allen Schwärmern bei ihren Phantaſien ſo eigen iſt!

P.

Madam Beuter, welche ſich jezt zu Lindau am Bodenſee aufhält, nachdem ſie vorher in Augs= burg

burg gewohnt hat, glaubt ſchon ſeit mehrern Jahren her, himmliſche Erſcheinungen zu haben, und glaubt ſie ſo ſteif und feſt, daß ſie auf keine Art davon abgebracht werden kann. Sie hat nicht nur eigene Berichte darüber aufgeſezt, ſondern verſchiedene der gehabten Erſcheinungen, ſo weit ſich ihr Talent im Malen erſtreckte, ſehr vielfarbig abgezeichnet, davon ich die Zeichnungen ſelbſt in Händen gehabt habe.

Das erſte Gemälde ſtellt eine Stube vor, die durch einen himmliſchen Glanz erleuchtet wird. Die Geiſterſeherinn liegt im Bette. Zu ihrer linken ſizt ein himmliſches Weſen in einem blauen Kleide, zur Rechten ſteht ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, und neben dem Engel ein Teufel (ſo wie man beide Herren ſehr oft in myſtiſchen Kupfern zuſammen gemacht findet) in ſchrecklicher Geſtalt. Aus dem Munde des Engels gehen die Worte: Herr, laß es genug ſeyn! Unter das Gemälde hat ſie mit eigener Hand geſchrieben: „Diß geſicht iſt geſchehen und geſehen worden von mir Eupherſyna Beitherin in Lindau im Monat December Morgens um ½ 5 Uhr 1771, als die Nacht noch ſtark finſter war, wurde es um dieſe Zeit, auf einmahl heller Tag, zu meiner Verwunderung ſaß zugleich eine Himmliſche Perſohn gegen meine linken Seite. an meiner rechten ein Engel Gottes, in der Höhe gegenüber eine Klarheit. Dieſe ließe ſich 4 Mahl ſehen, zwiſchen ihrer abwechslung empfand ich

ich auſſerordentliche ſchmerzen am Rücken vom ſathan, dieſer ließe ſich zulezt auch ſehen, in meinen großen ſchmerz ſagte der Engel zu der Klarheit 3 Mahl, Herr laß es genug ſeyn, er ließ ſich erbitten und machte ein Ende die Perſonen verſchwanden, der Tag wurde zur Nacht wie vorhin, alles dauerte eine halbe Stund. Gott der allmächtige iſt von dieſem allen auch mein Zeige.“

Das zweite Gemälde betrifft eine Erſcheinung, welche Madam Beuter vom offenen Himmel gehabt zu haben behauptet. Die Träumereien von einem offenen Himmel findet man faſt bei allen lebhaften Schwärmern und Schwärmerinnen. Je unbeſtimmter überhaupt die Idee von einem Himmel iſt, und bleiben wird, je mehr Feld gewinnt die menſchliche Phantaſie zu hunderterlei albernen Grillen, wozu ſie allen nur erwünſchten Stoff in der Bibel findet. Das Gemälde ſelbſt ſtellt den Himmel vor, über den ſich aus der Wohnung Gottes ein Lichtſtrahl über viele tauſend Menſchen ergießt. Unter dieſer Wohnung erſcheinen drei Engel, und führen in ihrer Mitte eine Frauensperſon von göttlicher Schönheit. Die weitere Beſchreibung dieſes Gemäldes kann man in den von ihr ſelbſt aufgeſezten Nachrichten Seit. 127, 4ten Bandes 1ſtes Stück der Seelenkunde, nachleſen. Unter dies Gemälde hat ſie wiederum mit eigener Hand geſchrieben, daß ſie wahr und wahrhaftig, alles dies, ſo wie ſie es beſchrieben, geſehen habe.

Ueber=

Ueberhaupt iſt dieſes ſchwärmeriſche Weib von nichts ſo ſehr überzeugt, als von der Wahrheit ihrer Träumereien. Daß ſie den tiefſten Eindruck auf ihre Seele gemacht haben, der auch wohl ſchwerlich je wird wieder ausgelöſcht werden können, zeigen ihre Erzählungen der kleinſten Umſtände ihrer Viſionen nach ſo langen Jahren. Einige Worte, die Gott mit ihr geſprochen haben ſoll, um ſich von ihrem Manne zu trennen, und die ſo lauten: **Gehe aus von ihm, denn ich will ihn verderben,** hat ſie ſogar mit goldenen Buchſtaben auf ein Stück Sammet geſtickt.

Zu mehrerer Erkenntniß und Beurtheilung der ganzen Sache will ich das Wichtigſte hierher gehörige, aus zweien Briefen des verdienſtvollen Herrn Pfarrer Müller zum heil. Kreuz in Augsburg, auszugsweiſe herſetzen.

„Die viele Mühe, die ſich Madam Beuter bei Zeichnung ihrer Viſionen gegeben, die Zuverſicht, mit der ſie ſpricht, dieſe Worte gehört zu haben, ſo daß ſie lieber tauſend Leben lieſſe, als ſich eine Sylbe davon wegdiſputiren, zeigen doch wirklich, daß ihre Erſcheinungen und gehörte Stimmen den tiefſten Eindruck auf ihre Seele gemacht haben müſſen. Eins von ihren Gemälden habe ich ſchon ſeit Jahr und Tag in Händen, und doch kann ſie noch Jedem auf's genauſte alles pünktlich ſagen, was darauf ſteht. Wie ich überhaupt erſtaunen muß,

 daß

daß ſie, ohne zu variiren, auf das allerpünktlichſte noch mit einerlei Worten erzählen kann, was ſie vor mehr als 20 Jahren vor Erſcheinungen gehabt.“

Noch muß ich erinnern:
Madam trinkt viel Kaffe, iſt von ſtarker Perſon, vollblütig, hat in ihrer Ehe ſehr misvergnügt gelebt; was ihr etwa halb ſchlafend mag (ich ſchreibe mit Fleiß mag, weil etwas Zuverſichtliches ich und viele andre gern aus der Seelenkunde leſen möchten, nämlich was Ew. . . von dieſer ganzen Sache, ſo wie Sie davon benachrichtigt worden ſind, halten) geträumt haben, hält ſie vor wirklich geſehen und gehört. *) Freilich ein Lavater, der gleich überall lauter Wunder ſieht, der einen Maler, welcher ihn ganz und gar nicht getroffen, plötzlich mit tauſend Küſſen ſoll umarmt haben, als jener ſich entſchuldigte — „er finde vor itzo freilich keine Aehnlichkeit, allein ſo und um kein Pünktlein anders werde er als ein Verklärter einmal im Himmel ausſehen, — ein La=

*) Ich habe meine Meinung über Madam Beuter ſchon oben geſagt. Daß ſie ihre Träumereien für etwas wirklich Geſehenes und Gehörtes hält, beweiſt nichts, da mir hundert Beiſpiele bekannt ſind, daß lebhafte und vollblütige Leute ihre Träume für Wahrheit hielten, und, wegen der Lebhaftigkeit gewiſſer Vorſtellungen, jene vom Wachen nicht unterſcheiden konnten, und — doch hatten ſie offenbar geträumt.

P.

Lavater würde alſo freilich hier lauter Wunder ſehen; allein leere und blos allein Einbildung mag doch auch alles nicht ſeyn. Die Einwirkung der Seele in den Körper und umgekehrt iſt ſehr mannigfaltig. NB. Madam B. hat noch in Lindau beſtändig fort Erſcheinuugen.

Auf einen von mir an den würdigen Herrn Pfarrer Müller über dieſe Sache geſchriebenen Brief, worin ich die Viſionen der Madam Beuter für nichts anders als für Geburten der Einbildungskraft erklärte, und ich mich nach mancherlei Umſtänden des ſonderbaren Weibes genauer erkundigte, erhielt ich folgende Antwort:

„Ihre Urtheile, daß bei Madam B. alles Einbildung ſey, unterſchreibe ich, doch mit der Einſchränkung, — woher kommt es doch, daß ſie alles nach 10 bis 30 Jahren noch ſo pünktlich genau weiß, und keine Abſicht zu **blenden**, oder zu **betrügen** haben kann; *) noch bis heute

*) Nicht alle Schwärmer und Geiſterſeher haben grade die Abſicht zu betrügen, — wollen ſie betrügen: ſo ſind ſie Schurken; aber es giebt gewiſſe gutmüthige Leute jener Art, welche keine andere Abſicht haben, als das, was ſie wirklich glauben, auch bei andern geltend zu machen. Sie ſind **Betrogene**, und hintergehen andere, ohne daß ſie es wiſſen. Freilich iſt's wohl nicht zu läugnen, daß die Neigung, von ſich etwas Sonderbares zu ſagen, der Werth, den

heute darauf ſtirbt, alles pünktlich unter den beſchriebenen Umſtänden geſehen und gehört zu haben? Was mögen wohl da die Geſchäfte der Seele geweſen ſeyn? Wie mag ſie wohl gewirkt haben, daß ſolche gewaltige Eindrücke blieben, und ihr nicht zu benehmen ſind — ſelbſt durch die vernünftigſten Vorſtellungen nicht, daß ſie mit einer gewiſſen Seelenwonne und mit völliger (vermeinter) Ueberzeugung davon ſpricht, oder ſchreibt. — Glauben ſie ja nicht, daß Schwärmerei oder Aberglauben über meine Gottlob! geſunde Seele etwas vermögen. Doch, da wir einmal im Unterſuchen ſind, ſo wollen wir nicht müde werden. Nun diene ich Ihnen auf Ihre Fragen, Madam Beuter betreffend:

a) Sie iſt nicht katholiſch, und iſt meine Beichttochter geweſen.

b) Ihr Leben war jeder Zeit gewiß recht regelmäſſig. Von Kindheit an lebte ſie unterm Druck. Sie muß eine gute Erziehung gehabt haben, und hat ihrem Stande gemäß Welt.

Ihr

den ſie auf ihre myſtiſchen Grillen legen, das Staunen und Horchen der Leichtgläubigen bei ihren Erzählungen, und eine Doſis vom Aberglauben, ſie mit antreibt, ihre Träumereien für lauter Wahrheit auszugeben. P.

Ihr Mann war ein ſehr bekannter Mathematiker, und anfänglich Rechenmeiſter, hielt aber von der Religion ſehr wenig. Sie ſprach Teutſch nicht im Schwäbiſchen Ton, ſondern ganz Hochteutſch. Von Nervenſchäche merkt' ich in dem Umgange von vier Jahren nichts an ihr. Möchten aber ihre Nerven nicht überſpannt ſeyn?

c) Kinder hat ſie nicht. Ihr Mann, als er ſie nahm, war alt, und ſie iſt ſehr korpulent; ſcheint mir auch etwas zu ſchnell gegen einen langſamen Beiſchläfer. Jezt iſt ſie in Lindau am Bodenſee mit einem Mann verſorgt, von deſſen gegenſeitiger Liebe ſie ganz eingenommen iſt. — Geſpukt hat es bei ihr die Zeit noch immer."

Es ſind mir mehrere Beſcheide von Geiſtlichen über die Viſionen der Madam Beuter zugeſandt worden, davon ich aber nur einen von einem rechtſchaffenen und gelehrten Augsburger Prediger herſetzen will, welcher im Ganzen die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte angeſehen hat, obgleich nicht alle Leſer ſeine theologiſchen Ideen unterſchreiben dürften.

P.

Ueber

Ueber die Erſcheinungen d. Fr. B.

Es kommt hierbei meines Erachtens erſtlich auf die Frage an:

Sind die Erzählungen gegründet, oder eine bloſſe Erdichtung?

Möglich iſt's an ſich ſelbſt, daß Jemand ſo etwas ſehe und höre, als hier erzählt wird, es ſey entweder durch äuſſere Einwirkung Gottes ſelbſt, oder eines Geiſtes, und widerſpricht das weder unſrer Natur, noch den Kräften eines endlichen oder unendlichen Geiſtes, wie die Geſchichte der alten Offenbarungen Gottes ſattſam darthut. Oder es kann Jemand wirklich ſehen und hören durch bloſſe Wirkung ſeiner zu lebhaften Einbildungskraft, durch eine ſolche Stärke der Idearum ſenſualium und Bewegung in den Nerven, über welche der Geiſt des Menſchen nicht mehr Gewalt hat, daß er wirklich innere Wirkungen mit äuſſern verwechſelt, wie bei den Phantaſien in der Fieberhitze, wie bei den Maniacis aller Art, wie uns wohl auch in Träumen begegnet.

Die Wirklichkeit eines jeden ſolchen Ereigniſſes, daß man dies und jenes geſehen oder gehört habe, iſt res facti, läßt ſich, im Fall ihrer innern Möglichkeit, aus keinen Gründen a priori entſcheiden, durch kein Raiſonnement verwerfen oder beweiſen;

ſon-

ſondern allein durch Prüfung des davon vorliegenden Zeugniſſes entſcheiden. Dabei fragt ſich denn: a) Hat der Zeuge, auf deſſen Ausſage das Factum beruht, die Gaben, die Zeit und Gelegenheit, was er ausſagt, richtig zu beobachten? b) Iſt er unbefangen von irgend einer Meinung, die ihn veranlaſſen könnte, mehr oder weniger zu ſehen und zu hören, als wirklich vorgeht? c) Hat er im Affect, oder ohne Affect beobachtet? d) Hat er ſo viel Rechtſchaffenheit und guten Willen, die Sache zu ſagen, wie ſie iſt? e) Iſt er dabei völlig für ſich unintereſſirt; und hat er, ſo wie bei ſeiner Beobachtung ſelbſt, alſo bei dem Zeugniß, was er giebt, nichts zu gewinnen, oder zu verlieren? f) Iſt er ſtark, tugendhaft genug, auch mit Verluſt die Wahrheit zu ſagen? g) Darf er, kann er ohne Hinderniß ſagen, was er denkt?

Ich kenne die Perſon gänzlich nicht; ſehe aber aus den Erzählungen ſelbſt, daß ſie nichts weniger als unbefangen iſt. Bei der Erſcheinung des Vaters war ſchon zuvor ausgemacht, daß der Hr. D. und Praeſes in Straßburg recht habe, der ihm eine ſichtbare Geſtalt giebt. Auch iſt ſie nicht unintereſſirt: denn ſie war des Lebens mit ihrem Mann überdrüſſig, wollte ihn verlaſſen, und nun kommt die Stimme: Gehe aus von ihm! Man merkt auch ſichtbar, daß ſich Niemand ſo leicht unterſtehen dürfe die vorgegebene Facta zu läugnen, ohne ihren innigſten Unwillen aufzureizen; ein Kennzei-

chen

chen einer tiefgewurzelten Rechthaberei. Ja ſie iſt geneigt, dergleichen Perſonen alle Gottſeligkeit abzuſprechen, ihnen Bosheit anzudichten: wie ſchlimm! Zu dem kommt, daß ſie die Gelehrten nichts will wiſſen laſſen — ohe jam ſatis! Da wäre alſo noch viel zu fragen, ob die Offenbarungen wirklich geſchehen, oder erdichtet ſind?

Zweitens aber, poſito: alles ſey geſchehen wie es erzählt iſt, was iſt von dieſen Offenbarungen zu halten? Sind ſie Wirkungen von auſſen, oder Geſchöpfe der Einbildungskraft und einer regelwidrigen Circulation?

Sie ſollen nach dem Vorgeben d. Fr. B. göttlich gewirkte Erſcheinungen und Offenbarungen ſeyn. Das ſind ſie nicht, das können ſie ſchlechterdings nicht ſeyn. Einmal wiſſen wir aus der Vernunft und Schrift von dergleichen Offenbarungen keinen Vermuthungs- und Erwartungsgrund; nirgend ein Verſprechen derſelben, eine Anweiſung, wie wir uns dabei verhalten, keine, wie wir uns nach Maaßgabe derſelben beſtimmen ſollen. Gott hat ſich uns offenbart durch ſeine Werke, und durch die eingeführten Geſetze der phyſiſchen Natur; er hat ſich offenbart durch die heil. Schrift. Iſt er unveränderlich, ſo bleibt er bei ſeiner einmal erklärten Meinung und Anweiſung, und kann ſich durch neue Offenbarungen

gen nicht widerſprechen. Auch wäre es ſeiner Weis⸗heit zuwider, was ſchon bekannt iſt, noch einmal auſſerordentlich zu offenbaren. Sollte dies leztere ja geſchehen: ſo müßten groſſe Zwecke vorhanden ſeyn, die ſich ohne das nicht erreichen lieſſen, und erreicht werden müßten. Jezt wollen wir die vorliegenden Erſcheinungen ein wenig durchgehen:

1) Das Kind von vier Jahren hört eine Stim⸗me: Thue die Bibel auf den Tiſch! *) Was ſoll doch dieſe Offenbarung? Liebe zu der Bibel wirken? Ueberflüſſig — das Kind hat ja Chriſtliche Aeltern und Chriſtlichen Unterricht. Da wird es Gottes Offenbarungen hören, und die Wahrheit wird mit ihrer eignen efficacia wirken. Die alte Offenba⸗rung ſagt: Die Wahrheiten des Heils ſeyn, was ein guter Saame iſt, zur Wiedergeburt des Her⸗zens. 1. Pet. 1, 23.

2) Was ſoll das Licht durch die Stubenkam⸗mer? Es ſpricht nichts. Wer hat denn geſagt, daß dies Gottes Wirkung ſei? Woher weiß man das? Die Aeltern ſagten: NB. auſſer der Chriſtkindleinszeit ſehe man nichts: alſo doch in der Chriſtkindleinszeit. So kamen alſo die Begriffe von göttlicher Erſcheinung aus der älterlichen Erzie⸗hung **).

3) Je⸗

*) Siehe 4ten B. 1ſtes St. Seite 122.

**) Ein Umſtand, der hier ſehr in Betrachtung kommt.

3) Jeſus erſcheint ſichtbar 1770, und redet eine Menge; die Fr. B. weiß nicht was? und er verſchwindet. Zu was ſoll dieſe Erſcheinung? Wieder kein Zweck, kein Nutzen. Das N. T. vertröſtet die Gläubigen, was das Sehen des Herrn Jeſu anbetrifft, auf die lezte Erſcheinung. 1. Pet. 1, 7. 8. 1. Joh. 3, 2. Es verſichert, Jeſus ſey bis dahin verborgen in Gott. Coloſſ. 3, 3. Hier widerſpricht abermals die Offenbarung der Fr. B. der alten Offenbarung, und iſt alſo — Traum!

4) Die Erſcheinung im Traum 1771 iſt ſchon verdächtig, denn der Herr iſt dabei, und der erſcheint nicht. Vid. anteced. Das licht an der Decke kann Traum ſeyn. Der Schmerz iſt eine Nervenſache, die hundert Menſchen erfahren, welche durch Gram und Verdruß, oder durch ſtarke Arbeiten ermattet ſind. Und was hatte dieſe Offenbarung für einen Zweck? Iſt was noch nicht Offenbartes geſagt? „Halt an! halt ein! halt aus:“ dies ſteht lange in der Bibel, und iſt oft wiederholt in den Troſtbüchern ipſiſſimis verbis. Der Teufel — O all die einfältigen Bilder von ihm! Die rechte Offenbarung ſagt: er ſey ein Geiſt, und der hat nicht Figur und Form. Ein allereinziges mal hat er Menſchengeſtalt bei der wundervollen Verſuchung Chriſti. Ein Engeln mit Flügeln! — Die ganze Erſcheinung habe ich in alten Krankenbüchern oft gefunden, eben ſo abgebildet wie hier.

5) Eben

5) Eben ſo die, von den Wohnungen Gottes. Einer, nur Einer hat ſie geſehen, der wahre Offenbarung hatte. Der eben erzählt 2. Cor. 12, 4. er habe gehört αῤῥητα ῥηματα, α ὀυκ ἐξον ανθρωπῳ λαλησαι. Hatte die Frau B. eine auſſerordentliche Erlaubniß die ihrige zu ſagen? Paulus, der Apoſtel, darf uns den Himmel nicht beſchreiben. Es iſt alſo Gottes Wille, wir ſollen ihn nicht kennen für jetzt. Alſo auch falſch, daß er d. Fr. B. gezeigt worden; oder was ſie ſah, iſt nicht der Himmel. Die Sache ſieh: abermal einem bekannten Kupferſtich aus irgend einem himmliſchen Brautſchatz, Liebeskuß, geiſtlichen Perlenſchnur ꝛc. gleich.

6) Anno 1776 ſieht die Frau den Vater. Die alte ächte Offenbarung Gottes ſpricht von ihm 1. Tim. 6, 16. Welchen kein Menſch geſehen hat, noch ſehen kann. Es kann ihn alſo auch F. B. nicht geſehen haben, oder was ſie ſah, iſt nicht der König aller Könige, der Herr aller Herren. Moſes wollte auch einmal ihn gerne ſehen: da bekam er zur Antwort: (Exod. 33, 20.) Mein Angeſicht kann Niemand ſehen. Die Jünger wollten's auch, und der Herr ſprach: Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater.

7) Die Erſcheinung mit dem Donner 1778, iſt wieder recht ungöttlich. Iſt denn die Drohung: Ich will ihn verderben — eingetroffen? Iſt

er auf ſolche Art verderbt worden, daß dabei die Frau B. in Gefahr ihres eignen Lebens war, und alſo aus ſeiner Gegenwart fliehen mußte? Alles nichts. Wie, Gott ſoll einer Frau ſagen: Verlaß deinen Mann, der in der rechten Offenbarung befohlen hat: Es ſoll das Niemand ſcheiden, was Gott zuſammengefügt hat, den Ehebruch ausgenommen? Gott ſoll ſeine Gerichte über einen Menſchen offenbaren, ſoll ſelbſt deklariren: Er iſt verworfen, und uns alſo verführen, Andre zu verdammen? da er doch geſagt hat in ſeinem Worte: Richtet nicht, verdammet nicht. Gott iſt nicht ein Verſucher zum Böſen.

8) Die Stimmen alle, wegen der am Halsweh kranken Freundinn, offenbaren nichts, was nicht jeder verſtändige Arzt zum voraus aus dem Buche der Natur auch gewußt hätte, und halfen nichts, waren blos müſſige Unterredungen. Zudem war die Bitte falſch: Herr, mache ſie geſund; ſie hätte ſollen bedingt ſeyn, nach ſeinem Willen. Eins befremdet mich dabei. Bei dem zweiten Anfall des Schadens am Zäpflein hat die Stimme wirklich eine Wahrheit geſagt, welche die Fr. B. nicht verſtand, und noch nicht verſteht, ſehr wahr: Warte des Leibes ꝛc. Denn, aller Erzählung nach, hatte die gute Freundinn morbum venereum. Die Warnung aber ſteht ſchon in der heil. Schrift, und iſt überflüſſig.

9) Die Bitte um Gnade für die Verſtorbne iſt Chriſtlich. Die Antwort des allerhöchſten Gottes ganz unwürdig. Er wird wohl über ſein Gericht uns um nichts und abermal nichts Belehrungen geben.

10) Die Bußerweckung des ſeligen Hrn. B. durch eine Stimme war ihm wohl, ihrer Vorſchrift nach, längſt bekannt; ſteht auf allen Blättern der Schrift; iſt überflüſſig.

11) Das Zeigen der Hölle iſt unnöthig. Gott hat uns hinlängliche Belehrungen gegeben. Und zu was ſollte das helfen?

12) Die Offenbarung der neuen Verheurathung — was entdekt ſie? Daß die Fr. B. nicht zum Viehſtall geboren iſt? Das wußte ſie zuvor. Wer der von Gott für ſie beſtimmte zweite Mann iſt? Aber war ſonſt kein Mittel da, dies zu erfahren, als ein Wunder? Ich glaube, wer den Hrn. W. kennt, konnte ihr das alles von ihm ſagen. Man konnte ihn ſelbſt fragen. Aber, wie es ihr in Zukunft gehen werde, wer, als Gottes Offenbarung, wußte das? Freilich, ſonſt Niemand; doch iſt ja dieſe Sache noch nicht erfüllt, noch iſt es nicht ausgemacht, ob es ſo gehe. Zudem entdeckt uns der Herr unſre künftigen Schickſale für gewöhnlich nicht; warum hier eine Ausnahme? Wir haben kein Verſprechen Gottes zu dergleichen Anleitungen,

auch keins zur Erwartung des prophetiſchen Geiſtes. Die Propheten waren nur in den erſten Gemeinden, ſeit der Zeit nicht mehr; eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit iſt alſo auch für dieſe Offenbarung da.

Nach Erwägung aller dieſer Punkte kann man kühn ſagen, die erzählten Geſichte ſind keine göttliche Offenbarungen. Und was ſonſt? Die Fr. B. hat doch wirklich geſehen und gehört. Nun ja, ponamus hoc: ſo war alles ein Product der gereizten und gewöhnten Einbildungskraft. Die gute Fr. hat von Jugend auf, wie z. E. in der Kindheit vom Chriſtkindlein gehört, und daß man da Licht und Helle ſieht. Sie muß zu einer Familie gehören, die an ſolche Dinge glaubt, hat etwa dergleichen Geſchichten erzählen hören (it. das Schreiben ihres Schwagers); muß Gemälde und Kupferſtiche von ſolcher Art geſehen, und Bücher gebraucht haben, in denen nach älterer Art mehrere Wahrheiten des Evangelii durch Gedenkſprüche vorgetragen werden. Sie hat vielleicht auch Scrivers Seelenſchatz geleſen, und viele Geſpräche der Seele mit Jeſu, die man im vergangenen Jahrhundert und den erſtern decenniis des jetzigen vorzüglich liebte. Daher ihre Geſichte, daher ihre Stimmen, quoad materiam. Nun kommt ihre perſönliche Beſchaffenheit, ihr Kummer, ihre ſchlimme Ehe hinzu. Erſt mit der Theurung 1770 fängt die Geſchichte ihrer Offenbarungen an, und nach

den widrigen Zuſchriften ihres Mannes iſt der meiſte Theil geſchehen nach 1771. Aber nagender, freſſender Kummer verdirbt uns gern die Verdauungskräfte, wird die Urſache ſcharfer Säfte, leicht gereizter Nerven, erhebt eben dadurch die Einbildungskraft über ihre Schranken. Man denkt über ſeinen Zuſtand, man macht Entwürfe, man tröſtet ſich, und gewöhnt ſich dann immer mehr und mehr zum Selbſtgeſpräch; man ſchüttet ſeinen Unmuth aus, man habert, man ſtreitet mit Widerwärtigen, als hätte man ſie vor ſich. Man nimmt auch wohl ſeine Zuflucht zum Gebet. Iſt's ein Wunder, wenn man auch davon träumt? Wenn vi legis imaginationis et reminiſcentiae ähnliche Ideen, die man geleſen und gehört hat, ſich an die gegenwärtigen anknüpfen, als wären ſie ganz neu? Man darf dann vollends ein empfindliches Nervenſyſtem haben, ſo werden aus eignen Gedanken Stimmen, aus einer aufgebrachten Circulation, Schläge und Donner und Geräuſch, und Gott weiß, was noch. Man frage Hypochondriſten, Melancholiſche, Fieberpatienten. In einem ſo von allen Seiten turbirten Zuſtand der Denk- und Vorſtellungskraft äuſſert ſich nicht ſelten die facultas diuinandi, und trifft nicht ſelten ziemlich richtig, ohne Darzwiſchenkunft einer höhern Offenbarung. Iſt man ſchon gewohnt, jeden Gedanken als etwas auſſer ſich exiſtirendes zu betrachten, ſo hört man wirkliche Worte; und iſt der Menſch unwiſſend in

den Kenntniſſen ſeines Geiſtes und ſeiner Seelen-krankheiten, ſo läßt er ſich's nun nicht nehmen; denn der Erfolg macht's klar. Zudem leidet Fr. B. an der Sucht des Phariſäers, der ſich ſelbſt vermaß, daß er fromm wäre, und verachtete die andern; ſie hält es für ein Zeichen des Gnadenſtandes, Antworten und Erſcheinungen zu haben, und hat wohl noch mehr falſche Begriffe in Sachen des Glaubens. Lauter Data, aus denen ſich ihre Geſichte und Stimmen ohne Offenbarung begreifen laſſen.

Die dritte Frage: Wie iſt ſie paſtoraliſch zu behandeln? ein andresmal.

5.

Beitrag zur Geſchichte der Viſionen und der Ausſchweifungen der menſchlichen Einbildungskraft.

Die Geſchichte einzelner Schwärmer, die Darſtellung ihrer einzelnen Plane und Vorſtellungen, und der Gang ihrer Gedanken und Phantaſieen liefert uns zur Seelenlehre die intereſſanteſten Beiträge. Eine philoſophiſche Geſchichte der Religionsſchwärmer fehlt uns noch. Man hat zwar mehrere Hiſtorien und Biographien über dergleichen Leute, aber keine ſolche Darſtellungen ihrer Ideen, woraus man

viel

viel lernen könnte, woraus die Art und Weiſe der Entſtehungsart ihrer neuen ſchwärmeriſchen Begriffe begreiflich würde.

Unter allen Schwärmern älterer und neuerer Zeiten ſcheint mir Mahomet der ſonderbarſte, der auffallendſte zu ſeyn. Der Glaube an ſeine Viſionen dauert noch immer unter einem der größten Völker dieſer Erde fort, und vielleicht iſt es den Leſern des Magazins nicht unangenehm, eine kurze Darſtellung ſeiner Viſionen in dieſem Journal zu finden, ſo wie es überhaupt den Werth dieſer Zeitſchrift vermehren würde, wenn darin mehrere Beiträge über die Schwärmereien vergangener Jahrhunderte, und nicht blos unſerer Zeiten, aufgenommen werden ſollten.

Die Viſionen des Mahomets, die ich aus Caſtilhon Eſſai ſur les erreurs & les ſuperſtitions anciennes & modernes entlehnt habe, ſind gewiß äuſſerſt lächerlich und abgeſchmackt; aber grade dieſes Lächerliche und Abgeſchmackte war der Grund, daß ſie einen ſo groſſen und bleibenden Eindruck auf die Araber machten. Aus alten und neuen Berichten über dieſes Volk, iſt es bekannt genug, wie es ſich von je her durch eine glühende Phantaſie, durch einen warmen Religionsenthuſiasmus, und durch eine auſſerordentliche Liebe zu fabelhaften Erzählungen ausgezeichnet habe. Die Araber konnten nicht glauben, daß ein Menſch ſolch

ein langes Gewebe von Fabeln und ſtarken Bildern durch ſeine bloſſe Phantaſie hervorbringen könne, wenn er nicht das alles wirklich erlebt hätte, wovon er eine ſo ſonderbare Erzählung der Welt mittheilte, und in der Erzählung ſelbſt, wie man aus dem folgenden ſehen wird, lag ein ſo ſtarker Grund, daran zu glauben, daß ſie ohne die gröſte ihnen vorgeſpiegelte Gefahr nicht leicht das Gegentheil annehmen konnten. Mahomet kannte die Menſchen zu gut, als daß er nicht ihre ſchwachen Seiten genuzt haben ſollte, ſo wie ſie alle Sectenſtifter in allen Zeiten zu nutzen gewußt haben.

Daß die Mahometaner noch bis dieſem Augenblick an die phantaſtiſchen Erzählungen ihres Propheten mit ſolcher Steifigkeit glauben, daß ſie jedem, der unter ihnen daran zweifeln wollte, dem ewigen Fluche übergeben, iſt um ſo weniger wunderbar, da viel aufgeklärtere Secten noch ſo vielen Unſinn bei ihrem Religionsſyſtem annehmen, und ſich davon nicht abbringen laſſen. Vornehmlich aber ſind es folgende Gründe, welche die Mahometaner an den Glauben an die albernen Viſionen ihres Propheten feſſeln. —

Der erſte Grund, welcher bei allen Secten und bei allen Menſchen ſo erſtaunlich viel Gewicht hat, iſt der, weil ſie jene Erzählungen von ihren Vätern erhalten haben, dieſe wieder von ihren Vätern, u. ſ. w., bis man in einer genealogiſchen Folge dieſes

Aber-

Aberglaubens auf die Leute ſelbſt kommt, welche die ganze fabelhafte Geſchichte aus dem Munde des Propheten unmittelbar erhalten zu haben vorgaben. Eine ſolche Erzählung, welche ſich von Geſchlecht auf Geſchlecht fortpflanzte, und noch dazu in einem Buche aufgezeichnet war, deſſen Inhalt, ſo albern er auch immer ſeyn mag, als eine von der Gottheit ſelbſt aufgezeichnete Schrift betrachtet wird, mußte bei einem ohnehin blinden Volke den ſtärkſten Eindruck machen. Alles, was uns von unſern Aeltern und Vorfahren erzählt wird, hat etwas ehrwürdiges für unſre Einbildung an ſich; vornehmlich weil uns dergleichen Dinge ſchon frühzeitig in unſrer Jugend erzählt werden, und mit den Jahren in uns gleichſam anroſten.

Der zweite Grund, welcher eben ſo leicht die Menſchen zur Leichtgläubigkeit verführt, liegt unſtreitig darin, daß die Viſionen des Mahomet, ihres Unſinns ohnerachtet (ſo wie die Götterlehren und Theogonien der Alten), ſehr unterhaltend ſind, und die menſchliche Einbildungskraft, dieſe unruhigſte aller Seelenfähigkeiten, auf eine angenehme Art beſchäftigen. Die meiſten Religionsſyſteme alter und neuer Zeiten haben nicht ſowohl dadurch ſich eine Menge Verehrer erworben, weil ſie Wahrheiten der Vernunft auf eine deutliche und beſtimmte Art zu unſrer Glückſeligkeit darſtellen; ſondern weil ſie gewiſſe Lehren vortragen, die ſich an unſere Ein-

 bil-

bildungskraft anſchlieſſen, und die Neigung zum Wunderbaren in uns nähren. Es iſt um das äuſſere Anſehn der meiſten — wo nicht aller Chriſtlichen Religionslehren ſelbſt gethan, ſobald die Aufklärung einmal ſo weit gehen ſollte, daß alles Wunderbare davon abgeſondert werden müßte. —

Der Menſch, vornehmlich wenn er noch nicht an ein ernſthaftes Nachdenken gewöhnt iſt — und wie viel ſind daran gewöhnt? — opfert gern die Wahrheit ſinnlichen phantaſtiſchen Bildern auf, und er ſcheut ſich, dieſe Bilder zu beleuchten, weil er ſich durch eine nähere Unterſuchung nicht gern um das Vergnügen bringen läßt, welches ſie ihm gewähren. Durch eine lange Gewohnheit an dieſe Bilder wird ſeine Vernunft hierbei endlich ſo abgeſtumpft, daß er wahrlich nicht einmal mehr mit Ernſt darüber nachdenken kann. Die Gewohnheit verwandelt den Unſinn in Wahrheit. — Doch hier ſind die Viſionen Mahomets ſelbſt.

„Es war Nacht, ſo lauten ſeine Worte, und ich lag zwiſchen den beiden Hügeln von Alſafar und Merva unter freiem Himmel, als ich den Engel Gabriel, von einem andern Geiſte des Himmels begleitet, auf mich zukommen ſah. Beide unſterbliche Weſen beugten ſich über meinen Körper herab. Das eine ſpaltete mir ſogleich die Bruſt, das andere

dere aber zog mein Herz heraus, drückte es in ſeinen Händen zuſammen, daß die Erbſünde in einem ſchwarzen Tropfen herausfloß, und legte es dann wieder an ſeine vorige Stelle. Dieſe Operation verurſachte mir nicht den mindeſten Schmerz.

Gleich darauf breitete Gabriel ſeine hundertundvierzig Paar Flügel, die gleich der Sonne glänzten, aus einander, und führte die Stute Al-Borac zu mir, welche weiſſer als Milch iſt, und eine Menſchengeſtalt und Pferdekinnbacken hat. Ihre Augen funkelten, wie die Sterne, und die Strahlen, welche herausfuhren, waren viel wärmer und durchdringender, als die des Geſtirns des Tages, wenn es am heftigſten brennt. Die Stute breitete ihre zwei groſſen Adlersflügel aus einander, ich näherte mich, und ſie wollte mich umbringen. Aber Gabriel ſprach zu ihr: Sey ruhig, o Borac! und gehorche dem Propheten Mahomet. Der Prophet Mahomet, erwiederte Borac, wird mich nicht beſteigen dürfen, wenn du von ihm nicht erhältſt, daß er mich am Tage der Auferſtehung in's Paradies eingehen läßt! Beruhige dich, Borac, war meine Antwort, du ſollſt mit in's Paradies eingehen!

Borac ward darauf ſehr ruhig. Ich ſchwang mich auf ſeinen Rücken, und ſchneller als der Bliz flog es dahin. Ein Augenblick, und ich ſahe mich an dem geheiligten Thore des Tempels zu Jeruſalem,

lem, wo ich Moſes, Abraham und Jeſus antraf. Auf einmal ließ ſich eine Lichtleiter vor uns herab, und durch Hülfe derſelben ſtiegen wir, ich und Gabriel, bis zum erſten Himmel hinauf. Der Engel klopfte an das Thor, indem er meinen Namen ausrief, und das Thor, welches gröſſer als die ganze Erde iſt, drehte ſich um ſeine Angeln. Dieſer Himmel iſt von gediegenem Silber, und die Sterne ſind darin in ſchönen Bogen an ſtarken goldenen Ketten aufgehangen. In jedem dieſer Sterne hält ein Engel Schildwache, damit der Teufel nicht die Himmel erſteigen kann.

Ein abgelebter Greis kam mir in dieſem Himmel entgegen, und wollte mich umarmen, indem er mich den größten ſeiner Söhne nannte. Es war Adam; aber ich hatte nicht Zeit, ihm zu antworten. Meine Aufmerkſamkeit war auf eine Menge Engel von allen Geſtalten und Farben geheftet. Einige glichen den Pferden, andere den Wölfen, u. ſ. w.

Mitten aus dieſen Engeln erhob ſich ein Hahn von einer blendendern Weiſſe als der Schnee, und von einer ſo erſtaunlichen Gröſſe, daß ſein Haupt den zweiten Himmel berührte, der doch vom erſtern ſo weit entfernt iſt, daß der ſchnellſte Reiſende dieſen Zwiſchenraum erſt in fünfhundert Jahren durchlaufen würde. Ich verrieth über alle dieſe Dinge, beſonders über die Engel in Thiergeſtalt, mein Erſtaunen; aber Gabriel ſagte mir, daß dieſe Engel

bei

bei Gott die Fürbitter für alle ähnlich gebildete Geſchöpfe der Erde wären; daß der groſſe Hahn der Engel der Hähne ſei, und daß ſein Hauptgeſchäft darin beſtehe, alle Morgen durch ſein Krähen und ſeine Lobgeſänge Gott zu beluſtigen.

Wir verlieſſen darauf den Hahn, **Adam** und die Engel in Thiergeſtalt, kamen zur Lichtleiter zurück, und begaben uns in den zweiten Himmel, welcher von dem erſtern ſo weit entfernt iſt, daß man von einem zum andern fünfhundert Jahre reiſen müßte Dieſer Himmel iſt von einer harten und polirten Eiſenart. Ich fand den **Noah** daſelbſt, welcher mich umarmte, auch den **Johannes** und **Jeſus**, welche mich den gröſten und vortreflichſten Menſchen nannten. Wir hielten uns hier gar nicht auf, ſondern gelangten von einer Stufe zur andern in den dritten Himmel, welcher von dem zweiten weiter, als dieſer von dem erſten entfernt iſt.

Man muß wenigſtens Prophet ſeyn, um den blendenden Glanz dieſes Himmels, welcher aus lauter köſtlichen Steinen beſteht, zu ertragen. Unter den unſterblichen Weſen, welche ihn bewohnen, bemerkte ich einen Engel, deſſen Geſtalt über alle Vergleichung ging. Er hatte 10000 Ordnungen von Engeln unter ſeiner Aufſicht, und jeder beſaß mehr Kraft, als 10000 Bataillone zum Schlagen fertiger Männer. Dieſer groſſe Engel nennt ſich den **Getreuen** Gottes. Seine Geſtalt iſt ſo ungeheuer

heuer groß, daß der Raum zwiſchen ſeinen beiden Augen wenigſtens eine Ausdehnung von 70000 Tagereiſen ausmacht. Vor dieſem Engel befindet ſich ein ungeheures Schreibpult, worauf er unaufhörlich ſchreibt und ausſtreicht. Gabriel ſagte mir, daß der Getreue Gottes zugleich der Engel des Todes, und unaufhörlich mit Aufzeichnung der Namen der künftig Gebornen, mit Berechnung ihrer Lebenstage und mit Auslöſchung derſelben aus ſeinem Buche beſchäftigt ſey, je nachdem er bemerkt, daß ſie nach ſeiner Rechnung, das beſtimmte Lebensziel erreicht haben.

Es war Zeit weiter zu gehen; Gabriel benachrichtigte mich hiervon, und wir ſtiegen mit einer unbeſchreiblichen Geſchwindigkeit auf der Lichtleiter zum vierten Himmel hinein. Hier fand ich den Enoch, welcher vor Freuden ganz auſſer ſich war, als er mich erblickte. Dieſer Himmel iſt von einem feinen Silber, und viel durchſichtiger als Glas. Er iſt der Aufenthalt einer unzählbaren Menge engliſcher Weſen. Eins von denſelben, obgleich kleiner, als der Engel des Todes, ſtößt doch mit ſeinem Haupte an den oberſten Himmel, das heißt, es hatte aufrecht ſtehend eine Höhe von fünfhundert Tagereiſen. Das Amt dieſes Engels iſt ſehr traurig und ermüdend, indem er einzig damit beſchäftigt iſt, über die Sünden der Menſchen zu weinen, und die Leiden vorher zu verkündigen, welche ſie ſich zuziehen werden. Dieſes Wehklagen beunruhigte

mein

mein Herz zu ſehr, um es länger anhören zu können, und wir begaben uns ſchnell zu dem Thore des fünften Himmels, das ſich ſogleich aufthat.

Aaron kam uns entgegen, und ſtellte mich ſeinem Bruder Moſes vor, der ſich meinem Gebete empfahl. Dieſer Himmel iſt ganz von gediegenem Golde; aber die Engel, die ihn bewohnen, ſind nicht ſo freudigen Muths, als die der andern Himmel, und ſie haben Urſach dazu. Denn eben hier werden die Behältniſſe der göttlichen Rache, das verzehrende und ewige Feuer des göttlichen Zorns, die Strafen verſtockter Sünder, und vornehmlich die Qualen für die Araber aufbewahrt, welche den Iſmaelismus nicht annehmen wollen. Dieſes beunruhigende Schauſpiel machte, daß ich meine Reiſe beſchleunigte, und nunmehr von meinem engliſchen Führer begleitet, den ſechſten Himmel beſtieg. Hier traf ich den Moſes noch einmal an, welcher, als er mich erblickte, zu weinen anfing, weil, wie er ſagte, ich mehr Araber in's Paradies führen würde, als je Juden hinein gekommen wären. Ich tröſtete, ſo viel ich konnte, den Vater der Iſraeliten, und langte zu meinem groſſen Erſtaunen mit einem ſchnellern Fluge, als menſchliche Gedanken, im ſiebenten und lezten Himmel an. Dies ſollte das Endziel meiner Reiſe ſeyn.

Ich bin nicht im Stande, getreue Gläubige, euch einen Begriff von dem unausſprechlichen Glanze

der

der Materie zu geben, woraus dieſer Himmel gebildet iſt. Es mag zureichend ſind, euch zu ſagen, daß er von göttlichem Lichte gemacht iſt. Das erſte der dortigen Weſen, das mir auffiel, übertrifft an Gröſſe die Erde. Es hat 70000 Köpfe, jeder Kopf hat 70000 Geſichte, jedes Geſicht 70000 Mäuler, jedes Maul 70000 Zungen, welche unaufhörlich und zu gleicher Zeit 70000 verſchiedene Sprachen reden, welcher ſich dieſes ungeheure Weſen ununterbrochen zum Lobe der Gottheit bedient.

Ich betrachtete ſtill dieſes unermesliche himmliſche Geſchöpfe, als ich fühlte, daß ich ſchnell in die Höhe gehoben wurde. Ich durchſtrich einen ungeheuren Raum, und fand mich endlich neben dem unſterblichen Sedra ſitzen. Dieſer ſchöne, zur Rechten des Gottheisthrons, gepflanzte Baum dient den Engeln ſelbſt zu einer Scheidewand. Unter ſeinen Zweigen, welche den Raum zwiſchen dem Sonnenteller und der Erdkugel an Ausdehnung übertreffen, befindet ſich eine erſtaunliche Menge Engel, welche gröſſer, als die Menge Sand aller Meeere, aller Ströme und Flüſſe iſt. Dieſe für ein ſterbliches Auge unendliche Anzahl himmliſcher Geiſter, ruht unter den Blättern des Sedra, welcher ſie mit ſeinem Schatten bedeckt. Auf ſeinen Aeſten ſitzen Vögel, welche die erhabnen Stellen des göttlichen Korans betrachten. Die Früchte dieſes herrlichen Baums gleichen den Handbecken

von

von Hajir, und ſeine Blätter den Ohren des Elephanten. Seine Früchte ſind ſüſſer als Milch. Eine einzige würde zureichen, alle Geſchöpfe Gottes ſeit der Schöpfung der Zeit bis zum Untergange aller Dinge zu ernähren.

Aus dem Fuſſe dieſes wunderbaren Sedra quellen vier groſſe Flüſſe hervor. Zwei ergieſſen ſich ſtromweiſe in die Ebenen des Paradieſes, die beiden andern gieſſen ſich auf die Erde hinab, und bilden den Nil und den Euphrat, deren Quellen vor mir kein Menſch gewußt hat.

Hier verließ mich Gabriel, weil ihm in die Oerter zu gehen nicht erlaubt iſt, wohin ich dringen ſollte.

Iſrafil nahm ſeine Stelle bei mir ein, und führte mich in das göttliche Wohnhaus des Almamur, oder des Beſuchten; ein Name, welcher ihm deswegen gegeben iſt, weil er täglich von 70000 Engeln der erſten Klaſſe beſucht wird.

Dieſes Gebäude gleicht in allen ſeinen Theilen ganz genau dem Tempel zu Mekka, und wenn es in einer lothrechten linie vom ſiebenten Himmel, wo es ſich befindet, auf die Erde herabfiele: ſo würde es nothwendiger Weiſe grade auf den Tempel zu Mekka herabſtürzen.

Kaum hatte ich meinen Fuß in das Haus des Almamur geſezt, als ein Engel mir drei Becher brach-

brachte. Der eine war voll Wein, der zweite voll Milch, und der dritte voll Honig. Ich nahm den voll Milch, und trank. — Auf einmal ließ eine Stimme, ſo ſtark wie zehn Donnerwetter, folgende Worte erſchallen: „O Mahomet, du haſt ſehr wohl gethan; hätteſt du den Wein gewählt, ſo wäre deine Nation verderbt worden, und alle ihre Unternehmungen würden geſcheitert ſeyn!“

Welch ein Schauſpiel, meine Gläubigen! welch ein Schauſpiel aber verblendete nun meine Augen! Immer den Iſraſil vor mir, durchſtrich ich ſchneller als ein Gedanke zwei Lichtmeere und eine ſchwarze unendlich lange Bahn, und es war mir, als ob ich von dem Throne und der unmittelbaren Gegenwart Gottes angezogen würde. Furcht und Schrecken bemeiſterten ſich meiner; eine Stimme, brauſender als Meereswogen, rief mir zu: „O Mahomet! Weiter! nähere dich dem himmliſchen Throne!“ Ich gehorchte. An der Seite des göttlichen Throns las ich den Namen Gottes und den meinigen alſo geſchrieben: „Es giebt keinen andern Gott, als Gott, und Mahomet iſt ſein Prophet!

In dem nämlichen Augenblick, als ich dieſe geheiligte Inſchrift las, breitete Gott ſeine Arme aus einander, legte ſeine rechte Hand auf meine Bruſt, und ſeine linke auf meine Schulter. Ich fühlte in meinem ganzen Körper eine durchdringende Kälte, die ſelbſt das Mark meiner Knochen gefrieren machte;

aber

aber in eben der Zeit breitete ſich in meiner Seele ein unbeſchreibliches und den Menſchen unbekanntes ſüſſes Gefühl aus, wovon ich ganz berauſcht ward.

Dieſen mächtigen Empfindungen folgte eine ſehr vertrauliche und lange Unterredung zwiſchen Gott und mir, in welcher er mir, nachdem er mir die Geſetze des Alkorans dictirt hatte, ausdrücklich den Befehl gab, daß ich euch ermuntern ſollte, durch Waffen, Blut und Gewalt, die heilige Religion zu vertheidigen, welche ich gegründet habe, und daß ihr glücklich geweſen wäret, ſie kennen zu lernen.

Gott hörte hier zu reden auf, und ich dachte auf meinen Rückweg zur Erde, um meine Schüler zu heiligen. Ich fand den Engel Gabriel auf der Stelle, wo ich ihn gelaſſen hatte, und wir kamen durch die ſieben Himmel zurück, wo wir bey jedem Schritt durch die Chöre und Begrüſſungen himmliſcher Geiſter, die mein Lob ſangen, aufgehalten wurden.

Als ich nach Jeruſalem zurück kam, zog ſich die Luftleiter wieder in's Gewölbe des Himmels hinauf. Al-Borac erwartete mich, ich beſtieg ſie, es war noch Nacht und ſtockfinſter. Al-Borac ließ mich von der Lufthöhe herab Armenien und Adherhijan ſehen, und brachte mich in ihrem zweiten Fluge wieder hierher.

Als ich meinen Fuß wieder zur Erde ſezte, wandte ich mich zum Gabriel. „Ich fürchte ſehr,

 ſprach

ſprach ich, daß mich mein Volk als einen Betrüger betrachten, und daß es die Erzählung von meiner Reiſe durch den Himmel nicht glauben wird!" —

„Beruhige dich," antwortete mir darauf Gabriel, „dein Volk iſt verbunden, alles das zu glauben, was aus deinem Munde kommen wird, und dein getreuer Zeuge Abubecre, dein Wezir Ali, dein muthiger und heiliger Ali, werden in jedem Fall deine Ausſprüche unterſtützen, und jeden Umſtand dieſer groſſen Begebenheit rechtfertigen."

Zur Seelennaturkunde.

I.

Schreiben an den Herausgeber des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Ihre Widerlegung des Ahndungsvermögens im im 1ſten und 2ten Stück des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde hat meinen Glauben an jenes Ahndungsvermögen zwar geſchwächt, aber noch nicht ganz vertilgt. Sie haben die Sache von einer philoſophiſchen Seite betrachtet, und Ihre angeführten Gründe gegen die Ahndungen, die Sie aus der Natur der menſchlichen Seele hergeleitet haben, können nach meiner Meinung nicht bündiger ſeyn, inſofern ſie ſich auf die uns bisher bekannte Erkenntniß einer intellectuellen Subſtanz beziehen. Nach der gegenwärtigen uns bekannten Einrichtung unſrer Empfindungs- und Denkkraft laſſen ſich freilich Vorgefühle künftiger Begebenheiten, die an ſich ganz zufällig ſind, und die man nicht einmal zu vermuthen Grund hat, nicht erklären; aber dadurch haben Sie noch nicht bewieſen, daß es nicht noch mancherlei in uns liegende ſchlummernde Erkenntnißkräfte geben kann, die bisweilen nur in den licht- und Bewußtſeyns-

kreis der Seele hervortreten, und uns alsdann die bangen oder freudigen Gefühle abnöthigen, die mit den Ahndungen gewöhnlich verbunden zu ſeyn pflegen. Ich wage es freilich nicht, das Maaß und die Verhältniſſe jener ſchlummernden Erkenntnißkräfte zu beſtimmen, da es uns jezt überhaupt noch nicht möglich iſt, alles genau anzugeben, was zur innern Möglichkeit, oder zum Daſeyn eines geiſtigen Weſens gehört; aber die größten Köpfe kamen doch bei Unterſuchung des menſchlichen Verſtandes und ſeiner Gränzen immer auf dergleichen dunkle Erkenntnißſpuren, und wagten es in dieſem Betracht nicht, die Ahndungen gradezu zu läugnen. Daß keine geiſtige Weſen auſſer uns, in uns Ahndungen hervorbringen können, darin gebe ich Ihnen völlig Recht, und ſie haben das Gegentheil auf eine ſehr lichtvolle Art bewieſen; obgleich mancher Theologe mit Ihnen nicht zufrieden ſeyn wird, daß ſie die neuen durch die Gottheit in uns bewirkten Gefühle und Ideen, und alſo zu gleicher Zeit viel andre Sachen beſtritten haben, deren Anſehn von dem wirklichen Daſeyn jener Gefühle nothwendig abhängt.

Ich habe in dem Nachlaſſe meines Vaters, welcher nichts weniger als ein leichtgläubiger, ſondern ein ſehr aufgeklärter und wahrheitsliebender Mann war, eine Menge von ihm aufgezeichneter Ahndungen gefunden, die er theils ſelbſt erlebt, theils ſich zu ſeiner Zeit zugetragen haben. Ich weiß gewiß, daß

er

er alles genau prüfte, ehe er etwas niederſchrieb; und ſeine Zeugniſſe ſind um ſo unpartheiiſcher, da er ein heimlicher Sceptiker war, und nach einer geſunden Philoſophie diejenigen Urſachen der Dinge für ſo gut als nichts hielt, wenn ſie nicht zum Vorſchein kamen. Dem ohnerachtet wirkten die ſonderbaren Beiſpiele von Ahndungen ſo ſehr auf ihn, daß er ſie endlich nicht mehr zu läugnen wagte, und auch einen Aufſatz über die Möglichkeit der Ahndungen aufſezte, den ich aber nachher unter ſeinen Schriften nicht habe finden können. Hier ſind folgende von ihm aufgezeichnete Beiſpiele, die es wohl verdienen, daß ſie in Ihr intereſſantes Magazin aufgenommen werden. Voran geht noch eine kurze Anmerkung, die er aus einer andern unangezeigten Schrift ausgezogen zu haben ſcheint." Es iſt, heißt es, etwas in uns, daß uns gewiß weder der Prieſter noch die Amme (wie die Freigeiſter ſagen) eingeben können. — — — Es ſtrahlt auf uns gleich dem Blitze, wenn wir es am wenigſten vermuthen. In einem Augenblicke trifft und verläßt es uns. — — Die ſchleunigen Vorboten meine ich, die plözlichen Ahndungen, die uns gewiſſe Dinge vorher verkündigen. Viel tauſend Menſchen haben dergleichen im höhern oder geringern Grade empfunden, und empfinden ſie noch täglich. Ja, wenn wir am wenigſten daran denken, wenn wir ſogar frölichen Muthes ſind, wird uns bisweilen ein Strahl dieſes himmliſchen Lichts treffen, und uns entdecken,

was geſchehen ſoll. — Oft wiſſen wir ſelber nicht, daß ſich dergleichen geäuſſert, bis die vorher verkündete Begebenheit ſich wirklich zuträgt. Dann erneuert ſich das Andenken daran, und ſtraft uns gleichſam, daß wir nicht aufmerkſam dabei geweſen ſind.

1) 1734 am 13ten November ging ein angeſehener Bürger aus Bremerwörde mit noch etlichen guten Freunden aus, eine nahe liegende Pulvermühle zu beſehen. Sie waren insgeſammt fröhlich und guten Muths, und redeten eben mit einander von der wahren Freundſchaft, als jener Mann auf einmal in ſeiner Rede zu ſtocken anfing, und ſich die tiefſte Schwermuth in ſeinem Geſichte abdruckte. Er ſuchte zwar dieſelbe zu verbergen, aber mit jedem Schritte nahm ſeine innere Herzensangſt zu. Man unterſuchte genau, ob einer unter ihnen etwas Feuerfangendes bei ſich haben möchte; allein es wurde nichts gefunden, und man war nun bis an die Thüre der Pulvermühle gekommen. „Hier wurde, dies iſt das eigne Geſtändniß des Mannes, meine Angſt unendlich. Ich ſchwitzte am ganzen Leibe, es war, als wenn der Himmel auf mir läge, als ich über die Thürſchwelle geſchritten war. Nun konnte ich mich nicht länger halten, ich bat die ganze Geſellſchaft um Gotteswillen, ſich mit mir in möglichſter Geſchwindigkeit zu retiriren. Einige wunderten ſich über mein Begehren, andre lachten mich als einen furchtſamen Menſchen aus; indeſſen

blieb

blieb ich bei meinen dringenden Bitten, und die Geſellſchaft folgte mir auch aus Gefälligkeit nach. Noch ſcherzte man über meinen Mangel an Courage, und wir waren noch nicht 1000 Schritt von der Mühle weg, als — ſie in die Luft ſprang.“

2) Im Jahr 1749 fuhr ich mit mehrern Paſſagiers von N — nach S — auf der Poſt. Wir waren alle, und der Poſtillon ſelbſt, gegen Abend eingeſchlafen. Die ſich ſelbſt überlaſſenen Pferde waren aus dem Wege gekommen, und hatten den Poſtwagen nach dem hohen Ufer eines Sees hingelenkt. Eins von den Pferden kletterte ſchon an dem abſchüſſigen Ufer hin, ſo daß es ſich kaum mehr halten konnte, zugleich hatte der Wagen auch ſchon eine ſolche ſchiefe Richtung gegen den See bekommen, daß wir gewiß in wenigen Augenblicken hinabgeſtürzt ſeyn würden. Ich ſchlief ziemlich feſt, und es kam mir im Traume vor, als ob mich jemand mit Gewalt rüttelte, daß ich doch geſchwind aufwachen möchte. Ich erwachte dadurch auch wirklich, und ſah die Gefahr, worin wir alle waren. Ich griff ſogleich nach dem Zügel, hielt die Pferde an, und rettete mich und die ganze Geſellſchaft durch den im Traum erhaltenen Wink von einem nahen und fürchterlichen Tode.

3) Einer meiner Freunde, ein junger liebenswürdiger Mann, der in Jena ſtudirte, wollte von hier nach Halle reiten. Die Nacht vorher träumte

 ihm,

ihm, daß er die Gegend bei der Skopiſchen Fähre erblickte, und von einem Menſchen, der wie ein Jäger gekleidet war, durch den Kopf geſchoſſen würde. Als mein Freund an die Fähre kam, erzählte er ſeinen Begleitern den Traum, welche ihn verlachten. Sie kamen insgeſammt glücklich über die Saale hinüber, hielten ſich einige Tage in Halle auf, und kehrten vergnügt nach Jena zurück. Sie mußten wieder über die Fähre. Mein Freund blieb zu Pferde ſitzen, und hinter ihm ſtieg ein Jäger mit einer Flinte hinein. Dieſer ſahe eine Elſter über's Waſſer fliegen, und ſagte: Ich will doch ſehen, ob ich dich im Fluge wegbüchſen kann. Mein Freund erinnerte ihn, daß er erſt abſteigen wolle, weil ſein Pferd etwas ſchüchtern ſey; allein er ſchoß zu, ehe jener noch ausgeredet hatte, und ſogleich ſprang das Pferd meines Freundes in den Fluß hinein. Er hätte gewiß ertrinken müſſen, wenn nicht der Jäger, der ein guter Schwimmer war, ſogleich ſeine Kleider von ſich geworfen, in's Waſſer geſprungen wäre, und ihn herausgezogen hätte.

4) Sehr ſonderbar iſt vornehmlich folgender Zufall. Ein junger Gelehrter hatte ſeine Aeltern im Mecklenburgiſchen beſucht, und war im Begriff, auf der Poſt zurück zu reiſen, als ihm zwei Offiziere ihren bequemen Wagen anboten, indem ſie mit ihm faſt den nämlichen Weg zu nehmen geſonnen waren. Jener nahm ihr Anerbieten mit Freuden an, und man beſtimmte Ort und Stunde, wenn ſie zuſam-

men

men abreiſen wollten. Sie wollten eben in den Wagen ſteigen, als die Offiziere eine ſichtbare Veränderung an dem mitreiſenden Gelehrten wahrnahmen. Sie fragten ihn: Ob ihm etwas fehle, und was ihn etwa zugeſtoſſen wäre? Ich weiß nicht, wie mir wird, war ſeine Antwort, im empfinde am ganzen Leibe ein gewaltiges Schaudern, — ich kann nicht mitreiſen, es iſt, als ob eine unſichtbare Hand mich von Ihnen wegzöge. Die Offiziere lachten über den wunderlichen Mann, baten ihn, ſich zu beruhigen, und nur getroſt in den Wagen zu ſteigen; ſeine Grille würde ſich ſchon verlieren. Alles Bitten und Vorſtellen war umſonſt. Der junge Gelehrte nahm Abſchied von ihnen, und mit dem Augenblick verlor ſich ſeine ganze innere Aengſtlichkeit. Weil die Poſt noch nicht abgefahren war, eilte er dahin, und fuhr nun kaum eine halbe Stunde darauf mit der Poſt davon, die den nämlichen Weg nahm, den die Offiziere genommen hatten, welche nun ſchon weit voraus waren. Die Poſt mußte über die Elbe bei B.... und kaum war ſie mit unſerm Gelehrten angelangt, als man eine Menge Menſchen an dem jenſeitigen Ufer erblickte, die mit den Händen bald auf die, bald auf eine andre Stelle des Fluſſes wieſen. — — Eine halbe Stunde vorher waren die Offiziere auch über die Elbe auf der Fähre gefahren. Die Pferde waren ſcheu geworden, hatten ſich mit der Kutſche in's Waſſer geſtürzt, und die beiden Offiziere waren ohne Rettung ertrunken.

Ich habe Ihnen diesmal nur dieſe vier ſonderbaren Zufälle mittheilen wollen, weil ſie mir das Daſeyn einer in uns liegenden Ahndungskraft deutlich zu zeigen ſcheinen. Sie werden freilich fragen: ob die erzählten Facta auch pünktlich wahr ſind, ob nichts hinzugeſezt, hinzugedichtet ſey, wie es bei ſehr vielen Ahndungen der Fall iſt, und wie ſie auch in Ihren Regeln, wonach man jede ſogenannte Ahndung prüfen müſſe, richtig bemerkt haben. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ſie von meinem ſeligen Vater auf's genaueſte unterſucht und aufgeſchrieben worden ſind: alſo als Facta ſind ſie gewiß. — Aber nun werden Sie mir noch nicht zugeſtehen, daß jene erzählten Vorgefühle wirkliche Ahndungen geweſen ſind, und von dieſer Seite würde ich Ihre Einwürfe am meiſten fürchten. Es geſchieht unendlich oft, werden Sie ſagen, daß uns ein gewiſſes ängſtliches Gefühl überraſcht, das wir uns leicht erklären könnten, wenn wir die innere Stimmung unſrer körperlichen Maſchine immer genau unterſuchen könnten, daß wir uns etwas Künftiges erträumen, einbilden, und daß wir hinterher eine Ahndung gehabt zu haben glauben, wenn eine ſolche Einbildung einmal in Erfüllung ging. Oder Sie werden ſich durch den Zufall das Ding zu erklären ſuchen, und kein Menſch wird Sie hiebei ganz widerlegen können, weil es eine unendlich verſchiedene Concurrenz ſo vieler Dinge täglich giebt, und eins auf das andre folgt, ohne daß eins aus dem

andern immer herzuleiten wäre. Nach Ihrer Theorie würde das genauſte Vorherſehen der kleinſten Umſtände und das pünktlichſte Eintreffen derſelben ſich immer noch aus einem möglichen Zufall erklären laſſen, weil in der Erkenntnißkraft der Seele kein hinreichender Grund eines wirklichen Vorherſehens liegt. Indeſſen werden doch immer die Ahndungen ihren Kredit behalten; theils, weil die wenigſten Menſchen die philoſophiſchen Beweiſe gegen ihr Daſeyn zu faſſen im Stande ſind, und von der liebe zum Wunderbaren getrieben werden; theils auch, weil wir uns von wirklichen Gefühlen leichter als von abſtracten Beweiſen einnehmen laſſen, und bei einem ſo unbekannten Dinge, als die menſchliche Seele iſt, ein Recht zu haben glauben, in ihr noch manche unentwickelte Kraft anzunehmen. *)

2. Ein

*) Das kann man allerdings, weil uns nicht nur die Erfahrung lehrt, daß ſich nach und nach in den Menſchen mehrere, vorher noch nicht zum Vorſchein gekommene Kräfte der Seele entwickeln; ſondern weil ſich auch ſchon aus dem Begriff einer endlichen Subſtanz dergleichen intenſive und extenſive Entwikkelungen ergeben; jene, indem ein geiſtiges Weſen durch innere Modifikationen der Denk- und Wollenskraft neue Vollkommenheiten gewinnen kann; dieſe, indem es durch neue Lagen und Situationen in neuen Organen ſowohl, als durch eine veränderte äuſſere Stellung gegen das Univerſum überhaupt, ganz neue, vorher noch

2.

Ein Schreiben an den Herrn Prof. Moritz.

Mein Herr!

Das Vergnügen, mit dem ich viele intereſſante Aufſätze in Ihrem Journal geleſen, erregt in mir den Wunſch, nachfolgende beide, auf Erfahrung gegründete, Vorfälle durch daſſelbe dem Publico mitgetheilt zu ſehen, warum ich Dieſelben ergebenſt bitte.

I.

noch nicht gehabte Begriffe und Empfindungen erlangen kann. Allein aus allen ſolchen Entwickelungen, ſo viel Grade und Verſchiedenheiten wir auch dabei vorausſehen können, läßt ſich keine ſolche Erhöhung unſrer Denkkraft herleiten, vermöge welcher ſie etwas an ſich Zufälliges vorher zu ſehen im Stande wäre. Ein endliches geiſtiges Weſen iſt vermöge ſeiner innern Natur an eine gewiſſe beſtimmte Norm des Denkens gebunden, danach muß es ſich nothwendiger Weiſe bei Erlangung und Zuſammenreihung aller ſeiner Begriffe richten, davon darf es nicht abweichen, wenn ſeine innere Möglichkeit nicht aufgehoben werden ſoll. Dieſe Norm ſteht mit den Erſcheinungen und Erfahrungen aus der wirklichen Welt in der genauſten Verbindung, und in dieſen Erſcheinungen und Erfahrungen liegt ein objectiver Grund, worin ſich eine geiſtige Kraft nichts als exiſtirend denken kann, was mit jenen Erfahrungen

I.

Meine nunmehro ſelige Mutter lag im November vorigen Jahres äußerſt elend an der Auszehrung darnieder, zu welcher Zeit ich mich bei ihrer Schweſter, der Obriſten v. B. auf ihrem Gute M.,

gen ſtreitet, und woraus ſich kein hinreichender Grund einer Vorſtellungsart ergiebt. Wir können aber nichts erfahren, was nicht iſt, was nicht auf unſre Sinnen wirkt, nichts vorher ſehen, was wir nicht vermöge der beſtimmten Denkform durch Vernunftſchlüſſe herausgebracht haben, weil wir ſonſt Begriffe haben könnten, die in der Art und Weiſe, wie wir Vorſtellungen bekommen müſſen, gar nicht gegründet wären. Dies hieſſe aber die Seele des Menſchen zum ſeltſamſten Dinge von der Welt machen, und in ſie etwas hineinſchieben, was gar nicht zu ihrem Weſen gehörte. Von dieſer Seite betrachtet, gehören die Ahndungen wirklich zu Wunderwerken, — und wer kann die annehmen, wenn das Syſtem einer von Ewigkeit vorhandenen nothwendigen Harmonie der Dinge, in ſo fern ſie ſich auf die höchſte und vollkommenſte Vorſtellungskraft der Gottheit gründet, ſeine Richtigkeit hat; und wenn, ſo wie überall, ſo auch in unſrer Seele alles nach weſentlichen Regeln und Geſetzen der Natur erfolgt. Will man ja noch Ahndungen annehmen: ſo könnte man ſie auf eine viel natürlichere Art als gewöhnlich erklären. — Man könnte nämlich ſagen: daß wir in der nothwendigen Verbindung der Dinge, in welcher wir ſtehen, und wonach ſich unſre Ideen entwickeln und verbinden, manchmal durch gewiſſe Umſtände

M., ſieben Meilen von ihr entfernt, aufhielte. Die lezten Nachrichten, die ich von ihrem Befinden erhalten, hatten inzwiſchen auf's neue mich eine Beſſerung hoffen laſſen. Sehr vergnügt hierüber fuhr ich einige Tage darauf mit meiner Tante und ihrer Familie nach einer nicht weit von dort entlegenen Stadt in Geſellſchaft, und der Wagen ward zurückgeſchickt. Wie wir nach Mitternacht zu Hauſe fahren wollten, war der Wagen noch nicht wieder angekommen; und da wir nicht länger warten wollten: ſo ſuchte ich in der Stadt Wagen und Pferde zu erhalten, um uns zurück zu bringen. Endlich kam der Wagen, und wir fuhren bei einer eingetre-
tenen

Umſtände veranlaßt würden, an etwas künftiges zu denken, und daß dieſes Künftige nun auch in Erfüllung gehen müßte, weil es der natürliche Lauf der Dinge ſo haben wollte. In ſo fern gehörten die Ahndungen mit in die Reihe von Begebenheiten der Welt, und zwar eben ſo nothwendig, als die nachherige Erfüllung derſelben, — oder beſſer als die nothwendige Folge von Begebenheiten, die auch ohne die Ahndung exiſtirt haben würde. Es wäre demnach auch kein andrer Zuſammenhang zwiſchen der Ahndung und der Erfüllung derſelben, als der, daß ich zu einer gewiſſen Zeit auf etwas Künftiges aufmerkſam gemacht wurde, was nothwendiger Weiſe geſchehen mußte. — Wer wollte das aber wirkliches Vorherſehen nennen? Giebt es nicht auch unzählige Fälle, wo wir etwas vorher zu ſehen glauben — was nicht eintrifft?

Ueber-

tenen ſtrengen Kälte zu Hauſe. Sowohl unterweges als nach unſrer Zuhauſekunft, waren unſre Unterhaltungen von Gegenſtänden aus der Geſellſchaft, und von dem erwähnten unangenehmen Ausbleiben des Wagens. Meine Seele, nur bloß mit dieſen Gedanken beſchäftigt, dachte damals ſo wenig an meine kranke Mutter, wie den ganzen Tag über, als ich durch die verſchiedenen Gegenſtände und Vorfälle ſehr zerſtreut worden war. Es war gleich nach

Ueberdem kann man noch das gegen die Ahndungen einwenden, daß ſie ſehr ſelten wirklich beſtimmte Begriffe von einer beſtimmten künftigen Begebenheit ſind; ſondern nur auf dunkeln Gefühlen beruhen, die eine vielfache Erklärung zulaſſen. Es wird einem bange um's Herz, man empfindet ein heftiges Schaudern, es iſt einem, als ob uns eine unſichtbare Hand zöge, u. ſ. w. Alles dies kann nicht nur vom Körper herrühren, ſondern der Ahnende weiß nun auch nicht eigentlich, wovor er ſich fürchtet, was ihm bevorſteht, ob ihn ſein Genius vor der erbärmlichſten Kleinigkeit, oder vor einer ungeheuren Gefahr warnt. Das bange und dunkle Gefühl läßt ſich auf alles Unangenehme deuten; und weil denn doch nicht leicht ein Menſch lebt, dem nicht oft etwas Unangenehmes begegnet: ſo wird dann gleich aus dem bangen Vorgefühl eine Ahndung gemacht, und als ſolche erzählt. Freilich ſteht den Ahndungen nun auch die groſſe Trüglichkeit des hiſtoriſchen Glaubens entgegen. — Doch davon ein andermal.

P.

nach Ein Uhr in der Nacht, wie ich mich zu Bette legte. Ich war ziemlich erfroren, und hatte mich im Bette eingewickelt, als ich in dem Nebenzimmer einen kleinen Hund winſeln hörte, der von ungefähr eingeſperrt war. Unentſchlüſſig, ob ich aufſtehen und ihn hereinlaſſen, oder ob ich warten ſollte, bis es ein Anderer hörte, oder ich Jemanden hierzu abrufen könnte, kam einer von den Bedienten auf die Hausdiele, den ich deshalb rief, der es aber nicht hörte; kurz, ich war ſchon entſchloſſen, aufzuſtehen, als ich die Thüre öffnen hörte, und der Hund in Freiheit geſezt ward. Wie dies kaum geſchehen war, und ich, wie ich mich genau erinnere, in dem Augenblick an das Kartenſpiel dachte, was ich in der Geſellſchaft geſpielt hatte, über deſſen Ausgang ich Reflexion machte: ſo hörte ich im Zimmer ein Klopfen, als wenn Jemand mit einem Finger auf die Leiſten der Panelung klopft, obgleich keine Panelung im Zimmer war, und dies Klopfen ging im ganzen Zimmer herum, und war abwechſelnd mit einem Geräuſche verbunden, das dem ganz ähnlich war, wenn man die eine platte Hand unter der andren ſtark wegſtreicht. — Meine Lage im Bette dabei war mit dem Geſichte gegen die Wand. Ohne daß ich im mindeſten dadurch beunruhiget ward, oder nur entfernt den Gedanken hatte, daß dies ein unnatürliches Geräuſch, oder gar Vorbedeutungen von meiner kranken Mutter ſeyn könnten, an die ich auch den Augenblick gar nicht dachte, glaubte ich,

ich, es wären Ratten oder Mäuſe, und wunderte mich über die große Menge, die im Zimmer ſeyn müßte, welche ich doch niemals vorher bemerkt hatte, ob ich gleich ſchon einige Wochen darin logirt hatte. Von dieſem Gedanken eingenommen, klopfte es, mit dem bemerkten Geräuſch begleitet, an der Wand, dicht vor meinem Geſicht, ſo daß ich glaubte, weil ich in dem Wahn der Ratten und Mäuſe ſtand, daß mir ſolche in's Geſicht ſpringen würden. Ich kehrte mich daher im Bette nach der andern Seite hin, und ward darauf in einer Entfernung von einem Schritte von meinem Bette, eine weiße Dunſtfigur gewahr, die in einer gebückten Stellung ſtand (wie auch damals die Stellung meiner kranken Mutter war), mir den Rücken zugekehrt hatte, und mich mit bei Seite gedrehtem Kopf anſahe. Ich erkannte ſie ſogleich für die Geſtalt meiner Mutter, und rief in Beſtürzung: Herr Jeſus, Mutter! Sie ſchien dies zu hören, und drehte den Kopf in dem Augenblick weiter, mit einem wehmüthigen Blick, zu mir herum, und ich erkannte deutlich ein violet Band, das ſie auf der Nachthaube hatte. Ich fuhr aus dem Bette heraus, ſtand auf den Füßen, und ſie war noch da; in eben dem Augenblick aber floh ſie einige Schritte von mir weg, ich ſah auf der Stelle, wo ſie verſchwand, einen Feuerſtrahl, der vorne ſpitz, hinten breit und etwa anderthalb Ellen lang war, entſtehen, welcher ſich in einen Dunſt, wie eine Wolke, auflöſte, immer

dünner durch ſeine Ausdehnung ward, bis er gänzlich verſchwand. Es war Mondenſchein, ſo daß ich im Zimmer alles unterſcheiden konnte. Ich war im Begrif, mich wieder zu Bette zu legen, um keine Unruhe im Hauſe zu machen, aber es überfiel mich ein ſo heftiger Schauder, daß ich es für rathſamer hielt, Hülfe zu ſuchen. Ich hielt es für ausgemacht gewiß, daß meine damals kranke Mutter in dem Augenblick der Erſcheinung geſtorben ſey, bis ich einen Tag nachher durch einen Wagen von dort her, der den Arzt, der hier von einer entfernten Stadt ankam, abholen ſollte, vom Gegentheil überzeugt wurde. Meine Tante fuhr zwei Tage nach dieſem Vorfall mit dem Arzt zu meiner Mutter, und ich blieb, um mich einigermaßen von dieſem Schreck wieder zu erholen und aufzumuntern, noch dort. Auf Befragen des Arztes in Gegenwart meiner Tante, wie ſie ſich ſeit ſeiner Abweſenheit befunden, hat ſie alle Zufälle, und die Zeit derſelben, genau angeführt, hauptſächlich aber die Nacht, wo ich dieſe Erſcheinung hatte, und die Stunde zwiſchen ein und zwei Uhr, bemerkt, wo ſie äuſſerſt elend geweſen iſt, und gewiß geglaubt hätte, zu ſterben. Sie hat hierbei ausdrücklich, in Gegenwart des Arztes, ihre Schweſter gefragt: ob ſie nicht ihr oder mir erſchienen ſey; ſie hätte ſo ſehnlich und ſtark in den Augenblicken an uns, und beſonders an mich, gedacht, und gewünſcht, daß ich da ſeyn möchte, um, wenn ſie ſtürbe, ein Beiſtand meines Vaters

Sie

und meiner Geſchwiſter zu ſeyn. Auch hat ſie damals ein violet Band, wie ich es geſehen, um ihre Nachthaube gehabt, und die Wächter haben mir hoch und theuer verſichert: daß ſie in der Nacht, und um die Zeit, als ich ſie geſehen, wie todt gelegen, daß ſie keinen Athemzug von ihr gehört, und daher auch ſchon wirklich geglaubt hätten, daß ſie todt wäre, bis ſich nach mehrern Minuten ſolcher wieder eingeſtellt hätte. Jenes habe ich aus dem eigenen Munde meiner Tante und des Arztes. Sie ſtarb am 20ſten Januar dieſes Jahres, mithin erſt gegen ſieben Wochen nach dieſer Erſcheinung. Dies iſt, mein Herr! der Verlauf meiner Geſchichte, wobei ich Ihnen die Wahrheit bei Allem, was mir lieb und heilig iſt, betheure. Ich bin nicht der Mann, der leichtgläubig oder für dergleichen Geſchichten eingenommen iſt, und daher habe ich bei mir ſelbſt die genauſte Unterſuchung angeſtellt: ob hiezu ein Betrug oer Sinne, ein lebhaftes Bild der Imagination *) oder ſonſt irgend etwas könnte beigetragen haben. Allein ich habe dergleichen nicht bei mir, nur wahrſcheinlich, nntdecken können. Ich hatte zu Abend wenig gegeſſen, und gar keinen

*) und ein Betrug der Sinne — ſonderlich beim Mondenſchein, der ſchon ſo viel Geiſtererſcheinungen veranlaßt hat — ein lebhaftes Bild der Imagination, war es doch wohl, und nichts anders.

P.

getrunken, ich hatte den ganzen Tag über nicht an meine Mutter gedacht, ich war nicht im Schlafe, nicht krank, hatte den vollkommenen Gebrauch meiner Sinne, und die Geſchichte ſelbſt und die Harmonie aller dabei concurrirenden Umſtände heben, wie ich glaube, alle Einwendungen, die man hingegen machen könnte. Aber welcher Philoſoph erklärt mir dieſe Geſchichte nach ſeinen einfachen und zuſammengeſezten Begriffen von Geiſt und Körper? Er wird ſagen: wie kann der Geiſt, an den Banden des Körpers gefeſſelt, ihn verlaſſen, in einer Entfernung von ſieben Meilen in ſeiner Geſtalt erſcheinen, und in wenigen Minuten wieder in ihn zurückkehren? Er wird den Kopf ſchütteln und das Blatt umſchlagen. Ich bin nicht böſe darüber; aber das würde ich ihm nicht verzeihn können, wenn er mir, da ich mich nie eines Betrugs der Sinne, des Geſichts und Gehörs in einer ſolchen Nähe erinnern kann, auch bei geſunden Organen nicht möglich iſt, ich auch damals in keinem Zuſtande war, worin ſolches nur hätte möglich ſeyn können, wo ich wegen des Winſeln des Hundes, und weil ich ziemlich erfroren war, in den Paar Minuten, die ich erſt im Bette lag, noch nicht eingeſchlafen ſeyn konnte, auch wahrhaftig, wie ich mir bewußt bin, nicht eingeſchlafen war, wo keine Bilder der Imagination vor meiner Seele und Augen ſchweben konnten, da ich nicht allein in dem Augenblick nicht an meine

Mutter

Mutter dachte, ſondern auch den Tag über nicht an ſie gedacht hatte, wo das Mondenlicht mich alles genau im Zimmer unterſcheiden ließ, wenn er mir, ſage ich, mit ſeiner hier gewiß übelangebrachten Scharfſinnigkeit beweiſen wollte, daß ich das nicht gehört und geſehn hätte, was ich doch eben ſo gewiß verſichert bin, gehört und geſehn zu haben, als ich nach einer Stunde überzeugt ſeyn werde, hier an dieſer Stelle geſchrieben und das Dintenfaß vor mir geſehn zu haben. Was würde er ſagen, wenn er ſich anders des vernünftigen Gebrauchs ſeiner Sinne bewußt iſt, wenn ich ihm morgen mit vielen Gründen der Wahrſcheinlichkeit (denn mit Gewißheit können wir von dieſer Materie wenig behaupten!,) beweiſen wollte, daß er heute nicht mit mir geſprochen hat, da er doch gewiß weiß, daß er mit mir geredet hat? Doch ich laſſe mich in keinen Streit hierüber ein, weil meine Abſicht nur iſt, Geſchichten aus der Erfahrung zu erzählen, deren Wahrheit wenigſtens für mich gewiſſer iſt, als die Richtigkeit der Grundſätze alter und neuerer Philoſophen über dieſe Materie.

II.

Im Herbſte 1775 trat auf dem Landgute meines Vaters die Ruhr ein, und da auch einer von meinen Brüdern, ein Knabe von neun Jahren, davon

von befallen ward: ſo wurde ich, in einem Alter von vierzehn in's funfzehnte Jahr, mit noch zweien von meinen Geſchwiſtern zu dem Prediger im Dorfe geſchickt, um da ſo lange zu bleiben, bis auf dem Hofe alles wieder geſund ſeyn würde. Mein Bruder, der mich inſonderheit innigſt liebte, ſtarb an dieſer Krankheit, uns ward aber ſein Tod verheimlicht, und ich erfuhr auch in der That nichts davon. Sieben Tage nach ſeinem Abſterben, als an welchem Tage er des Abends beigeſetzt wurde, kam, um etwa drei Uhr Nachmittags, mein Vater nach dem Hauſe des Predigers, um uns zu beſuchen. Unſre erſte Frage war nach unſerm geliebten Bruder. Der Vater verſicherte uns, daß er ſich recht wohl befände, und wir ihn gewiß wieder ſehn würden; eben dies verſicherte uns auch gleich nachher unſer Gärtner, in den ich viel Zutrauen ſetzte, mit den höchſten Betheurungen. Was man wünſcht, glaubt man leicht und gerne, und dies war auch mit mir der Fall, ohne daß ich nur den Argwohn gehabt hätte, daß man dies von ſeinem Zuſtande in der Ewigkeit verſtehe, in dem wir ihn einſt wieder ſehn würden. Mein Vater verließ uns bald nachher, und mit einem Herzen voll Freude und Ueberzeugung, daß mein Bruder wieder beſſer wäre, lief ich, um die Kinder des Predigers aufzuſuchen, und ihnen dieſe angenehme Nachricht zu erzählen. Mit dieſem Frohſinn trat ich auch in das Zimmer, worin ich mit meinen Geſchwiſtern logirte, an welchem

chem eine Kammer lag, die aber keinen Ausgang hatte. Indem ich hereinkam, ward ich eine weiſſe Dunſtfigur gewahr, die die Größe meines Bruders hatte, vor dem Spiegel ſtand, und die Hände am Kopf in die Höhe hielt. Hierbei muß ich bemerken, daß er die Art hatte, wenn er friſirt war, ſich vor dem Spiegel mit beiden Händen zugleich die Locken nach ſeinem Belieben zu ſtellen, und auch in eben dieſer Stellung fand ich ihn in der Stube vor dem Spiegel. In dem Augenblick aber auch, da ich hereintrat, ließ er die Hände ſinken, kehrte mir den Rücken zu, und ſchwebte vor mir der Kammerthüre zu, die etwa eines Fingers breit offen ſtand. Gott allein weiß es, wie es kam, daß ich mich in dem Augenblick nicht erſchrack, ich weiß auch nicht, was ich dachte; aber ich verfolgte dieſe Geſtalt bis an die Thüre, wo ſie ſich durch die kleine Oeffnung der Thüre wand, als wenn der Rauch ſich irgendwo durchzieht und die Figur der Oeffnung annimmt. Ob es zwar ein ſtark neblichter Herbſttag war, ſo war doch das ganze Zimmer ſo helle und erleuchtet, als wenn an einem ſchönen Sommertage die brennende Sonne darein ſcheinet, und dieſer Dunſtkörper (anders kann ich ihn nicht nennen und beſchreiben, denn es war, als wenn eine weiße Lichtwolke vor mir ſchwebte,) warf an der entgegengeſetzten Seite von mir einen ſo ſtarken dunklen Schatten, wie ein jeder Körper beim ſtarken Sonnenlichte wirft, der ſich auf meinem Bette, was da an der

Wand ſtand, der Länge nach zog, und von dem noch etwas zu ſehen war, wie der Lichtkörper ſelbſt ſchon durch die Thüre war, bis er ſich völlig nachzog, und darauf auch die Sonnenhelle im Zimmer verſchwand. Ich ging auf zwei Schritte hinter drein, ohne jedoch der Figur näher zu kommen, wie ich war, und ohne, wie ich mich genau erinnere, in dem Augenblick dieſer Erſcheinung an meinen Bruder zu denken, weil ich nicht anders glaubte und wußte, als daß er lebte und geſund wäre. Wie ich an die Kammerthüre kam, durch deren geringen Oeffnung ſich jene Figur durchzog, ſo ſtieß ich ſie auf, und ward die leere Kammer gewahr, die keinen Ausgang hatte Nun überfiel mich aber auch ein ſo heftiger Schauder und eine ſo zitternde Angſt, daß ich nicht ſchnell genug aus dieſem Zimmer kommen konnte. Mein erſter Gang war in den Garten, um da meinem beklommenen, angſtvollen Herzen durch einen Strom von Thränen Luft und Erleichterung zu verſchaffen; dann erzählte ich, was mir begegnet ſey, woraus ich den für mich überzeugend gewiſſen Schluß machte, daß dieſe Erſcheinung mein Bruder geweſen, der geſtorben ſey, der zwar in der Ewigkeit lebte, aber nicht mehr hier für uns. Dies war denn auch die Urſache, warum man uns die Wahrheit ſeines Todes nicht länger verheelte. Will man hier auch Einwürfe von Schlafen bei Tage im Gehen, von Präoccupation, die vielmehr gerade vom Gegentheil da war, für Bilder der Imagina-

tion

tion u. ſ. f. machen, um die Wahrheit dieſer Geſchichte in Zweifel zu ziehen? Sind die hier wohl gedenkbar? Unmöglich, mein Herr! kann ich Ihnen die Freude ſchildern, mit der ich durch dieſe Erfahrung von dem wichtigſten Gegenſtande unſerer Religion, von dem Glück unſrer Beſtimmung, von dem großen Werthe unſrer ſelbſt, ich meine von der Unſterblichkeit unſrer Seele und unſrem Leben unmittelbar nach dem Tode, noch mehr und aufs vollkommenſte überzeugt bin. Wollte Gott! alle Menſchen hätten hiervon eine eben ſo ſtarke Ueberzeugung, und die Welt wäre beſſer.

Ich habe die Ehre, mich hochachtungsvoll zu nennen

Ew. Wohlgebohren

M— im M—ſchen,
den 20ten Decemb. 1787.

ergebener Diener
C. C. F. von F—,
Legationsrath.

Anmerkung.

Ueber vorſtehenden Brief des Herrn Legationsrath von F— an Herrn Prof. Moritz, werde ich mich in einem der nächſtfolgenden Stücke der Erfahrungsſeelenkunde näher erklären. Ueberhaupt aber wünſchte ich, daß man bei Mittheilung dergleichen ſonderbarer Phänomene der menſchlichen Einbildungskraft gänzlich Nachricht gäbe, welchen Einfluß auf die gehabten Vorſtellungen

ſtellungen Erziehung, Leidenſchaften, Volsmeinungen, Neigung zur Schwärmerey, körperliche und andere Localumſtände haben mögten; denn eben deswegen wird es ſchwer, manche erzählte ſonderbare Facta zu erklären, weil man nicht von allen Veranlaſſungen dazu, vom innern und äuſſern, und den jedesmaligen Gemüthslagen des Selbſtbeobachters genug unterrichtet iſt. Doch vorher erzählte Erſcheinungen ſind leicht zu erklären. P.

3.

Beurtheilung einiger Fälle von vermeinten Ahndungen.

Es giebt wohl wenige Menſchen, die nicht wenigſtens einmal eine Ahndung in ihrem Leben gehabt zu haben glauben ſollten. Sehr viele — und nicht bloß Frauenzimmer — meinen bei jeder wichtigen (oft auch ſehr unwichtigen) Veränderung ihrer Schickſale, oder auch der Schickſale ihrer Freunde und Verwandten, ein gewiſſes vorherſagendes Gefühl in ſich wahrzunehmen, und wiſſen auch davon hunderterlei artige, zum Theil grauſenvolle, Hiſtörchen mit der ernſthafteſten Miene der Ueberzeugung zu erzählen, — ſo ſehr ſie auch ihrer Quelle, der Ammen und Kinderſtube, ähnlich ſehen mögen. Je mehr man die Meinung dieſer Ahndungsjäger zu wider-

widerlegen ſucht, je dreiſter berufen ſie ſich immer auf ihr Gefühl — als ob es das untrüglichſte Ding von der Welt ſey — und den eingetroffenen Erfolg, ohne zu unterſuchen, was Einbildung und Zufall dazu beigetragen hat, und wie ſchwer ſich überhaupt ein Ahndungsvermögen mit der Natur unſrer Seele und der bekannten Art ihrer Ideenentwickelung vereinigen läßt. Jener Glaube findet um ſo viel leichter Beifall, — weil ihn der Großvater und die Großmutter gehabt haben, weil er das Gemüth vermöge des Wunderbaren erſchüttert, weil er der Einbildungskraft jedesmal eine neue Schwungkraft giebt, weil er von vernünftigen Leuten vertheidigt wird, und weil man ihn, wie mehr dergleichen Dinge, für unſchädlich hält. Allein jeder Irrthum iſt wenigſtens inſofern ſchädlich, als an ſeiner Stelle keine Wahrheit ſteht, — und jener Glaube an ein nicht vorhandenes Geſpenſt iſt es um ſo mehr, da er ſo viele Menſchen mit einer unnöthigen Furcht anfällt, ſie leicht zu abergläubigen Grillen, und zu dem Wahn eines unmittelbaren Einfluſſes höherer geiſtiger Weſen auf unſre Vorſtellungen verleitet, und ſo manche andre locale Uebel ſtiftet. Leute, denen die Aufklärung des menſchlichen Verſtandes am Herzen liegt, und was ſollte uns allen mehr am Herzen liegen! ſollten daher Beiſpiele von vermeinten Ahndungen nicht in öffentlichen Blättern, ohne genaue pſychologiſche Unterſuchungen jener Fälle, bekannt machen.

Im

Im 7ten Stück des beliebten Journals von und für Teutſchland (1787) ſind ein Paar Ahndungsgeſchichtchen erzählt, S. 93. ff., deren Unterſuchung den Leſern dieſes Magazins vielleicht nicht unangenehm ſeyn dürfte, da bisher darin ſo viel über Ahndungen und Ahndungsvermögen vorgekommen, und dieſes Feld der Pſychologie von den Herren Herausgebern neuerlich mehr wie jemals bearbeitet worden iſt. Die erſte Geſchichte, für deren Authenticität, ſo wie für die der folgenden, der anonymiſche Einſender oder die Einſenderin mit allem einſtehen will, was ihm oder ihr lieb iſt, lautet alſo:

„Ein in meinen Dienſten ſtehendes Mädgen erwachte vor einigen Tagen mit einem beklemmten Herzen, und äuſſerte ſich beim Theetrinken gegen ſeine Mitbedienten dahin, wie es äuſſerſt niedergeſchlagen ſey — wie es nichts mehr wünſche, als ſich in der Einſamkeit ſatt weinen zu können, und wie es fürchte, daß es heute unangenehme Nachrichten erhalten mögte. Nach Verlauf einer Stunde kommt ein Jude, der mit Waaren im Lande umherwandelt, und bringt dem Mädgen von einer, einige Meilen von hier wohnenden, Schweſter einen Gruß. Nach einiger Hin- und Wiederrede fragt er: „ob es wohl wiſſe, daß ein junger Menſch „der die Kinder der Schweſter unterrichte, ſehr „krank ſey?“ — „Das nicht,“ antwortete das

Mäd-

Mädgen; „aber krank, ſehr krank? So iſt er wohl „ſchon todt.“ „So iſt's,“ antwortete der Jude, und geht, und das Mädgen, das den Informator, einen jungen vierundzwanzigjährigen dem Anſchein nach völlig geſunden Mann, vor einigen Wochen noch geſehen, und vielleicht nicht ohne Rührung geſehen, ſeitdem aber nicht das mindeſte von ihm gehört hatte, erfährt von dem zurückgerufenen Unglücksboten, daß ihr Freund vom Schlagfluß gerührt und nach einem achttägigen lager geſtorben ſey.“

Das wäre alſo die erſte Erzählung, die freilich noch eine beſſere Form einer Ahndung haben würde, wenn's dem Mädgen gefällig geweſen wäre, grade an dem Tage eine Ahndung zu haben, als ihr Freund geſtorben iſt; doch die Ahndung ſollte ſich ja nur auf die Hiobspoſt des Juden beziehen. Das Factum mag wohl ſeine ganze Richtigkeit haben; aber man muß mehr als leichtgläubig ſeyn, wenn man die vorhergegangene Traurigkeit des Mädgens geradezu für nichts anders als eine Ahndung über irgend eine nahe bevorſtehende traurige Nachricht halten will. — Welch ein unlogiſcher Schluß: „weil jemand eine Traurigkeit empfindet, und deswegen etwas Unangenehmes erwartet, ohne zu wiſſen, was das Unangenehme ſeyn wird: ſo muß die Traurigkeit eine nothwendige Vorbedeutung des Uebels ſeyn“ — Wie unendlich viel Urſachen kann

eine

eine gewiſſe ſchwermüthige Laune des Gemüths haben, und wie leicht pflegen wir dann etwas Böſes zu argwohnen, wenn es in unſrer Seele finſter ausſieht, wie man an jedem Hypochondriſten ſehen kann. Was iſt ohnedas gewöhnlicher, als daß ein junges Mädgen mit einem beklemmten Herzen erwacht, eine unwillkührliche Neigung zum Weinen empfindet, und bei der beſorglichen Gemüthsart des andern Geſchlechts dann allerley bevorſtehende unangenehme Zufälle ſogleich zu muthmaßen anfängt. Wenn dies Ahndung heißt, ſo haben die Menſchen alle Augenblicke Ahndungen. Daß zufälliger Weiſe unter den unzähligen Uebeln, womit das menſchliche Leben umgeben iſt, auch einmal eins in Erfüllung geht, daß nun grade von ungefähr der Jude kommen mußte, und die Nachricht von dem Tode des jungen Gelehrten überbrachte, (wäre ein anderer unangenehmer Zufall geſchehen: ſo würde man wieder auf den die Traurigkeit des Mädgens bezogen haben,) kann doch wohl als kein richtiger Beweis von einer geſchehenen Ahndung angeſehen werden, zumal da jene üble und finſtre Laune gewiß aus körperlichen Empfindungen herrühren mogte, die ſo oft uns eine heimliche Wehmuth einflößen; — aber nichts weiter zu bedeuten haben, als daß ſie — bald wieder vorübergehn werden. Weil ängſtliche Leute alle Augenblicke unangenehme Zufälle argwohnen: ſo haben daher auch dieſe gemeiniglich die meiſten Ahndungen, und bei einer beſtändigen

Furcht-

Furchtſamkeit vor Uebeln mag man dann hinterher ſo manches geahndet zu haben wähnen, wenn es nach dem natürlichen Laufe der Dinge ſich natürlich zuzutragen pflegte.

Die andre Erzählung hält eben ſo wenig eine genaue Prüfung aus. Hier iſt ſie:

„Vor einigen Wochen geht der Graf v. O—, ein ſehr aufgeklärter und einſichtsvoller Miniſter, in's Bad. Als er nach Hauſe reiſen will, trägt er einem Verwandten, der etwas früher abgeht, auf, ihm in einem Gaſthofe ein Paar Zimmer, aber durchaus nicht die nämlichen, die ihm bei ſeiner Hinreiſe angewieſen worden, zu beſtellen. Die Frage, was er gegen dieſe Zimmer einzuwenden habe, beantwortet der Graf dahin: wie er etwas gegen ſelbige habe, das er ſich ſelbſt nicht erklären könne. Der Verwandte begnügt ſich mit dieſer Antwort, richtet den ihm mitgegebenen Auftrag aus, und bezieht die Zimmer ſelbſt, die ſich ſein Oheim verbeten hat. Nach einigen Tagen aber wird er in ſelbigen krank, und als der Graf ankommt, erfährt er, daß ſein Vetter in denſelben geſtorben und bereits begraben ſey.“ —

Daß der Graf einen Widerwillen gegen die vorerwähnten Zimmer hatte, konnte ja aus mehrern Urſachen, als aus einer Art Vorgefühl von dem Tode ſeines Vetters, herrühren. Wer auf den

 oft

oft ſo ſonderbaren Wechſel unſrer Empfindungen und Launen Acht giebt, wird ſehr leicht bemerken, daß uns eine gewiſſe Sache, ein Haus, eine Gegend, durchaus nicht gefällt, ob wir gleich die Urſache davon nicht deutlich anzugeben wiſſen. Wahrſcheinlich entſtehn dergleichen Empfindungen aus einer dunklen Schlußfolge der menſchlichen Seele, indem ſie den gegenwärtigen unangenehmen Gegenſtand mit einem andern unangenehmen Object ſchnell vergleicht, und das Reſultat der Vergleichung zu einer unbehaglichen, widerſpenſtigen Empfindung umſchafft; oder ſie betrachtet das Object in einer finſtern, übellaunigen Gemüthsſtimmung überhaupt. Eins von beiden konnte in dieſem erzählten Phänomen mit dem Grafen der Fall ſeyn. Daß der Vetter ſtirbt, in den nämlichen Zimmern ſtirbt, die dem Graf nicht gefallen wollten, war ein Zufall. Es bleibt doch wohl nach pſychologiſchen Erfahrungsgeſetzen ausgemacht, daß ohne eine wenigſtens dunkle Vorſtellung von etwas Unangenehmen, die Seele keinen Widerwillen dagegen faſſen kann.

P.

Zur

Nachtrag.

Auszug aus dem Leben H. Cardans.

In pſychologiſcher Rückſicht.

Hieronymus Cardan, ein Mailändiſcher Arzt, gehört unſtreitig zu den ſonderbarſten und ſeltſamſten Menſchen, die es je gegeben hat. Bayle rechnet ihn zu den größten Männern ſeiner Zeit, und ſeine große Menge, zum Theil mit vielem Scharfſinn ausgearbeiteten, Werke *) zeigen offenbar, daß er ein Mann von einer ſehr ausgebreiteten Gelehrſamkeit und ein großer, ſinnreicher Kopf geweſen ſey; ob es gleich faſt unerklärbar ſcheint, wie eben dieſer Mann von einer Menge der ſonderbarſten Grillen und der paradoxeſten Meinungen ſo ſehr eingenommen ſeyn konnte, daß er ſie mit dem vollkommenſten Ernſt lebenslang vertheidigte. Er hat ſein eigenes Leben, die ganz ſonderbaren Schickſale, die er erlebt, ſein ganz eigenes und bizarres Temperament, ſeine Tugenden und Fehler, und die mannigfaltigen ſchwärmeriſchen Grillen ſeiner Einbildungskraft

*) Die 1663 zu Lion herausgekommene Ausgabe ſeiner Werke beſteht aus zehn dicken Folianten.

kraft mit einer gewiſſenhaften Genauigkeit in einem beſondern Buche, de Vita propria betitelt, beſchrieben, und dieſes merkwürdige Buch iſt es, aus welchem ich hier wegen der Sonderbarkeit des Verfaſſers, der bei aller Größe des Geiſtes, bei allem Scharfſinn des Verſtandes, ſich oft einer Art Wahnwitz nähert, einen für die Seelenkunde paſſenden Auszug liefern will. So ſchwer ſich übrigens das ſchlechte, abgebrochene und unleidliche Latein, worin ſeine meiſten Werke abgefaßt ſind, überſetzen läßt: ſo glaub' ich doch faſt immer den Sinn des Verfaſſers richtig getroffen zu haben.

Doch vorher erſt einiges von ſeinem Leben überhaupt, damit man ſeine folgenden Confeſſionen, die gewiß viel ſonderbarer als die Rouſſeauiſchen ſind, deſto richtiger verſtehen und überſehen kann.

Hieronymus Cardan war zu Pavia den 24ten des Herbſtmonats 1501 geboren. Man weiß nicht gewiß, ob ſeine Mutter mit ſeinem Vater verheiratet oder nur ſeine Maitreſſe geweſen iſt; ſo viel erfuhr nachher Cardan ſelbſt, daß ſie, während ihrer Schwangerſchaft mit ihm, Arzeneien genommen hatte, um die Frucht abzutreiben, was aber nicht gelingen wollte. Sie lag drei Tage in Kindesnöthen, und das Kind, womit ſie ſchwanger ging, mußte mit Gewalt von ihr geriſſen werden. —

Wahr-

Wahrſcheinlich lag in allen dieſen Umſtänden mit ein früher phyſiologiſcher Grund ſeines äußerſt ſeltſamen und bizarren Charakters. — Als er auf die Welt kam, war ſein Kopf ſchon mit krauſen und ſchwarzen Haaren bewachſen. Im vierten Jahre ſeines Lebens wurde er nach Mailand gebracht, wo ſein Vater Sachwalter war. Im ſiebenten Jahre fiel er in eine gefährliche Krankheit, wobei ihn ſein Vater dem heiligen Hieronymus widmete, und diesmal lieber zu dieſem Heiligen, als zu ſeinem Schutzgeiſt, den er zu beſitzen ſich öffentlich rühmte, desgleichen auch hernach Cardan ſelbſt that, ſeine Zuflucht nehmen wollte. Im zwanzigſten Jahre ging er, um den Wiſſenſchaften obzuliegen, nach Pavia, legte ſich vornehmlich auf Mathematik, und erklärte zwei Jahr darauf den Euclid. Anno 1524 ging er nach Padua, erhielt noch im nämlichen Jahre den Titel eines Lehrers der frieen Künſte, und am Ende des Jahrs 1525 den eines Doctors in der Arzneikunde. 1531 verheirathete er ſich, da er nach ſeinem kläglichen Geſtändniſſe die vorhergehenden zehn Jahre zum Eheſtande völlig untauglich geweſen war. In ſeinem drei und dreißigſten Jahre ward er Profeſſor der Mathematik in Mailand. 1539 ward er in das Collegium der Aerzte zu Mailand aufgenommen, und 1543 lehrte er die Medicin in dieſer Stadt öffentlich. Im folgenden Jahre las er Collegia medica zu Pavia; allein er hörte am Ende des Jahrs damit auf, weil man ihm ſeine Beſol-

dung nicht bezahlte, und ging nach Mailand zurück. 1547 ſchlug er eine vortheilhafte Bedienung ab, die ihm der König von Dänemark anbot *). 1552 reiſte er nach Schottland, und kam nach Verlauf von ungefähr zehn Monaten nach Mailand zurück. Er blieb in dieſer Stadt bis er zu Anfange des Weinmonats 1559 nach Pavia ging, von da er 1562 nach Bononien berufen ward. Er lehrte hieſelbſt bis 1570, in welchem Jahre man ihn gefangen ſetzte, doch wurde er nach einigen Monaten wieder in ſein Haus gebracht, ob er auch gleich hier einige Zeit Arreſt hatte. 1571 ging er von Bononien weg, und begab ſich als Privatmann nach Rom Er wurde in das Collegium der Aerzte daſelbſt aufgenommen, und genoß vom Pabſt bis an's Ende ſeines Lebens eine Penſion; er ſtarb daſelbſt 1575, wie Scaliger glaubte, vor Aerger über ein Buch, welches er wider den Cardan ſchrieb. Das übrige hiervon, wie einige andre literariſche Nachrichten über den Cardan, kann man in Bayle's Wörterbuch, im Artikel: Cardan, nachleſen. Schon aus dieſem kurzen Abriſſe des Lebens dieſes Mannes kann man die große Veränderlichkeit ſeines Temperaments, worüber er ſich unten weiter ausläßt, erſehen. Aber dies iſt nicht die einzige Sonderbarkeit, die wir an ihm zu bemerken haben. Seine

*) Religion und Klima Dänemarks waren die Urſachen, warum er die Bedienung ausſchlug.

Seine ſonderbare Hypochondrie, ſeine bizarren Grillen, ſeine ſchwärmeriſche Einbildungskraft, ſeine paradoxen Meinungen, ſeine wunderbaren Schickſale, und ſeine ganze Denk- und Lebensart ſtellen uns ihn als einen der größten Sonderlinge auf, die es je gegeben hat, und deſſen Leben ein in der That ſehr wichtiger Beitrag zur Naturkunde der menſchlichen Seele iſt. Er mag ſich von nun an ſelbſt ſchildern.

In der Vorrede zu ſeiner Lebensbeſchreibung ſagt er, daß er nach dem Beiſpiel des weiſeſten und vortreflichſten Mannes, des Antoninus Philoſophus, auch ſein Leben beſchreiben wolle, worüber er vom Bayle getadelt wird, indem jenes Buch des Antonins nicht eine Biographie, ſondern eine Sammlung moraliſcher Grundſätze ſey. Cardan verſichert, daß er nichts aus Prahlerei hinzugeſetzt, nichts um ſeinen Gegenſtand zu verſchönern geſchrieben, ſondern allein die Wahrheit immer vor Augen gehabt habe, weshalb er ſich auf damals vorhandene Zeugen beruft. Er entſchuldigt ſich am Ende der Vorrede nochmals dadurch, daß der Verſuch, ſein eigenes Leben zu beſchreiben, nicht neu ſey, ſondern mehrere ſchon dergleichen vor ihm gethan hätten.

Im erſten Kapitel ſeiner Biographie ſelbſt, beſchreibt er ſein Vaterland und ſeine Vorfahren, was

wir ganz übergehn können, weil es nichts merkwürdiges für den Pſychologen enthält, und weil viel wichtigere Dinge in jener Biographie vorkommen. Das zweite Kapitel handelt von ſeiner Geburt; und hier lernt man ſchon einigermaßen den Mann nach ſeinen aſtrologiſchen Grillen, welche in damaligen Zeiten einen Theil der mathematiſchen und phyſiſchen gelehrten Kenntniſſe ausmachten, kennen. Er findet in der Conſtellation der Geſtirne, daß er gar leicht als ein Monſtrum hätte geboren werden können, welches aber dadurch verhütet worden ſey, weil bei ſeiner Geburt grade die Sonne, Venus und Mercur in menſchlichen Zeichen geſtanden hätten. Da, fährt er fort, der Jupiter im Aufſteigen, und Venus die Beherrſcherinn des ganzen Zeichens war: ſo wurde ich bloß in Abſicht meiner männlichen Glieder verwahrloſt, ſo daß ich von meinem 21ten bis in's 31ſte Jahr meines Lebens zum ehelichen Umgange untauglich war, mein Schickſal oft beweinte, und andere, die glücklicher als ich waren, beneidete. Aus eben jener Conſtellation der Himmelszeichen leitet er ſeinen niedrigen Stand, ſeine liſpelnde Sprache, ſeine ſchnelle und überraſchende Divinationskraft und andre Prophezeihungsgaben her. Nach jener Conſtellation, obgleich aus mir hätte etwas werden können, heißt es ferner, blieb mir nichts als eine gewiſſe Verſchlagenheit und Sklaverei des Gemüths übrig, ward ich ein Mann, der nach abgebrochenen und unerlaubten Entſchlüſſen handelte,

delte, — kurz ein Menſch, dem es an körperlichen Kräften fehlte, wenig Freunde, ein kleines Erbtheil, viel Feinde hatte, deren größten Theil ich weder dem Namen, noch dem Geſichte nach kenne, der keine Lebensklugheit, ein ſchwaches Gedächtniß, aber doch eine beßre Vorſichtigkeit beſaß, ſo daß ich nicht begreifen kann, wie ein Zuſtand, der meiner Familie und den Vorfahren Schande machte, für rühmlich und beneidenswerth hat angeſehen werden können. „Mein Vater, ſagt er im dritten Kapitel, trug wider die Gewohnheit der Stadt einen Purpurrock, ob er gleich eine ſchwarze Parucke beibehielt. Er ſtammelte, war ein Freund verſchiedener Wiſſenſchaften, roth vom Geſicht, und hatte weiße Augen, womit er auch des Nachts ſehen konnte. Die Worte: „omnis ſpiritus laudet Dominum, quia ipſe eſt fons omnium virtutum,“ hatte er immer im Munde. Bei einer Kopfwunde waren ihm in ſeiner Jugend die Scheitelknochen weggenommen worden, ſo daß er, ohne ſein Haupt zu bedecken, nicht lange aushalten konnte. Von ſeinem vierten Jahre an hatten ihm alle Zähne gefehlt. Er ſtudirte fleißig den Euclid, hatte krumme Schultern, und einen einzigen vertrauten Freund, ob ſie gleich beide ganz verſchiedene Studien trieben. — Meine Mutter war zum Jähzorn geneigt, hatte ein vortrefliches Gedächtniß und einen guten Kopf, war kleiner Statur, fett und andächtig. Beide Aeltern waren von zornigem Tem-

peramente, und unbeſtändig in der Liebe gegen ihren Sohn; doch hatten ſie Nachſicht mit mir, ſo daß mein Vater erlaubte, ja ſogar befahl, daß ich vor der zweiten Stunde des Tages nicht vom Bette aufſtehen ſollte, welches auf mein Leben und Geſundheit einen wohlthätigen Einfluß gehabt hat.

Kap. 4. enthält einen kurzen Abriß ſeines ganzen Lebens, wie wir ihn gleich anfangs geliefert haben. Cardan bekam ſchon in den erſten Wochen ſeines Lebens einige Peſtcarfunkeln; durch ein Bad in heißem Eſſig wird er curirt. Seine Aeltern ſchlagen ihn in den vier erſten Jahren ſeines Lebens oft ſo ſehr, daß er oft in Gefahr zu ſterben gerieth. Von ſeinem ſiebenten Jahre an beſchlieſſen ſie, ihn ſanfter zu behandeln; aber ſein Schickſal wird dadurch nicht ſehr verbeſſert: er muß bei ſeinem ſchwächlichen Körper, und in dem zarten Alter ſeinen Vater faſt ſtets begleiten, wodurch der arme Cardan in neue körperliche Schwächlichkeiten fällt, ſo daß man ihn ſchon einmal als einen Todten beweint. Sein Vater widmet ihn in einem Gelübde dem heiligen Hieronymus, und nicht ſeinem Dämon, den er zu haben glaubte. Cardan iſt kaum wieder beſſer, ſo ſtürzt er mit einem Hammer eine Treppe herunter, und zerbricht den oberſten linken Stirnknochen, davon er zeitlebens eine Narbe behält: auch von dieſem Uebel iſt er kaum geheilt, als ein Stein von einem benachbarten hohen Dache ihm auf den Kopf

ſtürzt.

ſtürzt. Sein Vater fährt fort, ihn auf eine grauſame Art überall als einen Sklaven mit ſich zu führen. Ein reicher Vetter will den Cardan zu ſeinem Univerſalerben einſetzen, aber Cardans Vater verhinderts es, indem es unrechtmäſſig erworbenes Gut ſey. In ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre verliert er ſeinen Vater. Im einunddreiſſigſten verheiratet er ſich, und erzeugt mit ſeinem Weibe zwei Knaben und eine Tochter.

Im fünften Kapitel beſchreibt er ſeine körperliche Geſtalt und übrigen Leibesbeſchaffenheiten mit der pünktlichſten Genauigkeit. Im ſechſten redet er von ſeinen kläglichen Geſundheitsumſtänden. Es iſt erſtaunlich, mit wie vielen Krankheiten und körperlichen Schwachheiten der groſſe Mann lebenslang zu kämpfen hatte. Er war nie ganz geſund *), und dies mußte nothwendig ſeiner ganzen Denk- und Handlungsart etwas Eigenthümliches geben. Sehr ſonderbar, und vielleicht einzig in ihrer Art, iſt folgende hierher gehörige Stelle. „Ich hatte, ſagt er, die Gewohnheit, worüber ſich die meiſten verwundert haben, daß, wenn ich keine Urſachen des Schmerzes hatte, ich dergleichen ſelbſt aufſuchte. Dadurch ging ich gemeiniglich den Krankheit erregenden Urſachen entgegen,

*) So wie ſein ganzes Leben überhaupt eine Kette unglücklicher und ſehr ſonderbarer Begebenheiten war.

gen, indem ich glaubte, daß das Vergnügen in dem vorhergeſtillten Schmerz beſtehe, und daß, wenn derſelbe willkürlich ſey, er auch leicht geſtillt werden könne, und da ich an mir wahrnehme, daß ich niemals vom Schmerz ganz frei ſeyn kann: ſo entſteht, wenn dies einmal geſchieht, ein ſo beſchwerlicher Gemüthsdrang in mir, der nicht heftiger ſeyn kann, ſo daß der Schmerz, oder eine Urſach des Schmerzes, vorausgeſetzt, daß ſie nicht ſchändlich und gefahrvoll iſt, lange nicht ſo ſchlimm iſt, als jener Drang, den ich im ſchmerzenloſen Zuſtande empfinde. Daher habe ich nun Mittel, mich ſelbſt zu quälen, erfunden. Ich beiſſe mich nämlich in die Lippe, ich zerſtoſſe die Finger, kneife mich in die Haut und in den linken Armmuſkel, bis ich zu weinen anfange, vermöge welcher Mittel ich noch ohne Schaden fortlebe. Ich habe eine natürliche Furcht vor hohen Oertern, wenn ſie auch noch ſo breit ſind, und vor ſolchen, wo ich wegen der tollen Hundskrankheit Verdacht habe. Bisweilen habe ich auch an der heroiſchen Liebe krank gelegen, ſo daß ich mich ſelbſt umzubringen gedachte; aber ich vermuthe, daß dies auch andern begegnet ſey, ob ſie es gleich nicht in Büchern aufzeichnen."

Im ſiebenten Kapitel redet er von ſeinen Leibesübungen folgendergeſtalt. „Vom Anfang an habe

ich

ich alle Arten der Fechtkunſt getrieben. Ich focht mit dem Degen allein, und mit einem länglichen, runden, groſſen oder kleinen Schilde, wie man's haben wollte, und ſprang ſehr leicht mit einem Dolche und Degen, mit Spieß, Säbel und Mantel auf ein hölzernes Pferd. Ich verſtand unbewaffnet dem andern einen bloßen Dolch aus der Hand zu reiſſen, ich übte mich im Laufen und Springen, worin ich's ſehr weit gebracht hatte, und weiter als im Fechten, weil mir die Natur ſehr kleine Arme gegeben. Im Reiten, Schwimmen und Gewehrlosbrennen war ich hingegen furchtſam, — ſo wie dies letzte überhaupt mein Naturfehler war. — Des Nachts ging ich ſelbſt wider die Befehle der Fürſten in den Städten bewaffnet herum, wo ich mich aufhielt. Des Tages trug ich bleierne Soolen von acht Pfund, und des Nachts einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht. Viele Tage hindurch übte ich mich vom früheſten Morgen bis gegen Abend in den Waffen, trieb dann vom Schweiſſe naß Muſik, und ſchwärmte bis an den hellen Morgen öfters herum." — —

Das achte Kapitel handelt von ſeiner Lebensart, in Abſicht auf Schlaf, Speiſe und Trank. Auch hier beſchreibt Cardan alles mit der gröſten Genauigkeit, welches wir aber füglich übergehn können, ob gleich auch hier der gelehrte Sonderling überall hervorſchimmert.

Kap. 9.

Kap. 9. Von Verewigung ſeines Namens. Hier ſtellt Cardan die ernſthafteſten Betrachtungen an, ob es wohl der Mühe werth ſey, ſich bei der Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge einen unſterblichen Namen zu machen. Alle äußre Vorzüge, um ſich zu verewigen, fehlen ihm; weder Reichthümer, noch Gewalt, noch eine feſte Geſundheit, nicht Familie und eigene Thätigkeit lieſſen ihm eine Hoffnung dazu übrig, — und doch bleibt ſein Verlangen nach einem unſterblichen Namen immer gleich ſtark. Er entſchließt ſich, ein — Schriftſteller zu werden; aber auch der Schriftſteller Ruhm ſcheint ihm ein ſehr unſicheres, vergängliches Ding zu ſeyn, — ſcheint viel zu viel Aufopferungen zu erfordern. — Beim Haſchen nach Schriftſteller-Ehre, ſagt er vortreflich (was alle Schriftſteller ſich fein merken ſollten!), wird dich deine Hoffnung peinigen, deine Aengſtlichkeit martern, du wirſt von Arbeiten entkräftet werden, und jeden übrigen Reiz des Lebens verlieren. Er unterſucht ferner, was endlich die Helden der Vorzeit durch ihre mühſamen und ehrſüchtigen Plane gewonnen haben. — Aus allem vorhergehenden zieht er nun das Reſultat: Wenn die Seele unſterblich iſt, wozu das Gepränge von Namen; geht ſie unter, wozu nützen ſie? Wenn die Zeugung der Geſchöpfe einmal aufhört: ſo werden jene Namen auch alle ihr Ende erreichen.“ Es iſt alſo kein Wunder, ſetzt er hinzu, daß ich aus einer Art Zwang von Ruhmbegierde ange-

angefeuert werde, — und doch blieb dieſe alberne Begierde in mir zurück. Aeuſſern Ruhm und Ehre habe ich demungeachtet nicht ſehr begehrt; ja ſogar verachtet. Ich wünſchte, daß meine Exiſtenz bekannt ſey, nicht was und wie ich grade ſey. — Soviel es erlaubt war, habe ich mir ſelbſt gelebt, und habe aus Hoffnung künftiger Dinge das Gegenwärtige verachtet.“ Kurz, der Wunſch zu einer Art Fortexiſtenz ſcheint ihm am Ende doch ſehr natürlich zu ſeyn, da er lobenswürdig bleibt.

Das zehnte Kapitel handelt von der Einrichtung ſeines Lebens. „Ich habe mein Leben, ſagt er, ſo eingerichtet, nicht wie ich's gewollt, ſondern wie es mir erlaubt war; habe auch nicht die Lebensart gewählt, die ich wählen ſollte, ſondern wovon ich glaubte, daß es die beſſere ſeyn würde. Auch wählte ich nicht eine und die nämliche Art des Lebens, da alles gefahrvoll, läſtig und unvollkommen in der Welt iſt, ſondern welche mir zu jeder Zeit grade die bequemſte ſchien. Daher iſt es dann gekommen, daß man mich für einen unbeſtändigen, veränderlichen Mann gehalten hat; denn das iſt ganz natürlich, daß die, welche keine gewiſſe und feſtgeſetzte Lebensart beobachten, mehrere Plane verſuchen, und verſchiedene ſchiefe Wege einſchlagen. Die eigentliche Abſicht meiner Handlungen war, mich auf irgend eine Art zu verewigen. Reichthümer, Ehrenſtellen, Macht und Anſehn waren nicht

mein eigentlicher Wunſch. Auch ſtanden mir hierbei die Schickſale und Zufälle meines Lebens, meine Nebenbuhler, die Beſchaffenheit der Zeit, und meine Unwiſſenheit ſelbſt im Wege. Es fehlten mir zu jenen Dingen alle Hülfsmittel; auch dadurch wurde ich von ihnen zurückgehalten, daß ich nach meiner damaligen aſtrologiſchen Kenntniß, wie es mir und andern ſchien, gewiß nicht das fünfundvierzigſte Jahr meines Lebens erreichen würde. Unterdeſſen überließ ich mich füglich den Vergnügungen und der Nothwendigkeit, indem ich ſo recht zu leben dachte; vernachläſſigte, wegen der ſchlechten Hoffnung, die wirklichen Dinge, verirrte mich in meinen Gedanken, und fehlte öfters in meinen Handlungen, bis ich endlich in meinem dreiunddvierzigſten Jahre, welches das lezte meines Lebens ſeyn ſollte, erſt zu leben anfing."

„Ich ergab mich den Vergnügungen, wanderte in den ſchattigten Gegenden auſſerhalb den Mauern der Stadt umher; ſchmauſte zu Mittag, trieb darauf Muſik, fiſchte neben den Haynen und denen der Stadt nahe liegenden Wäldern; ſtudirte, ſchrieb, und kam dann Abends wieder nach Hauſe." Dieſes fröliche Leben dauerte, nach Cardans eigenem Geſtändniß, ſechs Jahre lang. Neue Leiden lagern ſich um ihn her. Das Unglück ſeines älteſten Sohns fängt an, ihn vorzüglich zu drücken (welcher ſein Weib mit Gift hatte vergeben wollen, und deswegen

gen im Gefängniß hingerichtet wurde). Gewiſſe Magiſtratsperſonen, ſagt er, haben bekannt, daß ſie meinen Sohn deswegen zum Tode verurtheilt hätten, damit ich in meinem Schmerz umkommen, oder meinen Verſtand verlieren mögte; wie wenig ich von dem einen oder dem andern entfernt geweſen bin, und ich an ſeinem Orte erzählen will, mögen die Götter wiſſen; — aber meine Feinde erreichten ihre Abſicht nicht.“ Er will für ſeinen unglücklichen Sohn eine Apologie ſchreiben; die Hauptgedanken dazu hat er im gegenwärtigen Kapitel entworfen, welche ſehr deutlich zeigen, wie ängſtlich und zärtlich der unglückliche Vater bemüht war, ſeinen Sohn zu retten. Aber vergeblich! und den Tod deſſelben rechnet er zu einem der vorzüglichſten Leiden ſeines väterlichen Herzens.

Kap. 11. de prudentia enthält einige vortrefliche Lebensregeln, und Anweiſungen zu einer practiſchen Klugheit, worin er ſich als einen ſchlechten Meiſter bekennt, die aber nicht hierher gehören.

Kap. 12. redet er von ſeiner heftigen Diſputierliebe, ſo daß keiner mit ihm in gelehrten Gezänken hat auskommen können, welches wir auch übergehn können.

Viel merkwürdiger und für die Seelenlehre wichtiger iſt das folgende dreizehnte und vierzehnte Kapitel ſeiner Lebensbeſchreibung. Er ſchildert darin

 ſeine

ſeine Sitten, Gemüthsgebrechen, ſeine Irrthümer, ſeine Tugenden und Standhaftigkeit ganz in dem Geſchmacke eines Montaigne und Rouſſeau, und läßt uns dadurch tiefe Blicke in die Natur unſrer Empfindungen thun. Er hält uns dadurch einen Spiegel vor, in welchem jeder wenigſtens einen Theil ſeiner Geſtalt erblicken kann.

„Ich kenne mich ſehr wohl, fährt er nach einer kurzen Einleitung über das Studium ſeiner ſelbſt, oder das γνῶθι σεαυτον fort Ich bin von Natur zum Jähzorn geneigt, bin einfältig, der Wolluſt ergeben. Hieraus ſind andere Fehler gefloſſen. Ich bin grauſam, ſtarrſinnig, roh und hart, unvorſichtig, hitzig, und empfinde ein über meine Kräfte ſteigendes Verlangen zur Rache, und eine Geneigtheit, daß mir das gefällt, was andre verwerfen, daß ich mich wenigſtens ſo ausdrücke, als wenn mir's gefiele. — Die Rache iſt ſüſſer als das Leben ſelbſt. — Ich mache keine Ausnahme von dem Satz, daß unſre Natur zu allem Böſen geneigt iſt; ob ich gleich die Wahrheit rede, eingedenk genoſſener Wohlthaten, ein Freund der Gerechtigkeit und der Meinen, ein Verächter des Geldes, begierig auf Ruhm nach dem Tode bin, und alles Mittelmäßige, des Kleinen nicht zu gedenken, zu verachten pflege. — — Von Natur bin ich zu allen Laſtern, zu allem Böſen geneigt. Auſſer meinem Ehrgeitz kenne ich meine Unwiſſenheit als einer. Aus Hochach-

tung gegen Gott, und weil ich weiß, wie eitel und vergänglich alles iſt, bediene ich mich der gegebenen Gelegenheiten der Rache mit Vorbedacht nicht. Ich bin kalten Herzens, furchtſam und habe ein hitziges Gehirn; bin immer in Gedanken, indem ich ſtets über viele äuſſerſt wichtige, und ſelbſt unmögliche Dinge nachdenke. Ich kann auch meine Aufmerkſamkeit auf zwei Sachen zu gleicher Zeit wenden. Die, welche mir eine Schwazhaftigkeit und ein Uebermaaß in meinen Lobpreiſungen Schuld geben, beſchuldigen mich ganz fremder Fehler. Ich greife keinen an, ich vertheidige mich bloß. Warum ſollte ich mich auch darum bekümmern, da ich ſo oft von der Nichtigkeit des Lebens Zeuge geweſen bin? — Ich habe mir angewöhnt, meinem Geſicht immer eine andere Geſtalt zu geben; daher kann ich mich anders zeigen, als ich's meine, ob ich gleich nicht zu heucheln verſtehe. Doch iſt dies leicht, wenn es zu der Seelenſtimmung, nichts zu hoffen, etwas beiträgt, welche ich ſeit funfzehn Jahren auf's mühſamſte zu erlangen geſucht, und endlich erreicht habe. Dieſerwegen gehe ich bisweilen in Lumpen, bald geſchmückt umher, bin bald ſtill, bald geſchwäzig, bald frölich, dann wieder traurig. In meiner Jugend habe ich mich wenig um die Ausſchmückung meines Kopfes bekümmert, weil ich von einer Begierde, mich auf wichtigere Dinge zu legen, beherrſcht wurde. In meinem Hauſe gehe ich vom Knöchel bis an die Waden mit bloßen Beinen.

Mein Gang iſt ungleich, bald ſchnell, bald wieder langſam. Bin wenig gottesfürchtig, und kann meine Zunge nicht im Zaum halten, bin auf's höchſte zum Zorn geneigt, ſo daß es mich oft gereut, und ich einen Abſcheu dafür habe." — — — Nach einer Epiſode, die ich übergehe, fährt er ſo fort: „Ich weiß, daß dies einer meiner gröſſten und ſonderbarſten Fehler iſt, daß ich von nichts lieber rede, als was den Zuhörenden mißfällt. Mit Wiſſen und Willen fahre ich hierin fort, und es iſt mir nicht unbekannt, wie viel Feinde mir dieſe Eigenſchaft zuzieht. So viel vermag die Natur durch eine lange Gewohnheit! Doch vermeide ich jenen Fehler bei meinen Wohlthätern und den Großen. Ich liebe die Einſamkeit ſo viel es möglich iſt, obgleich Ariſtoteles dieſe Lebensart verworfen und geſagt hat, daß ein Einſiedler entweder ein Thier, oder eine Gottheit iſt. Aus Schwachherzigkeit, und zu meinem nicht geringen Schaden, behalte ich das Geſinde bei, von welchem ich weiß, daß es mir nicht nur unnüz ſey, ſondern ſogar zu meiner Schande gereicht; ja ich kann mich nicht einmal von den mir geſchenkten Thieren, als Böcken, Lämmern, Haaſen, Kaninchen, Störchen trennen, ſo daß ſie mir das ganze Haus beſudeln. Ich habe wenig, und vornehmlich keine getreuen, Freunde gehabt. Ich habe darin viel und ſelbſt die größten Fehler begangen, indem ich mich zur rechten und unrechten Zeit in alles mi-

ſchen wollte, und habe ſelbſt die beleidigt, welche ich herauszuſtreichen mir vorgenommen hatte. Im Urtheilen bin ich zu ſchnell, und faſſe daher übereilte Rathſchläge, und kann bei keinem Geſchäfte einen Aufſchub leiden. Da meine Nebenbuhler bemerkt haben, daß ich nicht leicht zu fangen bin, wenn ich Zeit habe: ſo thun ſie nichts anders, als daß ſie mich treiben. Ich ertappe ſie offenbar, hüte mich vor ihnen als Nebenbuhlern, und halte ſie, was ſie auch wirklich ſind, für meine Feinde. — Wenn ich mir nicht angewöhnt hätte, über eine Sache, die ich freiwillig that, wenn ſie auch ſchlecht ablief, keine Reue zu empfinden: ſo wäre ich der unglücklichſte Menſch geworden. Die vornehmſte Quelle meiner Leiden waren aber gemeiniglich die höchſt dummen und ſchändlichen Streiche meiner Söhne, die Sorgloſigkeit der Anverwandten, und ihr Neid gegen die Ihrigen, ein eigenthümlicher Fehler der Familie. Von meiner Jugend auf bin ich dem Schachſpiele auf eine unmäßige Art ergeben geweſen, wodurch ich dem Franziſcus Sforza, Prinzen von Mailand, bekannt wurde, und mir die Freundſchaft vieler Großen zugezogen habe. Da ich aber jenes Spiel viele und beinahe vierzig Jahre hindurch beſtändig trieb: ſo kann ich nicht ſagen, wieviel mein Hausweſen darunter gelitten hat. Noch ärger ging es mit dem Würfelſpiel, indem ich meine Söhne ſelbſt darin unterrichtet hatte, und mein Haus oft den Würfelſpielern öffnete.

Im vierzehnten Kapitel, **virtutes et constantia** überſchrieben, redet Cardan von ſeiner Beſtändigkeit im Glück und Unglück. „Ich habe, fährt er fort, zur Bewunderung andrer, meine unglücklichen Schickſale geduldig getragen, und bin in meinen glücklichen beſtändig der nämliche geblieben. Ich habe in meinem Glück meine Sitten nie geändert, bin nicht härter, ehrgeitziger, ungeduldiger geworden, habe die Armen nicht verachtet, habe meine alten Freunde nicht vergeſſen, habe mir im Umgange kein gröſzres Anſehn gegeben, und keinen vornehmern Ton angenommen, habe nie köſtlichere Kleider getragen, als ich zu der Rolle, die ich ſpielte, zu tragen genöthigt war. In traurigen Lagen meines Lebens bin ich aber doch von Natur nicht ſo ſtandhaft geblieben, da ich oft Leiden tragen mußte, die meine Kräfte überſtiegen; aber ich habe durch Kunſt die Natur überwunden. **Denn bei den gröſzten Leiden meines Gemüths ſchlug ich mit einer Ruthe meine Schienbeine, biß mich heftig in den linken Arm, faſtete, und machte mir durch Weinen Luft**, wenn ich weinen konnte, denn oft konnte ich's nicht; ſtritte auch mit Vernunftgründen gegen meine Leiden, indem ich mir immer vorſagte: daß nichts neues unter der Sonne geſchehe u. ſ. w. Oft bin ich auch, wenn meine Leiden zu groß wurden, durch die Güte des Himmels, und gleichſam durch ein Wunderwerk davon befreit worden, wie ich unten geſagt habe.

habe. Bei meinen Handlungen war ich ſehr beſtändig, und vornehmlich bei Ausarbeitung meiner Schriften, ſo daß ich bei den angenehmſten, mir dargebotenen, Gelegenheiten von meiner Arbeit nicht wegging, ſondern dabei ſitzen blieb, indem ich wohl wußte, wie viel die Veränderlichkeit ſeiner Vorſätze meinem Vater geſchadet hatte.“ — —

„Meine Freundſchaft habe ich nie abgebrochen, und geſchahe es einmal: ſo habe ich nie etwas verrathen, was unter uns Freunden vorgegangen war, habe auch keinem hinterher Vorwürfe gemacht. Ich rechne es mir als eine Tugend an, daß ich von meiner frühſten Jugend an nie gelogen, meine Armuth, meine ſo vielen traurigen Schickſale geduldig ertragen habe, und nie mit Recht einer Undankbarkeit beſchuldigt werden kann.“ —

Das Meiſte, was Cardan Kap. 15 — 36. erzählt, können wir übergehn. Einiges ſcheint aber doch in Abſicht ſeines Charakters wichtig genug zu ſeyn, um hier angeführt zu werden.

Von früheſter Jugend an hatte er ſich angewöhnt, dies Gebet zu beten: „Herr Gott, ſchenke mir nach deiner unendlichen Güte ein langes Leben, Weisheit und Geſundheit des Geiſtes und Leibes.“ — In keinem Stücke, ſagt er Kap. 23, bin ich

 mir

mir beſſer vorgekommen, als in Abſicht meiner Lebensregeln wegen der Länge meines Lebens, und der Menge meiner Leiden. — Erſtlich habe ich Gott immer für alles, was mir begegnet iſt, gedankt; zweitens habe ich die Gottheit fleiſſig angerufen; drittens war es mir nicht genug bei einem Verluſt den Schaden zu erſetzen, ſondern machte, daß ich immer noch etwas darüber erhielt; viertens nahm ich immer auf die Zeit die genaueſte Rückſicht, daß ich, wenn ich ritte, aß, im Bette lag, wachte, mit andern ſprach, ſtets über etwas meditirte; fünftens verehrte ich die Greiſe ſehr, und war gern bei ihnen; ſechstens war ich auf alles aufmerkſam, und glaubte, daß nichts von ungefähr geſchehen könne; ſiebentens zog ich das Gewiſſe faſt immer dem Ungewiſſen vor; achtens beſtand ich auf keiner Sache, die mir misglückte, und machte lieber Verſuche, als daß ich mich auf meine Geſchicklichkeit und Kunſt verließ, was vornehmlich bei Heilung der Kranken der Fall war. Im übrigen überließ ich mich dem Schickſale, und dachte über das Vergangene, wie die meiſten thun, nicht weiter nach.

Sonderbar iſt folgende Erzählung, die er uns über die Wahl ſeiner Frau mitgetheilt hat: „Ich wohnte zu Sacci, ſagt er, und führte das glücklichſte Leben von der Welt, als ich mich einſtmals des Nachts in einem angenehmen, vollkommen ſchönen, mit Blumen und Früchten angefüllten

Garten

Garten erblickte. Es wehte eine ſanfte Luft, ſo daß kein Mahler, kein Dichter, kein menſchlicher Gedanke etwas angenehmeres hätte hervorbringen können. Ich befand mich am Eingange des Gartens, die Thür ſtand offen, und gleichfalls eine gegenüber, als ich ein Mädgen in einem weißen Kleide erblickte. Ich umarmte und küßte ſie; aber beim erſten Kuß riegelte ſchon der Gärtner die Thür zu. Ich bat ihn inſtändigſt, daß er ſie offen laſſen mögte; aber umſonſt. Es kam mir alſo vor, als wenn ich, indem ich darüber traurig war, und immer noch an dem Mädgen hing, hinausgeſchloſſen wurde. In der nämlichen Nacht wurden wir aufgeweckt, — indem meines Nachbars Haus brannte. Wenige Tage darauf ſah ich ein Mädgen auf der Straße, welche in ihrem Geſicht und Kleidern vollkommen dem Mädgen glich, das ich im Traum geſehn hatte. Ich empfand eine brennende *) Liebe — — und er heiratet dies Mädgen. — Faſt allen Glauben überſteigen die Gefahren und widrigen Zufälle ſeines Lebens, deren Erzählung er ein eigenes Kapitel gewidmet hat. Viermal iſt er in der äuſſerſten Todesgefahr geweſen; zu den größten Leiden ſeines Lebens rechnet er — ſeine Unfähigkeit zum Heirathen vom einundzwanzigſten bis zum einunddreiſſigſten Jahre ſeines Lebens; die grauſame Hin-

*) Er giebt nicht undeutlich zu verſtehen, daß das Feuer eine Vorbedeutung von ſeiner Liebe geweſen iſt.

Hinrichtung ſeines Sohns; ſeine eigene Einkerkerung; die Gottloſigkeit ſeines dritten Sohns, und die Unfruchtbarkeit ſeiner Tochter. Die Nachſtellungen nach ſeinem Leben ſind in der That äuſſerſt merkwürdig, und ein Beitrag zur Geſchichte menſchlicher verſteckter Bosheit.

„Als ich, ſagt er, zu Pavia öffentliche Collegia las, hatte ich eine Magd, einen jungen Menſchen, Hercules, zwei Knaben, und wo ich nicht irre, einen Bedienten im Hauſe. Der eine von den Knaben war mein Hauslaquai und ein Muſikus, der andre wurde zum Ausſchicken gebraucht. 1562 wollte ich von Pavia weggehn und meine Profeſſur niederlegen. Der Senat nahm dies übel, und ſuchte mich beizubehalten. Nun waren aber noch zwei Doctoren in Pavia, — einer war ſogar mein Schüler geweſen, ein erzliſtiger Kerl; der andre lehrte die Arzneikunſt, ein einfältiger und, wie ich glaube, nicht böſer Menſch. Da beide meine Nebenbuhler waren, ſo thaten ſie alles mögliche, daß ich die Stadt verlaſſen mögte; da dies aber der Senat nicht zugeben wollte, ob ich gleich um meinen Abſchied anhielt: ſo beſchloſſen ſie, mich heimlicher Weiſe zu **ermorden**, und legten ihren Plan auf mein Leben von weitem an. Zuvörderſt ſchrieben ſie im Namen meines Schwiegerſohns und meiner Tochter einen äuſſerſt ſchändlichen und ſchmutzigen Brief, daß ſie ſich nämlich im Namen des Senats

nats und des ganzen Collegiums ihres Vaters (meiner) ſchämten, und mich einer öffentlichen Profeſſur unwürdig hielten. Ueber eine ſo unverſchämte und kühne Beſchuldigung meiner eigenen Kinder beſtürzt, wußte ich nicht, was ich machen, was ich ſagen oder antworten ſollte. Wenige Tage darauf wurde mir ein andrer Brief im Namen des Floravanti gebracht folgendes Inhalts: Er ſchäme ſich im Namen des Vaterlands, des Collegiums und der ganzen Geſellſchaft der Profeſſoren, indem überall ausgeſtreut ſey, daß ich mit den Knaben heimlich zu thun hätte, und gemeiniglich zwei zu gleicher Zeit mißbrauche. — Dadurch wollte man mich ſtürzen, und einen von jenen Doctoren in meine Stelle befördern.“ Cardan befreit ſich von dem abſcheulichen Verdacht einer ihm ſchuld gegebenen Knabenſchänderei, aber ſeine Feinde machen neue Plane zu ſeiner Ermordung. Als er in der Akademie zu Pavia ſoll aufgenommen werden, findet er einen Balken am Eingange des Hauſes ſo gelegt, daß er leicht darüber hätte zu Tode fallen können; ein andermal wird er zu einem Patienten gerufen, und man hat an der Hausthüre ein Stück Blei angebracht, daß es über den Cardan herabſtürzen muß; noch ein andermal wollen ſie ihn vergiften, und ſuchen vorher ſeine Hausleute zu entfernen, damit ſie von ſeinen Speiſen nicht mit vergiftet werden mögten.

Im 37ſten Kapitel ſeiner Lebensbeſchreibung erzählt er einige ſeiner ſehr ſonderbaren Eigenſchaften,

nebſt

nebſt einigen Träumen, wovon Cardan ſehr viel hielt, und in welcher Rückſicht er eine gewiſſe Prophezeihungsgabe zu beſitzen glaubte. Das ganze Kapitel iſt ein merkwürdiger Beitrag zur Stärke und den Ausſchweifungen der menſchlichen Einbildungskraft, die ſonderlich bei hypochondriſchen Leuten oft die ſonderbarſten Empfindungen und Chimären hervorbringt.

„Auf Befehl meines Vaters, hebt er an, blieb ich gemeiniglich bis drei Stunden nach Anbruch des Tages im Bette liegen, und hatte von meinem vierten bis gegen das ſiebente Jahr des Morgens, ehe ich zur beſtimmten Zeit aufſtehn durfte, ſonderbare Erſcheinungen, die mir ſehr angenehm waren, und mich nie vergebens auf ſich warten lieſſen. Ich erblickte nämlich allerlei Bilder gleichſam von Luftkörpern, die aus ganz kleinen Ringen zu beſtehen ſchienen, wie Panzerringe, ob ich gleich damals noch keinen Panzer geſehn hatte. Sie ſtiegen von der unterſten rechten Ecke des Bettes in einem Halbcirkel in die Höhe, und fielen langſam zur linken Seite nieder, ſo daß ich ſie nicht mehr ſahe, als z. B. Bilder von Schlöſſern, Häuſern, Thieren, Pferden, nebſt den Reutern, Pflanzen, Bäumen, muſikaliſchen Inſtrumenten, Theatern, Menſchenkleidern und verſchiedenen andern Kleidern; vornehmlich aber von Trompetern mit ihren Inſtrumenten, ob ſie gleich keinen Ton von ſich gaben. Auſſerdem erſchie-

erſchienen mir Soldaten, Völker, Aecker und andre, mir noch auf dieſen Tag verhaßte, Körpergeſtalten; ferner Haine, Wälder und andre Dinge, deren ich mich nicht mehr erinnere, oft auch eine ganze Menge zugleich vor meinen Augen vorbei eilender Gegenſtände, ohne daß ſie ſich unter einander vermiſchten. Alle dieſe Dinge waren hell und durchſichtig, aber doch nicht ſo, als wenn ſie deswegen nicht wirklich vorhanden geweſen wären, auch nicht ſo dicht, daß ſie das Auge nicht durchſchauen konnte. Selbſt die ſchattigten Zirkel waren ganz durchſichtige Räume. Ich fand an dieſem Schauſpiele ein großes Vernügen, und ſah dieſe Wunderdinge ſtarr an, daher mich meine Tante einmal fragte: Ob ich etwas ſähe? Ob ich gleich noch ein junges Kind war, ſo dachte ich doch bei mir ſelbſt, wenn du Ja ſagſt: ſo mögte ſie böſe werden, und dir den ganzen Spaas verderben; denn es erſchienen mir auch allerlei Blumen und vierfüſſige Thiere, und Vögel aller Art, ob ihnen gleich, da ſie bloße luftige Bilder waren, die Farben fehlten. Da ich nun weder in meiner Jugend, noch in meinem Alter gelogen habe, und meine Tante mich einmal fragte, was ich ſo ſtarr anſehe: ſo weiß ich nicht, was ich ihr geantwortet habe; ich glaube wohl, ich habe gar nichts geantwortet.“

„Sehr oft ſah ich im Traume einen Hahn, vor dem ich mich fürchtete, daß er nicht einmal mit

menſch-

menſchlicher Stimme zu reden anfangen mögte, welches aber doch kurz darauf geſchah. Es waren gemeiniglich Drohworte, deren ich mich aber doch nicht mehr erinnere. Der Hahn hatte rothe Federn, einen rothen Kamm und dergleichen Backenbart. Ich glaube, daß ich ihn wohl hundertmal geſehn habe.“

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

In-

Inhalt.

Seite.

Fortſetzung der Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Volksaberglauben. 17

2. Der Einſiedler im Stadtgetümmel. 27

3. Einwirkung eines äuſſern Gegenſtandes auf die Verwirrung unſrer Ideen. 31

4. Fortgeſezte Nachricht von einer Geiſterſeherinn, nebſt Auszügen aus zwei Briefen des Hrn. Pfarrers Müller in Augſpurg, und Bemerkungen über die Erſcheinungen der Madam Beuter, von einem Augſpurgiſchen Geiſtlichen. 34

5. Beitrag zur Geſchichte der Viſionen und der Ausſchweifungen menſchlicher Einbildungskraft. 44

Zur Seelennaturkunde.

1. Schreiben an den Herausgeber des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde. 69

2. Ein

Inhalt.

Seite

2. Ein Schreiben an den Hrn. Prof. Moritz. Vom Hrn. Legationsrath v. F.. in M.. 78

3. Beurtheilung einiger Fälle von vermeinten Ahndungen. 92

Nachricht.

Auszug aus dem Leben H. Cardans. In pſychologiſcher Rückſicht. 99

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Sechſten Bandes zweites Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins.

Die fortgeſetzten Bände dieſes Magazins enthalten wieder eine Menge, zum Theil ſehr intereſſanter Aufſätze zur Erfahrungsſeelenlehre, und verdienen eben ſowohl, wie die drei erſtern, eine genaue pſychologiſche Beleuchtung; — theils deswegen, um verſchiedene Gegenſtände der empiriſchen Pſychologie, und ſo manches ſonderbare Phänomen menſchlicher Empfindungen in ein helleres Licht zu ſetzen; theils auch, und woran jetzt jedem Schriftſteller ſo viel gelegen ſeyn ſollte, um den immer mehr einreiſſenden Glauben an die Einwürkung guter oder böſer Geiſter auf das Gemüth und die

Handlungen der Menſchen mit Gründen der Vernunft zu widerlegen, und durch Aufdeckung ſeiner unreinen Quellen zu beſchämen.

Einige Aufſätze dieſes Magazins, deſſen erſte und vornehmſte Abſicht Vernunftaufklärung über die Natur unſrer Seele, ihrer Kräfte und Empfindungen iſt, haben zwar ſelbſt das Anſehn, als ob ſie wohl eher jenen lächerlichen Geiſterglauben befördern, als hindern, und ſtatt der Aufklärung Verfinſterung bewürken könnten; allein ſie ſind in keiner andern Abſicht aufgenommen worden, als vernünftige Leſer zum Nachdenken und Forſchen über dergleichen Materien zu reizen, und gelegentlich neuen Stoff zur Bearbeitung noch ſo manches unangebauten Feldes der Pſychologie zu liefern.

Ueberhaupt iſt bei Fortſetzung dieſes Magazins, das den Beifall der aufgeklärteſten Männer gefunden hat, und, zur Freude und Aufmunterung der Herausgeber, von vielen in Ausarbeitung pſychologiſcher Schriften gebraucht worden iſt, immer darauf Rückſicht genommen worden, — nicht ſowohl eine, etwa einem oder dem andern von den Herausgebern eigene, Theorie der Seelenlehre beim Publikum geltend zu machen; ſondern durch eine zweckmäſſige, vom ſel. Mendelſohn angegebene, Zuſammenſtellung merkwürdiger pſychologiſcher Phänomene, neue und intereſſante Materialien zum Nach-

Nachdenken über ſich ſelbſt zu liefern, — der Pädagogik, die ohne ein genaues Studium der empiriſchen und rationalen Seelenkunde, die mißlichſte aller Wiſſenſchaften iſt, lehrreiche Winke zu geben, — dem Aberglauben und der Schwärmerei entgegen zu würken, — die Heilmittel gegen Krankheiten des Verſtandes und der Einbildungskraft aufzufinden und zu unterſuchen, — und die Speculation über die Natur unſres Geiſtes und ſeiner tranſcendentalen Vorſtellungen zu zeigen, wie unſicher man bei jedem Raiſonnement über eine immaterielle Subſtanz, dergleichen unſre Seele ſeyn ſoll, verfährt, wenn man dabei die Theorie der Erfahrung aus dem Auge verliert, und einer bloß abſtracten Vorſtellungsart, in den Unterſuchungen über Form und Entwicklung der Denkkraft, folgen will. So leicht es ſich auch aus einer richtigen Vergleichung der uns bekannten Eigenſchaften der Materie mit der Natur des Gedankens und Selbſtbewußtſeyns folgern läßt, daß der menſchlichen Seele eine unveränderliche, von Organiſation und körperlichem Einfluß unabhängige Denkform, als letzte Bedingung der Begriffe, eigenthümlich ſey, ohne welche ſich nichts a priori erklären lieſſe: ſo werden wir doch bei den Handlungen unſres Geiſtes alle Augenblicke an den Einfluß unſrer Sinne, auf die Entſtehung und Fortpflanzung unſrer Ideen und Empfindungen erinnert, und gegen jene ganz reinen Operationen der Seele, wenn ſie auch als letzte Bedingungen

des Denkens, nach einer abſtracten Philoſophie ihre Richtigkeit haben ſollten, mißtrauiſch gemacht.

Je mehr wir die empiriſche Pſychologie, oder die eigentliche Naturhiſtorie der menſchlichen Seele ſtudiren, und dem Urſprunge unſrer Begriffe nachzuſpüren ſuchen, je mehr lernen wir es einſehn, was und wie viel die Erfahrung in jedem Moment der Denkkraft über die Form, Bildung und Entwickelung der letztern vermag, wie wir ohne jenes Vehikel keiner einzigen Ideenaufnahme fähig ſind, wie die Erfahrung nach und nach einer jeden menſchlichen Seele eine eigenthümliche Dimenſionskraft ihrer Vorſtellungen und Empfindungen, und eine nothwendige Richtung giebt, und wie endlich die feinſten Abſtractionen des Denkens ſelbſt, und die moraliſchen Begriffe von unſerm Willen ſich vermöge der Sprache, der Imagination, und der auf Vergleichungen beruhenden Schlußkraft auf empiriſche Grundſätze beziehen, die in der Natur unſrer Gefühle ihren Grund haben. Das Studium der menſchlichen Seele kann daher der Kenntniß unſrer Organe, ihrer Einflüſſe und Würkungen auf die ganze Ideenmaſſe des Menſchen, ihrer Krankheiten und Vollkommenheiten auf keine Weiſe entbehren, und dieſes Studium kann für jeden nachdenkenden Kopf äuſſerſt lehrreich und interreſſant werden, ohne daß man grade mit Gewißheit angeben kann, was wir vielleicht nie werden können, ob unſrer Seele das

Den=

Denken als einer immateriellen, oder bloß materiellen Subſtanz zugeſchrieben werden müſſe.

Nach dieſer kurzen Einleitung will ich nun die verſchiedenen Aufſätze in den drei letzten Bänden der Erfahrungsſeelenkunde zu revidiren anfangen, welche gewiſſe Krankheiten und Verirrungen der menſchlichen Vorſtellungskraft und Imagination betreffen, und zum Theil ſehr lehrreiche Winke enthalten, wie man ſich vor dergleichen Uebeln ſichern und davon befreien könne.

Im 4ten Bande, 1tes Stück S. 70. ff. ſteht ein leſenswürdiger Aufſatz von einem jungen aufgeklärten Gelehrten, Hrn. Lenz, welcher ſich jetzt in Göttingen aufhält, und obigen Aufſatzes wegen mancherlei Verdrüßlichkeiten gehabt haben ſoll.

Daß übrigens einem jungen Mädgen von neun bis zehn Jahren, deren Eltern pietiſtiſch geſinnt waren, und ihrem Kinde fürchterlich-ſchreckliche Begriffe von Teufel, Hölle und Verdammniß mogten beigebracht haben, nach einem frölich zugebrachten Geburtstage, — wobei das Blut in eine ſtärkere Bewegung gekommen war, — des Abends beim Zubettegehn der Teufel erſcheint, und ſie zu verſchlingen droht, konnte ſehr natürlich zugehn, indem zu der gehabten vermeinten Erſcheinung ſchon alle

Bilder und Materialien in der Seele des Kindes bereit lagen, die vielleicht nur eines ſtärkern Blutſtoßes bedurften, um mit aller Helligkeit und Lebhaftigkeit eines wirklichen Bildes hervorzutreten. Dergleichen Bilder mahlt die Seele oft mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit in einem Augenblicke aus, und das ſchnelle Erſcheinen des Imaginationsbildes fällt uns dann um ſo viel mehr auf, weil wir gar nicht daran gearbeitet zu haben ſcheinen. Bei einem ſo jungen Kinde wäre eine ſo lebhaft imaginirte Viſion freilich nicht wohl erklärbar, wenn man, was ſchon vorausgeſetzt worden iſt, nicht theils mit Gewißheit annehmen könnte, daß die Eltern ihrem Kinde von dem Teufel ſo manches mögen vorgeſchwaßt haben; theils auch dem Mädgen allerlei gemahlte Bilder von jenem Geſpenſte der Einbildungskraft vorſchweben mogten. Vielleicht konnte auch einer von dem Geſinde oder den Hausleuten ſich wirklich, aus Scherz, in die Geſtalt des Teufels verkleidet haben, wodurch der heftige Schreck des Mädgens, und die darauf ſich natürlich gründende vierteljährige Krankheit derſelben veranlaßt wurde. Erfahrnen Aerzten ſind ſonderbare Fälle genug bekannt, welche traurige, und oft fürchterliche, Würkungen ein plötzliches Schrecken, oder eine dergleichen gehabte Viſion der Einbildungskraft, ſonderlich bei jungen noch nervenſchwachen Leuten nach ſich ziehn kann. — Uebrigens kann auch vorerwähnte Geſchichte lehren, wie abgeſchmackt und

zugleich

zugleich gefährlich es ſey, junge Kinderſeelen, wie faſt allgemein noch zur Schande der Pädagogik geſchieht, mit jenen hölliſchen Bildern anzufüllen, und ihrer Einbildungskraft eine ſo ſchiefe und unvernünftige Richtung zu geben. Mögte man doch endlich einmal, zur Ehre der menſchlichen Vernunft, die Lehre von böſen auf uns würkenden Geiſtern, denen ſo offenbar eine furchtſame und mißgeleitete Imagination ihr Daſeyn gegeben hat, ganz aus der Erziehung und dem Religionsunterrichte der Menſchen verbannen, und weit edlere, nutzbarere und zweckmäſſigere Begriffe an ihre Stelle ſetzen! — —

Wenn der Herr Einſender des obigen Aufſatzes von ſich erzählt, daß er von ſeinem ſechſten Jahre an bis in's ſiebente öfters des Nachts eine weiße Geſtalt geſehn, darüber geweint, und geheten habe, das garſtige Ding wegzuſchaffen: ſo rührte dies unſtreitig von irgend einer Erzählung von einem weisgekleideten Geiſte, davon die Ammen und alten Mütterchen leider! den Kindern ſo viel zu erzählen wiſſen, her, die auf die junge Seele einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, — ſo wie ſich überhaupt die folgenden, an ſich beobachteten, Phänomene des Herrn Lenz aus einer ſehr lebhaften Einbildungskraft, aus einer von ihm ſelbſt angegebenen Anlage zum Nachtwandeln, aus einem ſehr feinen Nervenſyſtem, und die nächſt folgende Erzählung aus einer Art Schwindel erklären laſſen, ob gleich der Ver-

faſſer es nicht Schwindel nennen will. — Allein aus ſo frühen Jahren des Lebens kann man ſich ſelten noch mit Gewißheit beſinnen, in welchem Nebenzuſtande die Seele ſich bei gewiſſen heftigen Empfindungen befunden habe.

„Einige Jahre darauf, heißt es, begegnete es mir mehrere Jahre hintereinander faſt alle Nächte, daß ich, nachdem ich mich ſchlafen gelegt hatte, ganz ſonderbare Auftritte hatte. Dies waren die, von denen ich mich in keiner menſchlichen Sprache, wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, wegen der bloß dunkeln Vorſtellungen, in denen ſie mir vorſchweben, und wegen des damaligen Mangels an Beobachtungsgeiſt über mich ſelbſt, nicht auslaſſen kann; es ging mit mir alles wie in einer Scheibe herum, dazu geſellten ſich ſchöpferiſche Vorſtellungen von unendlichen Millionen Zeiten und Räumen, die ich zu durchwandern hatte. Der Gedanke der Unmöglichkeit, je dieſe Reiſe, dieſes Unermeßliche, das ich immer wie in einem unaufhörlichen Kreiſe vor mir ſah, zu vollenden (und dies alles im wachenden Zuſtande), verurſachte in mir auſſerordentliche Bänglichkeit, in der ich mich oft nicht enthalten konnte, mit einem Satz aus dem Bette und ängſtlichem Zurückwandern in die Stube, wo mein Vater gewöhnlich noch am Schreibtiſche ſaß, jenem Schrekken zu entgehn.“ — Alles dies ſind Phänomene eines ängſtlichen Schwindels, welcher oft die ſonderbar-

derbarſten Empfindungen und Vorſtellungen in der Seele veranlaßt, die man freilich in keiner Sprache ausdrücken kann, weil es nur vorübergehende verworrene Senſationen ſind. Die Bänglichkeit entſtand aus der Lage des Körpers, indem das Blut ſich nach dem Gehirn hindrängte, und jene Bilder erzeugen half, wie aus dem Zuſatze des Herrn Verfaſſers ſelbſt erhellet, daß er dieſe feindſeligen Bilder oft nachher dadurch zu verbannen wußte, wenn er ſich nur ſchnell im Bette aufrichtete (wodurch das Blut wieder vom Kopfe herabgeleitet wurde), dann zum Beſinnen kam — u. ſ. w.

Zur nähern Erklärung jener Phänomene muß man auch noch die vom Herrn Verfaſſer ſelbſt erzählten Umſtände hinzunehmen, „daß er überhaupt etwas kränklich und engbrüſtig war, daß er eine ſchlechte Diät beobachtete, des Abends gemeiniglich viel Kartoffeln aß u. ſ. w. Es iſt bekannt, welche ſchwermüthige Träume ein überladener Magen verurſachen kann. Von einer Unordnung in ſeinem feinen Nervenſyſtem kamen dann auch wohl jene ſonderbaren Gefühlsvorſtellungen her, indem ihm oft, wenn er zu Bette war, alles, was er anfühlte, eine ganz rauhe und höckrigte Oberfläche zu haben ſchien. Es ſey das unausſtehlichſte Gefühl geweſen, welches ihn oft vermogt habe, die Finger zuſammen zu knebeln, um nicht die Bettdecke oder ſich ſelbſt mit den Fingerſpitzen zu berühren" (wo ſich bekannt-

lich eine Menge ſehr empfindlicher Nerven vereini- gen). Ich kenne jemand, der noch eine andre ſonderbare Empfindung an ſeinen Fingern wahrnimmt. Wenn er ſich zu Bette gelegt hat, ſcheinen ſie ihm oft auf einmal anzuſchwellen, und zwar mit einem heftigen Schmerz; und endlich eine ſolche ungeheure Länge zu bekommen, daß er ſich, um ſich von dieſer Empfindung zu befreien, ſchnell aus dem Bette machen, und ſich wieder ganz ermuntern muß.

Die Erſcheinung der blauen Figur im Keller erklärt der Herr Einſender ſelbſt ganz richtig dadurch, daß durch die Bewegung des Auges aus dem helleſten Tageslicht in einen dunkeln Ort im Sehnerven eine Veränderung der Farben bewürkt worden ſey, und die Phantaſie das Bild vollends ausgemahlt habe. Vielleicht hatten mehrere Menſchen von langen Zeiten her auch einmal wegen Beſchaffenheit der dortigen Luft und andrer Localumſtände die nämliche Empfindung gehabt, und dadurch war dann der Volksglaube entſtanden, daß ſich in der Gegend eine blaue Figur ſehn ließe.

Das bekannte **Feuerſprechen** iſt nichts weiter, als ein alberner Volksaberglaube, und die Facta, die man gemeiniglich davon erzählt, ſind entweder erſonnen, oder das Feuer hat ſich durch einen andern Umſtand, aber wahrlich nicht durch das ſo genannte Beſprechen, gelegt. Ein Landesherr ſollte

doch

doch durchaus nicht dem Aberglauben ſeiner Unterthanen auf eine ſolche Art fröhnen, wie von dem Grafen Reus in Gera erzählt wird! Die Formeln, welche die Feuerbeſchwörer hermurmeln, und die Ceremonieen, die ſie dabei beobachten, ſind höchſt lächerlich und unvernünftig. Es verlohnt aber der Mühe nicht, ſie abzuſchreiben.

Der alte Bötticher zu Gera, ein vorgegebener Feuerprophet, iſt gewiß ein alter abergläubiger Mann, dem es bisweilen im Kopfe ſpuken mag, und der vielleicht durch eine einzige, zufällig eingetroffene, Feuerprophezeihung durch das leichtgläubige Volk in den Prophetenrang erhoben worden iſt. Jede Stadt hat dergleichen alberne Menſchen aufzuweiſen, die ſich der Pöbel zu Gegenſtänden ſeines Erſtaunens und ſeiner Bewunderung gewählt hat, und die nicht ſelten eine nicht geringe Gewalt auch über den vornehmen Pöbel zu behaupten pflegen.

Noch einige Belege zu dem Aufſatze: Ein unglücklicher Hang zum Theater. 4ter Band, 1tes Stück, S. 85. ff.

Dies iſt die Aufſchrift einer Sammlung an ſich ziemlich unbedeutender Briefe, ob ihre Herausgabe gleich in B— viel Aufſehn gemacht zu haben ſcheint. Für die Pſychologie haben ſie freilich keinen

nen andern Werth, als daß ſie den ſonderbaren Uebergang einer verſchrobenen Phantaſie von Comedie zur Predigt, und von der Predigt zur Comedie anſchaulich machen können; ein Uebergang, der ſich bei einem jungen Mann, welcher von einer lebhaften Neigung zum Theater beherrſcht wird, oder irgend einmal beherrſcht wurde, ſehr natürlich denken läßt, zumal wenn man dazu nimmt, daß es zwiſchen den Actionen des Schauſpielers und ſo manches Geiſtlichen eine große Aehnlichkeit giebt. Uebrigens leuchtet aus den Briefen ein gutes ehrliches Herz hervor, das nur durch gewiſſe Umſtände, durch eine Anlage zur Hypochondrie, und wahrſcheinlich durch eine unglückliche Liebe, vielleicht auch durch eine verſtimmte Neigung zur Thätigkeit und Eitelkeit, die Quelle überſpannter Empfindungen und jener unſeligen Liebe zum Theater wurde. In einer andern Lage, unter andern Umſtänden, würde der junge Mann, der Talente verräth, gewiß ein ſehr brauchbarer Bürger des Staats geworden ſeyn.

Man wird übrigens wenig lebhafte Leute finden, welche nicht einmal eine Luſt zum Theater in ſich bemerkt haben ſollten, und es iſt von einigen unſrer beſten Teutſchen Köpfe bekannt, daß ſie alle Gründe der Vernunft nöthig hatten, um ſich nicht dem Theater zu widmen, wovon ich ſonderbare Beiſpiele erzählen könnte. Die Sache iſt ganz natürlich. Die menſch-

menſchliche Seele läßt ſich erſtaunlich gern auf eine angenehme Art täuſchen, und die Täuſchung iſt ihr unzählig oft mehr werth, als Realität. Die im Schauſpiel vorgeſtellten, in einem kurzen Zeitraum zuſammengedrängten, mit den lebhafteſten Farben geſchilderten Auftritte des menſchlichen Lebens reiſſen die Einbildungskraft mit ſich fort. Der Wechſel der dadurch hervorgebrachten Empfindungen gewährt der Vorſtellungskraft eine leichte Thätigkeit, ſpannt die Seele, erhebt das Gefühl für große Handlungen und Ideen, und bringt uns gemeiniglich dahin, daß wir gern Triebfedern in der Intrigue des Stücks ſeyn mögten. Der erwartete und nach wenigen Augenblicken entſchiedene Ausgang des Stücks, worin ſich alles auf eine geſchickte Art concentrirt, worauf wir vorher aufmerkſam gemacht wurden, verſchafft unſern Gefühlen gemeiniglich eine völlige Genugthuung. Wir ſehn die ganze Scene vor Augen, anſtatt daß wir im gemeinen menſchlichen Leben nicht immer die Rollen ausſpielen ſehn, und wenn dies geſchieht, durch die Länge der Zeit die gehörige Aufmerkſamkeit und Spannung der Seele verlieren. Durch alle jene Umſtände wird nun ſo äuſſerſt leicht die Liebe zum Theater in jungen lebhaften Gemüthern erzeugt, und oft bis zur höchſten Höhe gebracht, wenn ſich eine zärtliche Neigung des Herzens mit in's Spiel miſcht, was beim Verfaſſer obiger Briefe ſehr wahrſcheinlich der Fall ſeyn mogte.

Geſtänd=

Geſtändniſſe über das Vermögen künftige (zufällige) Dinge vorherzuſehen. 4ter Band, 1tes Stück, S. 110. ff.

Von einem Frauenzimmer eingeſchickt. Ich habe mich über jenes vermeinte Vermögen, welches der Natur der menſchlichen Seele, in ſo fern es ſich auf bloß zufällige Dinge erſtreckt, gradezu widerſpricht, ſchon öfter erklärt. Freilich bleibt es immer auffallend, wenn eine gewiſſe Vorherſage (vielleicht im Scherz oder Zorn geſagt), hinterher zufälliger Weiſe, und wohl gar genau eintrift; allein dies beweiſt für jenes Vermögen nichts.

Auszug aus einem Briefe. Seite 113. ff. Speier ꝛc. Dieſer Brief rührt von einem jungen Gelehrten, Herrn Schlichting in Wien her, welcher mehrere ſehr lehrreiche und intereſſante Aufſätze in dieſes Magazin geliefert hat. Gegenwärtiger Brief iſt ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Empfindungen, und ein Belag, wie frühzeitig ſchon das menſchliche Herz einer gewiſſen religiöſen Schwärmerei fähig ſey, je nachdem die Seele mit dahin gehörigen Bildern frühzeitig angefüllt wurde. Herr Schlichting erzählt von ſeinem Bruder folgendes: „Mit dem eilften Jahre ging er (ſein Bruder) mit einem Schulfreunde um, der deſſelben Temperaments war. — — Beide leſen

leſen ſeit einiger Zeit her ausrufende Aſceten und märchenvolle Lebensbeſchreibungen der Heiligen. Unter andern zog die Lebensart und der heilige romantiſche Wandel der Waldbrüder ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Nichts lieber und ergötzender war ihnen, als ein Geſchichtchen zu leſen, wie ein frommer Menſch ſich entſchloß, aus der Welt zu reiſen; wie er ſich ein ödes Plätzchen tief in der Wildniß unter den Wohnungen von Löwen, Bären, Tiegern, Schlangen, Wölfen und andern wilden Thieren auswählte; da ſich aus vier Stangen ein Hüttchen baute, rohe wilde Kräuter zum Mittagsmahl ſpeiſte, den ganzen Tag zum Himmel erſeufzte, und den Rücken blutig ſchlug, oder in Dornen zur Abkühlung des Fleiſches ſich wälzte. (Dieſer hohe Grad mönchiſcher Schwärmerei war aber wohl bei jenen jungen Leuten noch nicht anzunehmen, da in dieſen Jahren die Abneigung vor Schmerz noch ſo ſtark iſt, und das eingebildetverdienſtliche jener ſtrengen Ausübungen der Seele des Kindes noch nicht einzuleuchten, wenigſtens ſie nicht zu gleichen Handlungen zu ſtimmen ſcheint. Die beiden jungen Schwärmer, davon Herr Schlichting erzählt, mogten andre Gründe, die Schilderungen des glücklichen ungebundenen Lebens des Einſiedlers; die Freiheit vom Joch elterlicher Erziehung; die Bilder des Abentheuerlichen, welches ſo leicht die Seele mit ſich fort reißt, vielleicht auch ein gefühlvolles Herz für die Schönheiten der Natur, und

andre Local- und Gemüthsumſtände der jungen Leute zu dem Entſchluß, Einſiedler zu werden, bewegen.)

Sie fingen an, an einem einſamen Ort eine Stube auszuzieren; bald hing ſie voll Bilder erdichteter Scenen und Perſonen. — — Endlich wurden die Bilder der Phantaſie (vornehmlich durch aſcetiſche Schriften des Jeſuiten B—) in ihrer Seele ſo lebhaft, ſtark und dringend, daß ſie ſich nun ſchon aller ihrer übrigen Vorſtellungen bemächtigte, und in dieſer ſiegenden Darſtellung nur nach ihrer Realität, ſich nur nach wirklicher Befriedigung ſehnten. — Sie entſchloſſen ſich, dem Beiſpiel ihrer Heiligen zu folgen, packten Kleider und Wäſche ein, und Bücher, die von ihrer künftigen Lebensart handeln. Zur Nahrung wollten ſie nichts bei ſich haben, da ihnen die nächſte beſte Wurzel Speiſe war. — Sie beſtimmten endlich die Zeit ihrer Pilgrimmsreiſe, und zwar die Nacht. Sie werden entdeckt, und die Eltern hindern natürlicher Weiſe den ſchwärmeriſchen Plan.“ —

Je mehr Schwärmer man bei einer Religionsſecte antrift, je ſchwärmeriſcher, die Einbildung nährender, ſinnlicher und bildlicher pflegt dann auch das Syſtem ihrer Lehren zu ſeyn; ob gleich auch dies nicht allemal der Fall iſt. Eine einzige ſehr ſtark und lebhaft gedachte Idee iſt fähig, ein lebhaftes, oder auch ſchwermüthiges Gemüth bis zu

einem erſtaunlichen Grade von Fanatism hinaufzu⸗ſpannen, und es darin zu erhalten, ſo lange nicht jene Idee verwiſcht wird, oder ſich unter einer Menge ganz neuer anziehender Vorſtellungen ſo verliert, daß die Seele nicht mehr die ganze Aufmerkſamkeit auf ſie richten kann. Doch gewöhnlich kommen mehrere Hauptvorſtellungen, und alſo auch mehrere Leidenſchaften zuſammen, die den Schwärmer bilden, und ihn zu jeder Seelenkur unfähig machen, ſobald er ſich in ſeiner Gemüthslage glücklich fühlt, und je größer er ſich in einer Art von Weltverachtung vorkommt; — denn eine verſteckte Eitelkeit liegt doch gemeiniglich zum Grunde, die ſich nicht ſelten bis auf gewiſſe glänzende Vorzüge des Schwärmers in einer andern Welt beziehen; nicht zu gedenken, daß ſehr viele Enthuſiaſten, Fanatiker, fromme Brüder, und wie ſie alle heiſſen mögen, ſich deswegen aus der Welt zurückzogen, weil ſie in derſelben verkannt wurden, und darinn nicht glänzen konnten. Ueberdem hat der ſtille Umgang mit Gott und himmliſchen Weſen, das Gefühl einer innern Erbauung, das Leſen aſcetiſcher Schriften, das Bekämpfen äußerer Verſuchungen, etwas erſtaunlich Hinreiſſendes für den menſchlichen Geiſt, ſobald er ſich von den Geſchäften des geſelligen Lebens abgeſondert, und ſich ganz in ſich ſelbſt hineingeſenkt hat, und es hat Menſchen genug gegeben, die bei aller Aufgeklärtheit des Geiſtes endlich, freilich wohl ſehr oft durch einen gewiſſen äuſſern Umſtand zur

Schwärmerei übergingen, weil alles Forſchen und Denken, weil Wiſſenſchaften und gelehrte Kenntniſſe ihnen jenes behagliche Gefühl des in ſich ſelbſt verſunkenen Gemüths nicht verſchaffen konnten. Die Schwächen des Alters und der Nerven, die beunruhigenden Zweifel über Religionswahrheiten, die ſo häufig mit wahrem enſtlichen Forſchen nach Wahrheit verbunden ſind, die Sehnſucht des Herzens nach einer innern Ruhe bei ſo vielen Ungewißheiten der Religionsſyſteme, und vornehmlich der heiſſe Wunſch, ein in der Jugend geführtes zügelloſes leben gleichſam wieder gut zu machen, ſind ſehr geſchickt, die Neigung zur Schwärmerei anzufachen und zu unterhalten, und es iſt nicht leicht ein Menſch vor ihren Anfällen ſicher, wenn er ſich nicht immer in dem Gefühl von dem hohen Werthe einer geſunden Vernunft zu erhalten weiß.

Seite 120. ſteht ein Brief, nebſt einer Einlage von Geſichten und Erſcheinungen, die Herr Pfarrer Müller in Augſpurg eingeſchickt hat. Da ich mich hierüber im erſten Stück des gegenwärtigen ſechſten Bandes der Erfahrungsſeelenkunde weitläuftig erklärt habe; ſo brauche ich's nicht hier zu thun.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

1.

Aehnlicher Fall zu der im zweiten Stück des fünften Bandes erzählten ſonderbaren Ohnmacht.

Ein verheirathetes, älteres, nervenſchwaches Frauenzimmer unſrer Stadt, lag am Faulfieber krank. Da die Krankheit am heftigſten war, verlor ſie Nachts um zwölf Uhr die Empfindung. Der Arzt fand, als er kam, ſie völlig empfindungslos, nur daß die Pulsadern noch immer, wie am Abend, ſchlugen, und die Augen nicht ganz geſchloſſen waren. Alle Reizungsmittel, ſelbſt heftiges Bürſten unter den Fußſohlen, vermogten keine Bewegung hervorzubringen. Die Umſtehenden, welche wider die Verſicherung des Arztes glaubten, daß ſie nicht wieder erwachen würde, lieſſen ihr die letzte Oelung geben. Gegen vier Uhr erwachte ſie. Sie hatte alles, was mit ihr vorgenommen worden war, deutlich empfunden; was in ziemlicher Entfernung vom Bette, und nicht laut war ge-

 ſprochen

ſprochen worden, hatte ſie genau gehört. Aber durch alle Anſtrengung hatte ſie es nicht dahin bringen können, durch Sprache, oder Mienen oder Bewegungen ihre Empfindungen auszudrücken.

Mein Gewährsmann iſt unſer würdiger Arzt Herr Doktor Brandis.

Hildesheim,
den 6ten Nov. 1787.

Köppen.

2.

Aus den Papieren eines Hypochondriſten.

Den 14ten November überfiel mich ſchnell die Idee, daß man mich ermorden wolle; ob ich gleich nicht den mindeſten hinreichenden Grund zu dieſem Glauben hatte, und ich überzeugt war, daß kein Menſch ſo feindſelige Geſinnungen gegen mich hege. Leute, die mir heute mit Stricken in der Hand begegneten, hielt ich für abgeſchickte Mörder. Ein Bauer kam hinter mir her auſſer der Stadt. Ich blieb ängſtlich ſtehen, und redete ihn, um ihn zu inti-

intimidiren, wenn er etwa einen Anſchlag auf mein Leben gemacht haben ſollte, mit einem heftigen Ton an: wie das vor uns liegende Städtchen hieſſe? Der Mann beantwortete meine Frage, ging vorüber, und ich empfand eine herzliche Freude, daß der Mann mir nicht mehr hinterm Rücken war. Ich hatte kurz vorher einen hohen Berg erſtiegen, dadurch war wahrſcheinlich mein Blut in eine heftige Bewegung gekommen, und die Bilder einer ſchwarzen Phantaſie drängten ſich dadurch um ſo viel ſtärker hervor. Heute Abend fand ich eine Neige Waſſer in meinem Trinkglaſe ſtehen, ich vermuthete, daß Gift darin ſey, und ſpülte das Glas erſt ſorgfältig aus, ob ich gleich wußte, daß ich die Neige Waſſer ſebſt darin hatte ſtehn laſſen.

Den 18ten Nov. Die Würkungen der ehlichen Umarmung auf meine Gemüthsſtimmung werden immer gefährlicher, beſchwerlicher und ſonderbarer. O hätte ich das Ehebette nie beſtiegen, hätte ich ſonderlich in frühern Jahren die Ausbrüche meiner ſinnlichen Einbildungskraft zu verhindern geſucht: ſo würde ich vielleicht der geſundeſte Mann von der Welt ſeyn, anſtatt, daß ich jetzt täglich meinem Tode entgegen ſehe! Die Sinnlichkeit überraſcht mich auch jetzt noch, wenn ich gleich nicht will, wenn ich mit Gründen der Vernunft dagegen kämpfe. Gemeiniglich fühle ich mich einige Stunden nach einer ehlichen Liebespflicht nicht grade ermattet, und

ſchwach zum Denken, ſondern ſehr heiter und aufgelegt, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen anzufangen, auch bemerke ich dann einen heftigern als gewöhnlichen Kitzel zu launigen und witzigen Einfällen in mir; — aber der Zuſtand dauert nicht lange. Ich muß hinterher jeden Augenblick einer genoſſenen ehlichen Zärtlichkeit mit tagelangen Beängſtigungen meiner Seele büßen. In dieſem Zuſtande bin ich ſchrecklich mürriſch, glaube, die Menſchen wollen mich ermorden, fürchte, bei allem guten Gewiſſen, das ich habe, von meinem Amte abgeſetzt zu werden, und Hungers zu ſterben, und fürchterliche Zweifel über die Zukunft und deren Ungewißheit verfolgen mich gleich Furien. Die Menſchen, die ich ſonſt ſo ſehr liebe, deren Umgang eines meiner erſten Bedürfniſſe iſt, werden mir unausſtehlich, oft meinen herzlichſten Freunden geh ich aus dem Wege, und mein liebes Weib erſcheint mir viel ſchlimmer, als es in der That iſt. Was mir das für Mühe koſtet, in Geſellſchaften meinen Menſchenabſcheu zu verbergen, und meine üble Laune nicht in Grobheiten, oft gegen den Unſchuldigſten, ausarten zu laſſen, kann ich keinem beſchreiben. Bricht ſie wirklich aus: ſo ſchone ich keines Menſchen, ich bereue es hinterher; aber ich bin viel zu ſtolz, als meine Fehler den Beleidigten abzubitten. Auch ſehr ſcharf und fein iſt in jenem Zuſtande nach einer ehlichen Umarmung mein phyſiognomiſches Gefühl. Ich entdecke im Geſicht andrer, Züge des Herzens, die mir ſonſt ent-

entwiſchten; — oder glaube, ſie zu entdecken. Ein leiſer Strich von Malice ſcheint mir auf jeder Stirn zu ſtehn. Jede Veränderung auf dem Geſicht des andern, ſie ſey ſo klein, als ſie will, ſetzt mich in heftige Bewegungen. Ich fühle mich oft ſo aufgebracht, einem dummen Geſicht oder einem heimtükiſchen, das mir wenigſtens ſo ſcheint, — Ohrfeigen zu geben. Die Ueberwindung, es nicht zu thun, koſtet mir die gröſte Mühe. — — —

Den 20ten Nov. Ein ſatyriſches Geſicht eines Knaben machte mir heute viel Unruhe. Ich war über den Jungen ſo aufgebracht, ob er mir gleich nichts zu leide gethan hatte, daß ich hingehn und ihm ſagen wollte, daß er noch am Galgen ſterben würde.

Den 23ten Nov. Der Grad der Senſibilité iſt oft ganz erſtaunlich bei mir, und meine beſten Freunde werden mir nicht ſelten unausſtehlich. Gegen die zuvorkommendſten Beweiſe ihrer Liebe bin ich oft gefliſſentlich kalt, und erwiedre ſie mit bittern Ausdrücken oder Grobheiten. Es ſchmerzt mich ſehr, daß ich auf dieſe Art ſo manchen edeln Menſchen von mir zurückgeſtoßen habe, und daß ich ihn jetzt nicht deswegen um Verzeihung bitten kann. Ich kann es mir ſelten erklären, woher jene Empfindlichkeit augenblicklich entſteht. Am öfterſten ſcheint ſie eine Folge von Mißtrauen gegen meine Nebenmenſchen zu ſeyn, oder auch eine Einbildung,

daß meine Eitelkeit beleidigt worden ſey. Wenn zwei Menſchen ſich in der Geſellſchaft in's Ohr ziſcheln, werd ich bange, verliere die Gegenwart meines Geiſtes, weil ich glaube, daß man über mich übel ſpricht, — und ich gebe mir oft das Anſehn eines Satyrikers, um meine Nachbarn in Geſellſchaft in Furcht zu ſetzen. Aengſtlichkeit, unbeſchreibliche Aengſtlichkeit überfällt mich, wenn ein andrer in mein Spiel ſieht, oder ſich neben mich ſtellt, wenn ich das Clavier ſpiele.

Den 28ten Dec. Mein Freund gab mir heute eine Art Liquor, um meine Magenſchmerzen zu tilgen, die ſo oft der Grund meiner fürchterlichen Launen ſind; auf einmal erwachte in mir das unglückliche Mißtrauen, daß der Liquor Gift geweſen ſeyn könne, und zwar ein langſam verzehrendes Gift, gleich dem aqua tofana.

Zur

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber den Zuſtand der Seele nach dem Tode.

Ein Geſpräch.

Damas.

Was meinen Sie, womit ich mich geſtern Abend beſchäftigte, als ich vom Balle nach Hauſe gekommen war?

Theokles.

Das wollt ich wohl errathen. Sie machten eine Elegie. Nicht ſo?

Damas.

Ach nein! Der Ball war geſtern für mich noch erbaulich genug. Aber ich war ſehr mißvergnügt, und darum ging ich ſo früh wieder weg. Indeſſen auf meiner Stube wurde ich erſt vollends melancholiſch. Endlich ſchlug ich eine Schrift von Herder

 auf,

auf, die zufällig auf meinem Tiſche lag, und ſtieß grade auf die Zeile: **Alles in der Natur ruft uns zu: es muß nur einmal gelebt ſeyn!** Wohl wahr, dacht' ich, und las nicht weiter; wenn es nach dem Tode nicht beſſer ſeyn wird, wie es jetzt im Leben iſt: ſo lohnt es wahrlich der Mühe nicht, noch auf einen neuen Beweis — —

Theokles.

Für die Unſterblichkeit der Seele zu ſinnen, wollen Sie ſagen. Der Schluß mag richtig ſeyn, aber der Vorderſatz? —

Damas.

Laſſen Sie mich doch erſt ausreden. Eben der Vorderſatz wollte mir nicht ein. Kaum hatt' ich den Schluß gemacht, ſo fing ich auch ſchon an, nachzudenken, ob's denn wohl wirklich nach dem Tode nicht beſſer ſeyn mögte, wie es hier im Leben iſt, geſetzt, daß die Unſterblichkeit der Seele bewieſen wäre? Und darüber ging mir noch der Abend angenehmer hin, wie ich anfangs glaubte.

Theokles.

Alſo haben Sie philoſophirt. Nun, da bin ich neugierig. Was brachten Sie denn durch Ihre Speculation heraus?

Damas.

Damas.

Nichts, gar nichts. Meine Phantaſie ſchuf mir natürlicherweiſe manche Träume, aber meine Vernunft wußte ſie zu würdigen. Das Reſultat war, daß ich die Richtigkeit jener Lebensregel: Genieſſe, ſoviel du kannſt, und leide, ſoviel du mußt, mehr als jemals fühlte.

Theokles.

Was zählen Sie denn alles zu den Träumen der Phantaſie? Nennen Sie alles ſo, was der Menſch, ohne die Lehren der Religion zu Hülfe zu nehmen, von dem Zuſtande nach dem Tode ſich denkt und ſich denken kann?

Damas.

Nicht anders. Denn alle die Jdeen, welche wir uns von der Art der Exiſtenz, und von den Freuden und Leiden machen, die uns nach dem Tode bevorſtehn, ſind aus Materialien zuſammengeſetzt, die wir hier im Leben einſammeln. Unſre Hoffnungen gründen ſich allein auf unſre Erfahrungen; jene können ſich alſo auch nur in dem Lande ihre Erfüllung mit Wahrſcheinlichkeit verſprechen, wo dieſe ſtatt finden. Betrachten Sie ſelbſt nur einmal die mannichfaltigen Vorſtellungen, die jeder, in geſunden Tagen, ſich von dem Seyn nach dem Tode macht. Wie ähnlich ſind dieſe oft den ſonderbarſten Träu-

Träumen! Ein jeder idealiſirt ſich jenſeit des Grabes die gute Seite ſeines gegenwärtigen Verhältniſſes, und den gewöhnlichen Menſchen mag das vergnügen, auch wohl beruhigen; aber der aufgeklärte Mann lächelt über die Seifenblaſe, die das Kind bewundert, weil es ſie für etwas mehr als Seifenblaſe hält. Für ihn hat die Beſchaffenheit ſeines gegenwärtigen Daſeyns um ſoviel größern Werth, da er die Unſicherheit der Bürgſchaft einſieht, welche die Vernunft ihm für die Fortdauer deſſelben, auch nur ſo, wie es hier iſt, zu leiſten vermag.

Theokles.

Darin haben Sie Recht, mein lieber Freund: jeder denkt ſich die Zukunft jenſeit des Grabes auf ſeine Weiſe. Die Volksvorſtellungen davon richten ſich immer nach dem Grade der Cultur, auf dem das Volk ſteht, und ſind dem gemäß gröber oder feiner. Auch die Ideen, welche einzelne Menſchen unter gebildeten Nationen darüber haben, verändern und modificiren ſich gar ſehr nach dem Charakter und der individuellen Lage derſelben. Allein demungeachtet ſollt ich glauben, daß nicht alle Ideen, welche wir uns von dem Zuſtande nach dem Tode machen können, bloße Träume wären; wenigſtens eine Idee, die hohe Wahrſcheinlichkeit hat, iſt für mich kein Traum der Phantaſie mehr.

Damas.

Nun, was ſind denn das für Ideen vom künftigen Zuſtande, die Ihnen ſo wahrſcheinlich dünken?

Theokles.

Das will ich Ihnen ſagen; es iſt nur eine einzige. Es ſcheint mir nämlich eine unumſtößliche Wahrheit zu ſeyn, daß der Zuſtand des Menſchen nach dem Tode, wenn einmal einer angenommen wird, mit dem, worin der Menſch im leben war, eine gewiſſe allgemeine Aehnlichkeit haben werde. Entweder wir müſſen eine völlige Umwandlung unſers ganzen Weſens nach dem Tode ſtatt finden laſſen; oder, wenn es das bleibt, was es iſt, ſo muß auch Fortgang derſelben Kraftäußerungen ſeyn, die wir hier an ihm beobachten. Das erſte kann man nicht behaupten; es hieſſe von der Gottheit vorausſetzen, ſie habe nicht die leichteſten und einfachſten Mittel zur Erreichung ihrer Abſicht mit uns gewählt, oder ſie habe bei der Schöpfung unweiſe gehandelt. Denn ich kann doch ſchlechterdings keinen Zweck ergründen, warum uns das höchſte Weſen beim Anbeginne der Schöpfung grade ſo werden ließ, wie wir gegenwärtig ſind, um, nach Vollendung der irdiſchen laufbahn, unſre Subſtanz in ihrem Weſen zu vernichten, und in eine neue mit einem andern Weſen umzuſchaffen, die erſt für den Genuß des künftigen Zuſtandes empfänglich wäre; ſtatt daß es

uns

uns gleich urſprünglich ſo hätte bilden können, daß wir fähig geweſen wären, ohne vorhergehende totale Verwandlung in dieſen künftigen Zuſtand überzugehn. Alſo iſt nur das andre übrig. Das Grundweſen des Menſchen bleibt nach dem Tode, wie es im Leben war; folglich bleibt ihm auch dieſelbe Kraft und dieſelbe Anwendung davon, und demnach muß der künftige Zuſtand des Menſchen im Allgemeinen ähnlich dem Gegenwärtigen ſeyn.

Damas.

Wie denken Sie ſich aber das Grundweſen des Menſchen, das nach dem Tode übrig bleiben wird? Materiell oder geiſtig?

Theokles.

Ich denke es mir ſo, wie ich es mir als Menſch denken kann, alſo materiell und geiſtig zugleich. Geiſtig, inſofern es Kraft iſt, und materiell, inſofern keine Kraft ohne ein Subjekt ſeyn kann, worin ſie ſich befindet, und wodurch ſie erſt fähig wird, ihre Würkungen, das heißt, ihr Daſeyn für die menſchliche Erkenntniß zu erweiſen.

Damas.

Das begreif ich nicht. Wie kann das Materielle des Menſchen unſterblich ſeyn? Wenn ſich je Unſterblichkeit beweiſen läßt, ſo kann ſie von einem bloß geiſtigen Weſen im Menſchen bewieſen werden.

Wir

Wir ſehn ja vor Augen, was mit der Materie nach dem Tode vorgeht; ſie wird in ihre Beſtandtheile aufgelöſt, und in tauſend andre Formen zerſtreut.

Theokles.

Sagen Sie mir, lieber Freund, was nennen Sie Geiſt?

Damas.

Das weiß ich nicht. Ein Etwas, das nicht Materie iſt.

Theokles.

Damit bin ich eben ſo klug. Wenn alſo Materie die Poſitive wäre, ſo würde Geiſt die Negative ſeyn. Ich für mein Theil kenne nichts im Weltalle, als Materie, kann mir wenigſtens nichts anders denken. Wenn es möglich wäre, alle Materie aus meiner Vorſtellung zu verbannen, und mich ſelbſt über die Schranken meiner Erkenntnißform, über Raum und Zeit, zu erheben, ſo würde Nichts übrig bleiben, und dieſes Nichts wäre dann nach Ihrer Erklärung Geiſt.

Damas.

Aber es iſt doch nichts ungereimtes, ſich auſſer der Materie noch Etwas zu denken, das nicht Materie iſt, ſo wie ich mir außer einem abſoluten Ganzen noch ein von dieſem verſchiedenes Ganze, und

noch

noch eins, und ſo in einer unendlichen Progreſſion fort, denken kann. Geſetzt alſo, der Menſch hat keine ſinnliche Anſchauung des Geiſtigen, ſo folgt doch daraus die Nichtexiſtenz deſſelben noch nicht. Ueberdies, wenn Sie nichts als Materie anerkennen wollen, ſo müſſen Sie auch die Gottheit zu einem materiellen Weſen machen, und dann wird ein Spinoziſt aus Ihnen.

Theokles.

Erlauben Sie, ſo weit ſind wir noch nicht. Sie nennen Geiſt ein Etwas, das nicht Materie iſt. Gut. Räumen Sie denn dieſem Etwas die Exiſtenz ein, nicht bloß die in der Vorſtellung, ſondern auch in der Wirklichkeit?

Damas.

Allerdings. Ein Etwas, das nicht in der Wirklichkeit exiſtirte, würde mir hier nicht helfen.

Theokles.

Alſo wäre dieſes wirkliche Etwas doch eine Subſtanz?

Damas.

Ja, inſofern es exiſtirt.

Theo-

Theokles.

Kann aber eine Subſtanz exiſtiren, ohne einen Punkt im Raume einzunehmen, und einen Moment der Zeit auszufüllen?

Damas.

Nach menſchlicher Erkenntnißart iſt dies unmöglich.

Theokles.

Und als Menſchen müſſen wir doch nach menſchlicher Erkenntnißart urtheilen.

Damas.

Allerdings.

Theokles.

Folglich, wenn der Geiſt eine Subſtanz ſeyn ſoll, ſo muß er auch, als Subſtanz, einen Punkt im leeren Raume ausfüllen, und ein Moment der Zeit einnehmen. Was aber kann dieſes? Nichts anders, als das Materielle, und Sie müſſen alſo Ihren Geiſt entweder materiell machen, und das wäre, nach Ihrer Erklärung deſſelben, ein Widerſpruch, oder Sie müſſen ihm das Prädicat der Subſtanz, und mithin ſogleich die Exiſtenz in der Wirklichkeit abſprechen.

Damas.

Sie haben mich da freilich in ein Labyrinth geführt, woraus ich mich nicht finden kann. Die Exiſtenz eines immateriellen Weſens kann ich mir als Menſch nicht anſchaulich denken; aber auf der andern Seite, wenn ein Geiſt und ſeine Exiſtenz nicht gedenkbar ſeyn ſoll, was fangen wir dann mit unſerm Begriffe von der Gottheit an? Iſt denn dieſe auch ein materielles Weſen? Ich mögte doch nicht gern Spinoziſt werden, weil ich mich vor dem Namen fürchte.

Theokles.

Wer wollte ſich vor Namen fürchten? Wenn ich darum von der Wahrheit des Spinozismus überzeugt wäre, würde es mir ſehr gleichgültig ſeyn, was die Welt von mir ſagte: Plauderem mihi ipſe domi. Aber auch ich bin kein Spinoziſt, und Sie ſollen es noch weniger durch mich werden. Laſſen Sie uns einmal die Sache von einer andern Seite anſehn. Wofür halten Sie die Urſache im Menſchen, welche die Phänomene des Denkens und Handelns in ihm bewürkt? Halten Sie dieſe für ein leidendes oder thätiges Weſen?

Damas.

Natürlich für ein thätiges.

Theo=

Theokles.

Was ſetzt Thätigkeit voraus?

Damas.

Eine Kraft.

Theokles.

Was iſt Kraft?

Damas.

Ein ſelbſtſtändiges Prinzipium der Bewegung, deſſen Daſeyn wir da annehmen, wo wir eine Folge von Veränderungen, entweder in der phyſiſchen oder intellectuellen Welt, beobachten.

Theokles.

Damit haben Sie mir bloß erklärt, wie wir auf eine Kraft ſchlieſſen, aber nicht, was Kraft ſey.

Damas.

Ich kann Ihnen nichts weiter erklären; das Weſen der Kraft kennt ja kein Menſch.

Theokles.

Alſo nur, weil wir Würkungen, Bewegungen finden, ſchlieſſen wir auf ein Prinzipium, das ſie verurſache. Die Natur dieſes Prinzipiums ſelbſt aber iſt uns verborgen. Nun ſagen Sie mir, was

finden Sie bei dem Menſchen für Aeuſſerungen, die auf eine ſelbſtſtändige Kraft in ihm ſchlieſſen laſſen.

Damas.

Zuvörderſt die unwillkührlichen Lebensverrichtungen, das Schlagen des Herzens, das Verdauen der genoſſenen Speiſen, kurz alles, was zum thieriſchen Leben gehört, läßt mich auf eine beſondre Kraft ſchlieſſen, auf ein Lebensprinzipium, das in dem Mechanismus des Körpers, und in dem ätheriſchen Hauche, der dieſen Mechanismus bei ſeiner Erzeugung in Würkſamkeit ſetzte, gegründet iſt. Wiederum verrathen das Erkennen, das Verfolgen des Erkannten bis zu höhern Bedingungen, und die Aeuſſerungen des Willens, die von der Erkenntniß des Verſtandes abhängen, eine beſondre Kraft, die wir Denkkraft nennen. Unter beiden iſt diejenige die edelſte, welche die herrſchende iſt, und die andre zu ihren Beſtrebungen gebraucht, alſo die Denkkraft.

Theokles.

Von welcher Kraft wiſſen wir gewiß, daß ſie einmal aufhört zu würken?

Damas.

Von der Lebenskraft. Sie hört auf zu würken, ſobald der Mechanismus des Körpers zerſtört iſt.

Theo-

Theokles.

Wiſſen wir es aber auch von der Denkkraft?

Damas.

Das Räthſel vermag ich nicht zu löſen.

Theokles.

Es läßt ſich vielleicht vermuthen, daß ſie einmal zu würken aufhören werde, doch nicht gewiß behaupten; denn die Denkkraft und Lebenskraft würken, ſo lange ſie in einer Subſtanz verbunden ſind, mit einander und durch einander; aber jede von ihnen würkt doch auch in derſelben Subſtanz gewiſſermaßen für ſich, und unabhängig.

Damas.

Allein, wenn die Lebenskraft ganz aufhört zu würken, ſollte damit nicht auch das Ende der Aeuſſerungen der Denkkraft verknüpft ſeyn?

Theokles.

Für unſre Beobachtung wohl, allein ob abſolut? iſt eine andre Frage. Eben weil der lebende Körper das Organ der Denkkraft iſt, wodurch ſie ihre Würkungen erweiſt, ſcheint es uns, daß, wenn der Körper ſtirbt, auch die Denkkraft aufhöre, die wir nur aus ihren Würkungen durch den Körper, ſo lange dieſe, vermöge des in ihm ſeyenden Lebens-

prinzipiums, für die Denkkraft, als äuſſeres Werkzeug, brauchbar war, erkannten. Aber der Künſtler kann forterxiſtiren, wenn auch ſeine Inſtrumente vernichtet ſind; und ſo, ſollt ich meinen, wäre es auch mit der Denkkraft, geſezt, daß ihr Organ, der Körper, zerſtört würde.

Damas.

Nun, wir wollen die Fortdauer dieſer Denkkraft nach dem Tode einmal annehmen; worein würden Sie denn ihr Weſen ſetzen?

Theokles.

Das weiß ich nicht. Sie ſagten ja ſelbſt, das Weſen einer Kraft kenne kein Menſch. Beſſer, wir nennen daſſelbe ein unbekanntes Etwas, als wir nennen es Geiſt, das nur ein Titel ohne Gehalt iſt. Und ſo würde ich es auch mit dem Begriffe von der Gottheit machen. Die Gottheit iſt die Kraft aller Kräfte, und das unermeßliche Weltall iſt ihr Organ, wodurch ſie in die Unendlichkeit hin ihre Würkungen erſtreckt; denn nur aus den Würkungen erkennen wir eine Urkraft oder eine Gottheit, und denken Sie ſich einmal den Gedanken recht lebhaft: Sie werden eben ſo ehrfurchtsvoll niederfallen und anbeten, als ſonſt.

Da=

Damas.

Alſo nach dem Tode bliebe nur die Denkkraft des Menſchen übrig, das heißt, die Kraft zu erkennen, das Erkannte zu gebrauchen, und nach der Erkenntniß zu wollen; die Natur dieſer Kraft aber iſt unerforſchlich. —

Theokles.

Eben, weil ſie unerforſchlich iſt, nannte ich ſie vorher geiſtig. Ich dachte nicht, daß Sie einen andern Begriff mit dem Worte geiſtig verbänden, und bediente mich des Worts nur, weil ich kein anders zur Bezeichnung der Denkkraft, als Kraft, wußte; denn eigentlich giebt's gar keines dafür.

Damas.

Aber ich erinnere mich, Sie behaupteten auch, daß das Grundweſen des Menſchen, welches nach dem Tode übrig bliebe, nicht bloß geiſtig, ſondern zugleich materiell ſey?

Theokles.

Das hab' ich freilich behauptet; allein ich gab Ihnen dabei den Grund an, warum? Keine Kraft kann ohne ein materielles Subjekt ſeyn, wenn ſie fähig werden will, für unſre Erkenntniß ihre Würkungen zu erweiſen. Denken Sie ſich das Subject weg, und ſo mag die Kraft für ſich übrig bleiben,

aber nach den Schranken unſers Verſtandes iſt ſie alsdann nicht mehr gedenkbar. Wollen wir uns alſo innerhalb dieſer Schranken halten, wie wir, als Menſchen, wohl thun müſſen, ſo müſſen wir auch der nach dem Tode übrig bleibenden Denkkraft des Menſchen ein materielles Organ einräumen.

Damas.

Aber die körperliche Maſchine verliert ja durch der Tod nichts von ihren Theilen. Der Abgang des materiellen Theils, der zum Grundweſen gehört, und ſich durch den Tod mit dieſem von dem Körper trennt, müßte doch bemerklich ſeyn, wenn gleich unmittelbar nach dem Tode das Gehirn zergliedert wird. Demungeachtet hat noch kein Anatom, ſoviel ich weiß, dieſen Abgang entdeckt.

Theokles.

Ganz richtig! Noch kein Anatom, ſo wie noch kein Menſch, hat auch je die feinſte und ſubtilſte Materie, die ſich denken läßt, erkannt. Das Subject der Denkkraft kann materiell ſeyn, und dennoch unſinnlich, das heißt, unerkennbar für einen menſchlichen Sinn. Und ſo nehmen ja die größten Phyſiologen auſſer den ſichtbaren Theilen des Gehirns noch eine feine Materie an, die ſie bald Lebensgeiſt, bald Aether nennen, und die man in dem todten Körper nicht mehr ſuchen müſſe. Den Urſprung der Ideen, deren die Seele ſich bewußt wird, erklären

ſie

ſie aus den Schwingungen oder dem Drucke, der durch die Einwürkung der äuſſern Gegenſtände in dieſem ätheriſchen unſichtbaren Theile des Gehirns entſtehe. Sie legen nämlich dieſem ätheriſchen Theile eben die Elaſticität bei, wie der Materie des Lichts. Wenn man ſich nun dieſe ätheriſche Materie in ihrer möglichen und höchſten Feinheit denkt, ſo wird es wenigſtens nicht mehr ſo unbegreiflich, wie ſie im Moment des Todes aus dem Körper entfliehn könne. Ihr Einwurf alſo ſcheint mir die Behauptung noch nicht umzuſtoſſen, daß, wenn die Seele nach dem Tode exiſtirt, und zwar als eine Kraft, **wir** ihr auch ein Subject beilegen müſſen, weil **wir** uns ſonſt keinen Begriff von ihrer Exiſtenz zu machen im Stande ſind.

Damas.

Ich will es zugeben; aber **wo**, lieber Freund, an welchem **Orte** ſollen nun die Millionen von denkenden Subjecten exiſtiren, die vor uns ihre körperliche Hüllen verlaſſen haben, und ſie in den Jahrtauſenden der Nachwelt noch verlaſſen werden? Sie wiſſen, daß man ihnen bald die Luft, bald irgend einen Planeten oder Fixſtern zum Wohnplatze angewieſen hat. Ein neuerer Schriftſteller hat ſogar eine Wanderung der geiſtigen Weſen in Rückſicht auf den **Ort** angenommen, und glaubt, wir Menſchen mögten wohl ſchon im Monde exiſtirt haben, würden in der Folge in einen der Sonne nähern Pla-

neten, und endlich in die Sonne ſelbſt verſetzt werden; natürlich denn weiter aus einem Sonnenſyſteme in's andre, damit es in den Ewigkeiten nicht an Reiſeſtationen fehle. Dieſe Ideen haben mir einmal viel Vergnügen gemacht, und der Dichter kann ſie vortreflich brauchen, aber ſie gehören zu den Seifenblaſen, wovon ich vorher ſagte. Das einzige, was ſich noch von dem Orte des künftigen Aufenthalts der Seelen mit Wahrſcheinlichkeit ſagen läßt, iſt wohl, daß ſie im Raume exiſtiren werden. Allein auch hier tritt eine große Schwierigkeit ein. Der Raum iſt unendlich, das heißt, ich kann ihn in meiner Vorſtellung nach allen Richtungen ausdehnen, und komme nie an die Gränze. Aus der Unendlichkeit des Raumes folgt Unendlichkeit der Materie; denn einen leeren Raum giebt es an und für ſich nicht; da Raum überhaupt an und für ſich nichts, ſondern bloße Bedingung der ſinnlichen Erkenntniß iſt. Wenn alſo die Materie unendlich ſeyn muß, ſo weiß ich nicht, wo die Seelen nach dem Tode, beſonders bei den Eigenſchaften, die Sie ihnen zuſchreiben, Platz finden werden. Eine jede muß doch einen Theil des Raumes einnehmen, ſey dieſer Theil nun auch ſo klein er wolle, und doch giebt es keinen Theil des Raumes, der nicht ſchon Materie enthielte, alſo nicht ſchon für die Aufnahme eines neuen Subjects verſchloſſen wäre. Da kommt der beſſer weg, der Unſterblichkeit der Seele überhaupt leugnet. Alsdann erſcheint das ganze Univerſum,

verſum, wie ein ewiger Kreislauf von Verände⸗rungen, wo aus demſelben Stoffe unaufhörlich neue Geſtalten und Formen entſtehn, die ſich nach eini⸗ger Zeit in denſelben Stoff wieder auflöſen.

Theokles.

Fürchten Sie nichts. Wenn ich nur die Un⸗ſterblichkeit der Seele mit mathematiſcher Strenge beweiſen könnte; um den Ort ihres künftigen Auf⸗enthals würd' ich mir weiter keine Sorge machen. Wir können uns freilich denſelben nicht anders, als im Raume, denken, aber warum können wir das nicht anders?

Damas.

Weil uns die Sinne keine andre Vorſtellung von der Exiſtenz einer Subſtanz möglich machen.

Theokles.

Alſo ſind doch die Sinne nur allein an der Be⸗ſchränkung dieſer Vorſtellung ſchuld?

Damas.

Ich glaub' es.

Theokles.

Wie nun? wenn die Sinne aufhören, die Werkzeuge zu ſeyn, wodurch die Seele allein Vor⸗ſtellungen erhalten kann; wenn der Körper ſtirbt,

und

und die Denkkraft ihn verläßt, und für ſich abſolute exiſtirt; ſollte ſie denn nicht eine andre Art von Exiſtenz ſich noch vorſtellen können, als die im Raume?

Damas.

Es kömmt darauf an, ob die Seele, wenn ſie vom Körper getrennt iſt, überhaupt noch neue Vorſtellungen bekommen kann, außer denen, die ſie ſchon hat?

Theokles.

Warum nicht? Kann ſie Vorſtellungen bekommen durch das Medium des Körpers; wie viel mehr muß ſie dieſelben bekommen, wenn dieſes Medium nicht mehr zwiſchen ihr und den Gegenſtänden iſt, die ſie ſich vorſtellt? In jenem Falle erhielt ſie dieſelben mittelbar; in dieſem unmittelbar; in jenem ſind die Vorſtellungen beſchränkt, in dieſem unbeſchränkt. Und vielleicht gehörte die Idee, daß Exiſtenz nur im Raume möglich ſey, zu den beſchränkten. Ganz anders wird dieſe Idee werden, wenn die Vorſtellung des Univerſums von der Seele unmittelbar empfangen, nicht erſt, vermöge der Sinn, gebildet wird.

Damas.

Sie nehmen alſo an, daß nach dem Tode, wenn die Denkkraft nicht mehr durch die Sinne eingeſchloſſen wird, ſie von dem Univerſum eine unbeſchränkte

Idee

Idee erhalten werde? — Gern würd' ich Ihnen das zugeben, wenn ich dann nur noch einen Unterſchied zwiſchen der menſchlichen Seele und der Gottheit aufzufinden wüßte. Bloß dieſe hat, menſchlich zu reden, eine unbeſchränkte Idee vom Univerſum; nach Ihrer Meinung aber ſoll die Seele nach dem Tode ſie auch haben; ſie wäre alſo in Anſehung dieſes Prädicats der Gottheit nicht nur ähnlich, was man allenfalls geſtatten könnte, ſondern ſogar mathematiſch gleich.

Theokles.

Sie haben mich nicht recht verſtanden, lieber Freund. Es war nicht die Rede davon, daß die Seele eine unbeſchränkte Idee des Univerſum im eigentlichſten Sinne, ſo wie ſie der Gottheit zukömmt, haben werde, ſondern nur, daß ihre Idee davon nicht mehr die Schranken haben würde, welche ſie hat, ſo lange die Seele dieſelbe durch die Sinne erhält. Ich behauptete, daß die Seele nach dem Tode, wo ſie die Feſſeln des Körpers abwirft, ſich eine andre Exiſtenz, als bloß im Raume, denken könne, und Sie zweifelten, ob die Seele überhaupt ohne Sinne neue Vorſtellungen empfangen dürfte. Dieſen Zweifel wollt' ich nur aus dem Wege räumen.

Damas.

Nun erſt begreif ich Sie. Sie meinen nämlich:

1) Wir Menſchen können uns, als Menſchen, die Exiſtenz der Seele nicht anders, als im Raume, vorſtellen.

2) Im Raume aber kann die Seele nicht ſeyn, weil die Materie ſchon unendlich iſt, und es gar keinen leeren Raum giebt, der nicht ausgefüllt werden könnte.

3) Gleichwohl fließt hieraus noch nicht, daß die Seele darum überhaupt nicht exiſtiren könne. Denn, daß wir uns Exiſtenz nicht anders, als im Raume, vorzuſtellen vermögen, daran ſind unſre Sinne ſchuld. Wenn die Seele dereinſt von dieſen nicht mehr gehindert werden wird, kann ſie ſich eine andre Art der Exiſtenz, als im Raume, vorſtellen, und folglich kann ſie doch ſeyn.

Theokles.

Jetzt faſſen Sie das Reſultat zuſammen. Daß die Seele nach dem Tode exiſtiren werde, haben wir vorausgeſetzt, **wo** ſie exiſtiren, und **wie** ſie exiſtiren wird, wiſſen wir nicht, und können es als Menſchen niemals ergründen.

Damas.

Wie wenig iſt es doch, was der Menſch von der Zukunft jenſeit des Grabes **weiß**! — Man ſollte das einem jeden ſagen. Denn ich habe Menſchen

ſchen ſterben geſehn, welche die Todesangſt um deſto heftiger zerriß, weil ſie von dem Zuſtande, der ſie erwartete, mehr zu wiſſen glaubten, als ſie wirklich wußten.

Theokles.

Eine ſehr wahre Bemerkung, die Sie da machen! und woraus es ſich erklären läßt, daß oft religiöſe Menſchen, beſonders wenn ſie myſtiſche Religionsbegriffe haben, grade am unruhigſten ſterben.

Damas.

Natürlich; es iſt gewiſſermaßen Vorurtheil, daß der Tugendhafte immer ein ſanftes Ende nehme. Es hängt alles von der Reihe der Bilder ab, welche der Seele in der Todesſtunde vorſchweben; manches auch von momentanen Eindrücken; denn dieſe können dem edlen Mann ſo gut, wie dem Böſewichte, den Tod ſchrecklich machen. Einer meiner geliebteſten Freunde träumte kurz vor ſeinem Tode, er ſey ſchon in der Hölle, und alles Zureden konnte ihn nicht zu ſich ſelbſt bringen. Nachher entdeckte ich, daß die Urſache dieſer ſeiner peinigenden Vorſtellung ein Feuer war, welches nicht weit vom Bette im Camine brannte, und wovon die Flamme ihm in die Augen ſchien. Das Feuer wurde ausgelöſcht, und er ward ruhiger. Nach einiger Zeit war der Tocht des Lichts ſehr lang geworden; ich putzte das Licht, und es verbreitete ſich plötz-

lich eine ſanfte Helle im Zimmer. Auf den Sterbenden machte dies den glücklichen Eindruk, daß er ſich einbildete, ihm ſey die göttliche Gnade erſchienen, und er werde ſelig werden. Im Entzücken darüber ſtarb er. —

Theokles.

Wir ſind von unſerm Zwecke abgekommen. Es iſt freilich wenig, was der Menſch von dem Zuſtande jenſeit des Grabes weiß, aber aus dem Wenigen laſſen ſich doch einige fruchtbare Folgerungen ziehen.

Damas.

Und was wären das für welche?

Theokles.

Erſtlich. Die Denkkraft ſtrebt hienieden nach Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen; das wird ſie auch jenſeit des Grabes thun.

Zweitens. Je mehr einer hienieden ſeine Denkkraft geübt, und je beſſer er ſie angewandt hat, auf einer deſto höhern Stufe der Vollkommenheit und Glückſeligkeit wird er nach dem Tode ſtehn.

Drittens. Je reiner, je edler, je erhabner die Vorſtellungen ſind, die ein Menſch hier im Leben eingeſammelt hat, deſto ſchönre Früchte werden ſie ihm nach dem Tode bringen.

Vier-

Viertens. Folglich wird das Bewußtſeyn der Tugend beſeligen, und das Bewußtſeyn des Laſters foltern; und da, wo Sinnlichkeit den Tugendhaften nicht mehr zerſtreun, und den Laſterhaften nicht mehr betäuben kann, iſt dies Himmel und Hölle genug.

Damas.

Noch eins; glauben Sie auch, daß wir nach dem Tode uns wiederſehn werden?

Theokles.

Ob wiederſehen? — Das wird von den Organen abhängen, worin die Denkkraft nach dem Tode gehüllt werden wird. Aber, wenn die Freundſchaft unſre Geſinnungen harmoniſch macht, wenn wir ſympathetiſch empfinden, wenn wir gemeinſchaftlich nach dem höchſten Wahren, Guten und Schönen ſtreben, wenn wir uns zur Anbetung des Unendlichen vereinigen, dann werden wir uns wieder erkennen, wenn wir uns auch nicht wiederſehen.

Göttingen.

Buhle.

Zur Seelenheilkunde.

Die Beiträge zur Seelenheilkunde ſind bisher immer noch die wenigſten geweſen, obgleich grade dieſes Feld in einem Magazin der Erfahrungsſeelenkunde am meiſten bearbeitet zu werden verdiente. Jeder Menſch liegt an irgend einer Idee, an irgend einer Lieblingsgrille krank, und es iſt uns unendlich viel daran gelegen, ſonderlich bei der Erziehung, zu wiſſen, wie dieſer oder jener von jener Krankheit geheilt wurde, durch welchen Ideenumtauſch ſeine Vorſtellungskraft eine beſſere Richtung bekam, was Zeit, Umſtände, Umgang, Lectüre dazu beitrugen, und wie überhaupt der menſchliche Geiſt nicht nur vor Irrthümern in frühern Jahren bewahrt, ſondern auch in ſpätern, ſonderlich wenn jene Irrthümer einen großen Einfluß auf's practiſche Leben hatten, davon zurück gebracht werden konnte.

Die Curen der Seele haben viel Aehnlichkeit mit der Heilung körperlicher Krankeiten. In beiden Fällen muß der Patient oft Arzeneien gebrauchen, die ſehr bitter ſind, wenn ſie eine gute Würkung haben ſollen. Am bitterſten kommen uns gemeiniglich die Heilmittel gegen die Krankheiten der

Seele

Seele vor; theils weil die wenigſten Menſchen — ſo ſehr es auch andre bemerken, an ihrer Seele krank zu ſeyn glauben, und alſo ſich gegen die ihnen angebotenen Mittel ſträuben; theils auch, weil die wenigſten Seelenärzte ihre Patienten mit weiſer Schonung zu heilen wiſſen, ſondern nach einer Methode verfahren, die den Schwächen jener unangemeſſen iſt, und die Wunden mehr aufreißt, als heilt.

Welcher Menſchenfreund wird ſich nicht betrüben, wenn er um ſich herſchaut, und bemerkt, daß die meiſten Leiden, die die Menſchheit drücken, von uns ſelbſt herrühren, daß ein Theil derſelben ſich durch einen unerſättlichen Ehrgeiz, durch eine traurige Habſucht nach Titeln, Ehrenſtellen, Belohnungen höchſt unglücklich macht, und oft ſeine heiligſten Pflichten jenen Leidenſchaften, die eine geſunde Philoſophie nicht billigen kann, aufopfert; daß ein andrer Theil von Menſchen durch einen überſpannten Grad der Sinnlichkeit vor der Zeit verwelkt, und alle Kraft in Thätigkeit, allen Einfluß in's Beſte der Geſellſchaft durch einen erſchlafften Körper, durch einen noch erſchlafftern Geiſt verliert; daß wieder andere durch eine giftige Verläumdungsſucht, durch einen unauslöſchlichen Hang zum Betrügen und die Wahrheit zu verſtecken, ihr Glück untergraben, und die Zufriedenheit vieler andern vielleicht auf immer ſtören; daß überhaupt die Unmäßigkeit der Leidenſchaften und das aufgehobene

Gleichgewicht der menſchlichen Seelenkräfte an allen den Uebeln Schuld ſind, die von uns ſelbſt herrühren, und den Erdkreis überſchwemmen. — — Und welcher Menſchenfreund wird, durch dergleichen Beobachtungen veranlaßt, nicht wünſchen, daß durch eine genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens immer mehrere Heilmethoden jener Seelenkrankheiten in Gang gebracht werden mögten, und daß vornehmlich jeder aufgeklärte Erzieher es ſich zur Pflicht machen mögte, auf die Mittel, Umſtände, Lagen, Ideenverbindungen, moraliſchen Gefühle Acht zu geben, wodurch die Seele nach und nach, oder auch auf einmal zu einem geſunden Selbſtbeſinnen kommt.

Ich habe ſo manchmal darüber nachgedacht, woher es doch kommen möge, daß bei aller neuen Erziehungskunſt und Aufklärung, wenn man das Ding beim Lichte betrachtet, die Menſchen doch noch nicht viel beſſer geworden ſind, und zu werden ſcheinen, und ich habe gefunden, daß noch nicht die genauſte Aufmerkſamkeit auf die Bildung junger Seelen gewandt werden müſſe. Bei noch genauern Beobachtungen, und durch den Umgang mit vielerlei Erziehern und Zöglingen habe ich vornehmlich wahrgenommen, daß man den erſten verſteckten Keimen des moraliſchen Uebels in den Kinderſeelen nicht nur nicht fleißig genug nachſpürt, ſondern auch bei den erſten Aeußerungen der Sinnesluſt,

nesluſt, des Ehrgeitzes, der Rechthaberei, des Eigenſinnes, der Spottſucht und anderer Herzensſeuchen zu ſorglos iſt, und das Uebel nicht auf eine weiſe und geſchickte Art in der Geburt zu erſticken ſucht. Man arbeitet immer zu ſehr im Ganzen, hemmt nur den Ausbruch grober Fehler, und läßt die Cultur des beſondern Menſchen, oder jeder ſeiner individuellen Leidenſchaften liegen. Freilich koſtet dies ſehr viel Menſchenſtudirung, ſehr vielen pädagogiſchen Fleiß; allein der Garten wird immer verwildert bleiben, wenn nicht das Unkraut mit der Wurzel ausgeriſſen wird, und hie und da Neſſeln ſtehen bleiben, die man auszureiſſen nicht der Mühe werth achtet.

Wie äuſſerſt intereſſant müßte es daher nicht ſeyn, wenn mehrere aufmerkſame Menſchenkenner und Erzieher die Mittel der Welt bekannt machen wollten, wie ſie dieſe und jene Leidenſchaft ihrer Zöglinge zu beſſern, zu mildern, und ihr eine gute Richtung geben lernten. Z. B. Wie ſie ein eigenſinniges Kind von ſeinem Eigenſinn; eine Gemüthsart, die überall das Lächerliche aufſucht, von dieſem Uebel; einen Knaben oder Mädgen von ihrer Verſtellungskunſt, wieder ein anders von der Neigung zu lügen u. ſ. w. geheilt haben. Eben ſo wichtig für die Belehrung der Menſchen würden getreue Darſtellungen von ſchon erwachſenen Männern und Frauenzimmern ſeyn: wie ſie nach und nach über ſo manchen Fehler ihres Herzens Herren wurden,

und wie es ihnen gelang, durch die Stimme der Vernunft das Gewicht der Leidenſchaft zu unterdrücken. Je genauer dergleichen Schilderungen wären, je nutzbarer würden ſie ſeyn, und je leichter würden andere Menſchen in ähnlichen Lagen dadurch zu gleichen Siegen über ihre Fehler vermogt werden. Wir werden ſelten dadurch zu einer moraliſchen Beſſerung gebracht, wenn man uns gradezu die Mittel und Regeln vorſchreiben will. Stärker und mächtiger würken auf uns Beiſpiele und Schilderungen von andern Perſonen, worin wir uns gleichſam wie in einem Spiegel erblicken, und ohne daß ſie an uns gerichtet zu ſeyn ſcheinen, uns nicht ſelten die edelſten Entſchlieſſungen ablocken.

Ich bitte und ermuntre die bisherigen Mitarbeiter dieſes Magazins, in ihrem Kreiſe, in ihrem Umgange und ihren Verhältniſſen auf die Mittel aufmerkſam zu ſeyn, wodurch Menſchen von verjährten Fehlern des Herzens zurückkamen, oder auch davor bewahrt wurden, und jede ihrer Beobachtungen und Entdeckungen wird gewiß den Leſern der Erfahrungsſeelenkunde äußerſt willkommen ſeyn.

P.

Zur

Zur Seelenzeichenkunde.

Fragmente aus dem Tagebuch eines Beobachters Seinſelbſt.

Die Furcht, lieber alles in der Welt als eitel, ſchmeichleriſch und heuchleriſch zu ſcheinen, hat mich von unzähligen, wenigſtens geſetzmäßigen (wenn auch nicht der Quelle nach tugendhaften) Handlungen, beſonders ſolchen, die an Großmuth gränzen, zurückgehalten. Denn der mögliche Gedanke andrer, ich wolle beſſer ſcheinen, als ich ſey, war mir unerträglich; lieber wollte ich in der behaglichen Mittelmäßigkeit bleiben. Aber iſt nicht eben dieſe Furcht ein Beweis von einer raffinirten Eitelkeit, und daß ich eben deswegen den Schein derſelben haßte, weil ich wirklich eitel war? Zugleich iſt's aber auch ein Beweis, daß ich mit ziemlicher Kälte viel über einen Entſchluß zu denken pflegte, und über dem Denken die Wärme zum Handeln verlor.

Bei Anton Reiſers Bemerkung (Th. 3. S. 176): „Myſtik und Metaphyſik treffen in ſo fern

wirklich zuſammen, als jene oft eben das vermittelſt der Einbildungskraft zufälligerweiſe herausgebracht hat, was in dieſer ein Werk der nachdenkenden Vernunft iſt," fielen mir Kants Träume eines Geiſterſehers ein, in Beziehung auf ſeine jetzigen Schriften. Kant realiſirt jetzt durch ernſte, kalte Philoſophie ſeine Phantaſieen und Träume; welches um ſo begreiflicher iſt, da in jenem Buche doch ein Philoſoph phantaſirt hat, und dieſe ſollen ja wohl öfters im Traume beſſer als im Wachen räſonniren. Vielleicht wahrer, inniger, origineller! Ob ich gleich kein Philoſoph bin, ſo hab' ich doch oft die erhabenſten, größten und befriedigendſten Blicke und Ueberſichten im Schlafe — vielleicht ſind ſie aber nur alsdann im Verhältniß zu der ſchwächern und mattern Denkkraft größer, erhabner und befriedigender: denn dasjenige, deſſen ich mich am Morgen noch deutlich davon erinnere, hat doch bei weitem dieſen Werth nicht, den ich am Abend vorher zu fühlen glaubte, vielleicht weil ich früh mehr als Abends verlangte.

Beobachtungen über meinen Charakter: Wenig feine Empfindungen — wenig Rührung — intenſiv und extenſiv ſchwache Phantaſie — ſchweres Denken; mühſames Schreiben — abſtractes und ſubtiles Denken, zuweilen Spitzfindigkeit — Unglaube und Zweifelſucht — Kälte, langſame Prüfung, Furcht vor Uebereilung und Schwärmerei;

kei; beinahe Aergerlichkeit über den, mit dem ich nicht ſympathiſiren kann. — Achtung für's Gute, ſo fern es recht und erhaben iſt. — Gewohnheit, das Mangelhafte, die Schranken des Guten und Böſen zu bemerken. — Mäßigung in der Liebe und im Abſcheu, Billigkeit, affectfreies Urtheil — Gewohnheit, Unähnlichkeiten ſchnell zu bemerken, Scharfſinn. — Unterlaſſungsſünden aus Mangel an Eifer. Dieſe halte ich meiſt für ſchlimmer, als Begehungsſünden aus Stolz und gröberer Sinnlichkeit. — Uebergewicht der vorſtellenden Kräfte. — Hang zur Sonderbarkeit. — Langſamer Wechſel der Vorſtellungen. — Feſtigkeit einmal befeſtigter Neigungen und Gewohnheiten, weil ſolche Lagen der Vorſtellungen, worin Neigungen anfangen, ſelten ſind, alſo leichter vorhandne fordauern, als neue entſtehen. — Abſondrung des Denkens vom Empfinden und Handeln. — Feſte Freundſchaft. Wenn auch äuſſere Urſachen Trennung veranlaſſen, und die Empfindung geſchwächt iſt, ſo iſt doch die innerſte verborgne Neigung kaum zu erſchüttern. — Wenig Eitelkeit, viel Stolz — lebhafte Aeuſſerung und Gefühl eigner Mängel; Verbergung des Guten; eine gewiſſe Scham, gut zu ſcheinen, und Empfindungen, Eifer mit Worten zu zeigen, die Beifall erhalten könnten. — Schwierigkeit, ſich jedesmal in die gehörige Stimmung zu verſetzen. — Schwäche des Triebs, andern zu gefallen, in gewiſſen Stücken. —

Ich denke mehr in Geſellſchaft, und fühle mehr in der Einſamkeit. Der abweſende Freund iſt mir mehrentheils wichtiger und intereſſanter, meine Empfindungen für ihn zärter, zuweilen gar enthuſiaſtiſch, als der Freund, mit dem ich eben ſpreche. Es iſt, als wenn mich etwas gewaltſam zurückzöge, wenn ich Freundſchaftsgefühle in Worten ergieſſen will; ich fürchte, zu wenig zu ſagen, und doch vielleicht dem Freunde mehr ſagen zu ſcheinen, als ich empfand. Will ich's doch, ſo erkaltet mit den Worten die Empfindung. Eine verworrne Empfindung von Schaam unterdrückt den Ausbruch von Gefühlen für's Gute, wo ein Zeuge dabei iſt, und dieſe Scham ſchwächt auch ſo lange die Empfindung ſelbſt. In erwachsnen Jahren hab' ich auch vielleicht nie aus eigner Rührung oder Mitleid in andrer Gegenwart geweint, ſelbſt da, wo ich mit dem innerſten Gefühl den Gedanken verband, daß vielleicht eine Thräne des Mitgefühls Troſt für den geliebten Leidenden ſeyn würde. Kaum war ich allein, ſo ergoß ſich das volle Herz in einen Strom von Thränen.

Die männlichen Eigenſchaften des Geiſtes zogen mich immer am ſtärkſten an. Standhaftigkeit, Feſtigkeit, Duldſamkeit und Muth waren mir ſehr bald die verehrungswürdigſten Eigenſchaften eines Mannes, und ich dachte mir immer künftige Lagen meines erwachsnen Alters, wo ich dieſe auf eine

recht

recht auszeichnende und glänzende Art ausüben und zeigen wollte; doch lag mir an dem Fecisſe beinahe mehr. Der Umgang mit kleinen Kindern war mir mehrentheils zu fad, und ein Erwachsner, der mich in eine ernſthafte Unterredung zog, erwarb ſich dadurch meine ganze Zuneigung. Jede eigentlich kindiſche Behandlung, die manchmal captatio benevolentiae ſeyn ſollte, würkte grade das Gegentheil; ich fühlte mich gedemüthigt. Es war mir faſt immer ärgerlich, wenn ich aus der Geſellſchaft der Erwachsnen unter die Kinder verwieſen wurde.

Wie kommt's, daß mich in Wiſſenſchaften, die ich eigentlich ſtudire, nicht bloß im Vorbeigehn anſehe, beinahe nichts, was ich gearbeitet vorfinde, nur zur Hälfte befriedigt, daß mir's, wenn's Andre noch ſo gut finden, doch das Rechte nicht iſt, und ich immer eine — oft nur dunkle, aber äuſſerſt lebhafte — Ahndung von etwas Beſſerm fühle, die mir den Genuß deſſen, was da iſt, zur Hälfte verdirbt, und macht, daß ich's auch nicht ſo fortpflanze und brauche, wie es wohl gut wäre. Wo es dann geſchehen muß, weil ich nichts Beßres weiß und habe, da geſchieht's doch mit Widerwillen und Unluſt, deren unzeitigen Ausbruch ich oft gewaltſam hemmen muß. Iſt das Seelenkrankheit, oder was ſonſt?

An

An dem Mangel an Wärme und Enthuſiasmus für's Gute, beſonders für's Moraliſche, iſt mein Hang zum Speculiren, zum Auflöſen und Zergliedern, zum allgemeinen, abgezognen Denken, vornehmlich ſchuld. Geſpaltne Strahlen wärmen minder als vereinte, und geſpaltne Gedanken können das Herz nicht erwärmen, und ein kühles Herz kann nur aus Eitelkeit Eifer heuchlen. Ich finde immer Bedenklichkeiten gegen die Reinheit und den ächten Gehalt des Guten, und kann mich nicht ſchnell und feurig dafür intereſſiren. Ich finde es oft verdächtig, wenn auch das Herz zu wallen anfängt, dieſen Aufwallungen mich preiß zu geben; beſonders hält mich aber die Erinnerung an etwas zurück, das ſich meiner öftern Bemerkung dargeboten hat. Ich meine dieſes, daß wir öfters, um das glänzende Gute zu thun, einen Theil der Erfüllung unſrer ſtillen, eingeſchränkten, nahen, aber deshalb nicht unheiligen Pflichten aufzuopfern pflegen. Ich bin eingeſchränkt, und fühle es, daß ich's bin, und will nicht weiter würken, als ich kann. Es iſt auch eine Art von Aufopferung, und die unedelſte Art derſelben wohl nicht, auf große Tugenden Verzicht zu thun, um die kleinern zu behaupten, und es iſt eine Art von geiſtiger Enthaltſamkeit, die mir ſo wichtig ſcheint, als die körperliche nur immer ſeyn mag, welche darin beſteht, ſeiner Sittlichkeit keinen höhern Schwung geben zu wollen, als man, ohne Schwindel und gefährlichen Fall zu befürchten, jetzt eben

eben aushalten kann. Auch der Trieb nach Erhöhung ſeiner edelſten Vollkommenheit, das heißt, der ſittlichen, kann durch Ausſchweifung und Ueberſchnellung ſeinen eignen Endzweck aufhalten und hindern. — Der andre Hauptgrund meiner Kälte bei Veranlaſſungen, wo ich hätte warm ſeyn ſollen, iſt der Mangel an Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit meines Charakters, die mühſame und ſchleppende Umſchmelzung der Geſtalt und des Tons meiner Vorſtellungen. Ich bin eben in andre Gedanken vertieft, in fremdartige Betrachtungen und Gefühle hineingezogen, die meine ganze Vorſtellungskraft noch beſchäftigen und feſſeln. Nun kann nichts tiefe Eindrücke auf meine Seele machen, alles Heterogene wird abgeſtoßen, oder in meinen vorigen Gedankenkreis hineingezogen, wo es nun ganz anders ausſieht, und ganz etwas anders würkt, als wenn außer dieſer und in einer ganz andern Verbindung es mir ſich darſtellte. Am kältſten werde ich, wo die Begriffe des andern, mit dem ich eben zu thun habe, mir zu idealiſch, ſeine Foderungen übertrieben, der Eifer ſchwärmeriſch und von keiner allſeitigen Vorſtellung der Sache, wie ſie in der wirklichen Welt iſt und ſeyn kann, begleitet zu ſeyn ſcheint.

M.

Belag

Belag zur Geſchichte der Ahndungen.

Die Ahndungsgeſchichte, welche Herr Bartels in ſeinen Briefen über Calabrien und Sicilien *) S. 408. ff. erzählt, verdient ſehr, in Ihrem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde aufbewahrt und pſychologiſch beleuchtet zu werden; ob das Phänomen gleich ſelbſt nicht ſo unerklärbar ſeyn mag, als Herr Bartels glaubt. Hier iſt die ganze Stelle:

„Es ſcheint, es liegen noch Kräfte in den Menſchen, bis zu deren Entſtehungsquelle bis jetzt das Auge des ſcharfſinnigſten Pſychologen nicht hat dringen können, und unter dieſe gehört das Vermögen der Vorahndung oder der Vorempfindung zufälliger künftiger Dinge, bei nicht erhitzter Einbildungskraft. Alle die Hokus Pokus der Somnambuleurs und ihrer Lehrer laſſen ſich bis jetzt noch wohl, ſo viel ich glaube, durch Erhitzung der Einbildungskraft, Anſtrengung der geſchwächten Nerven, und Reiz des Zeugungstriebes, hervorgebracht gedenken; — aber daß

*) Göttingen. 1787. 8. 1ſter Theil.

daß eine Frau alle die Schrecken des Erdbebens im Schlaf vorausſah, und ſie anzeigte, ihre Phantaſie nicht erhitzt war, wie ſie dies that, man auch gar nicht weiß, wie durch Ideenaſſociation die Vorſtellungen grade jetzt in ihr erregt werden konnten, und ſie doch alles vorher ſah, und vorher verkündigte, das bleibt mir ein unerklärliches Phänomen. Sonderbar aber iſt's, daß der größte Theil ähnlicher Entdeckungen faſt immer an Weibern gemacht wird, oder es faſt immer alte abgelebte Menſchen, oder von zerrüttetem Nervenſyſtem ſind, bei denen wir dieſe Kräfte bemerken. Komme dieſe Kraft woher ſie wolle, folgende Geſchichte iſt unläugbar wahr. (Ich habe verſchiedene Zeugen davon geſprochen, und die Erzählung ſteht ſelbſt ungefähr eben ſo in der Beſchreibung des Erdbebens von der Akadamie). Donna Lukrezia Ruffo, eine ſiebenzigjährige Frau, ſah im Schlaf eine Nacht zuvor alle Schrecken des Erdbebens (1783), und ward dadurch ſo erſchüttert, daß ſie mit einem heftigen Klaggeſchrei erwachte. Ihre Familie, aus dem Schlaf geſtört, eilte furchtvoll zu ihr hin, und wie ſie ihr die Urſache erzählte, und beſonders eine genaue Beſchreibung von der Seerevolution gab, ward ſie verlacht. Ihr Schwiegerſohn war hernach einer von denen, der ſehr vom Meere gemißhandelt, verſchlungen und wieder ausgeworfen ward, dann ſich in eine Menge Netze verwickelte, und beinah ſo auf die traurigſte Art erſtickte." So weit der Reiſebeſchreiber.

Wenn

Wenn auch die Sache, wie ſie hier erzählt wird, buchſtäblich wahr ſeyn ſollte (ſo leicht auch ſonſt den Reiſebeſchreibern etwas Wunderbares und Seltſames aufgebunden wird, — wovon faſt alle Reiſebeſchreibungen die deutlichſten Beweiſe enthalten): ſo ſcheint ſie doch für die Ahndungen nichts zu beweiſen. Wer weiß denn erſtlich gewiß, daß die Frau von aller erhitzten Einbildungskraft frei war, als ſie den Traum hatte? Wer weiß, welche Bilder, Beſchreibungen und Erzählungen von vergangenen Erdbeben ihr grade damals vorſchwebten, als ſie einſchlief? In einem Lande, wo dergleichen ſchreckliche Naturphänomene öfter vorfallen, wo man die Kinder ſchon von Jugend auf mit Erzählung derſelben unterhält, — iſt's ja wohl nichts unnatürliches, von einem Erdbeben zu träumen. Die Frau war ohnedas alt; folglich ſehr wahrſcheinlich von einer ängſtlichen und furchtſamen Gemüthsart, und von ſchwachen Nerven; — wie viele alte Weiber mögen dort von Erdbeben träumen! Alſo in dem Traum ſelbſt liegt nichts ungewöhnliches, nichts unerklärbares. — Aber ſie ſah alle Schrecken des nachher erfolgten Erdbebens vorher? — Wenn ſie einmal von einem Erdbeben träumte, ſo war es wieder ſehr natürlich, daß ihr die Phantaſie die Schrecken deſſelben vormalte; — ſie ſah vermöge dieſer Phantaſie Häuſer umſtürzen, Feuer aus der Erde hervorbrechen, die See in heftige Bewegung gerathen, und was ſich ſonſt bei einem Erdbeben

ſchreckliches zutragen konnte. Alles dies waren natürliche Folgen einer einmal durch die Einbildungskraft entſtandenen Ideenaſſociation, die man hier freilich, ſo wie überhaupt die Folge der Traumideen bei den meiſten Menſchen, nicht beſtimmt angeben kann, weil die Seele im Schlaf über ſich ſelbſt zu reflectiren nicht ſehr aufgelegt iſt. — Aber ſie ſahe die Schrecken dieſes wirklichen Erdbebens vorher? Hier entſteht nun die große Frage, die uns der Verfaſſer nicht beantwortet, ob ſie die Schrecken des geträumten Erdbebens nur überhaupt, oder nach allen einzelnen Umſtänden ſo genau beſchrieben habe, daß man die Erfüllung des Traums ſelbſt im Detail nicht läugnen konnte. Jene Beſchreibung überhaupt würde nichts beweiſen; denn alle Erdbeben haben ja wohl in Abſicht des mit ſich führenden Schrecklichen eine Aehnlichkeit mit einander, — ja ſelbſt bei einer genauern Erfüllung einzelner geträumter Umſtände, die hernach beim Erdbeben wirklich vorfielen, konnte ſich vieles noch durch einen bloßen Zufall ereignen, — vieles konnte das alte Weib auch hinterher geträumt zu haben glauben, was ſie nicht geträumt hatte, wie gemeiniglich zur Erfüllung eines bedeutenden Traums ſo manches hinterher zugeſetzt wird, um dem Dinge ſo recht den Anſchein einer Ahndung zu geben.

Das, was bei der angeführten Erzählung am auffallendſten iſt, beſteht darin, daß die Donna

Ruſſo grade die Nacht vorher von dem Erdbeben träumte. Allein, ſollte man hiervon nicht lieber einen phyſiſchen Grund, als gewiſſe geheime Kräfte der Seele anzugeben ſuchen, die doch, ſo lange wir die denkende Subſtanz des Menſchen nicht genauer kennen, — nichts als eine Hypotheſe bleiben werden, die durch die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren ihre vornehmſte Stärke erhält. Wenn die Idee von einem Erdbeben in der Seele der ſiebenzigjährigen Frau entſtand: ſo konnte die Veranlaſſung dazu aus einem phyſiſchen Vorgefühl von jener ſchrecklichen Revolution entſtehn, welches ſich mehrere Tage vorher nicht nur bei Menſchen, ſondern ſogar bei Thieren zu äuſſern pflegt, wie ich aus mehrern Erzählungen von gebornen Italiänern und glaubwürdigen Männern weiß, die jenes ängſtliche Vorgefühl wirklich empfunden haben. Nach der Erzählung dieſer Männer fühlen viele Menſchen vor einem bald entſtehenden Erdbeben eine innere Bangigkeit, eine Mattigkeit in ihren Gliedern, ein ſchweres Athmen, welches wohl von der Veränderungen der Luft abhängen mag, die vor jedem Erdbeben hergehn ſoll. Herr Bartels behauptet, daß wenigſtens beim leztern Erdbeben die Menſchen nichts davon vorher empfunden hätten; — aber wie leicht konnten ſelbſt die Vorzeichen an Thieren einen ängſtlichen Traum über eine nahe bevorſtehende Erdrevolution hervorbringen, und die Veranlaſſung zu der Ideenaſſociation bei der Donna Ruffo

werden,

werden, die ſich der Verfaſſer nicht erklären kann, da ſie doch ſehr natürlich in jenen Vorzeichen liegen konnte.

Nachdem er die Lufterſcheinungen, die der Aberglaube in dortigen Gegenden für Vorzeichen halten wollte, als ſolche geläugnet hat, fährt er ſo fort: „Merkwürdiger ſind unſtreitig die Vorempfindungen, die ſich an lebenden Geſchöpfen zeigten. Nur der Menſch blieb von dieſen Vorgefühlen frei; — (aber alle, und ein jeder? — wer kann das beſtimmen?) weder auf ſeinen Körper, noch auf die Heiterkeit ſeines Geiſtes hatte es den geringſten Einfluß; ſeine Empfindungsnerven wurden durch das, was in den Thieren die quälendſte Unruhe veranlaßte, nicht gerührt; ein Beweis, wie weit ſchärfer das Perceptionsvermögen d · ch den äuſſern Sinn bei den Thieren als bei den Menſchen iſt. Aber auch bei den Thieren ſelbſt nahm man hier eine große Verſchiedenheit wahr. Bei einigen äuſſerte es ſich früher, ſchneller und heftiger, bei andern ſpäter, langſamer und gelinder. Dieſe Begebenheiten ſind zu ſonderbar, als daß ich Ihnen nicht das, was ich davon zuverläſſig weiß, mittheilen ſollte. Die Fiſche im Meer ſchienen kurze Zeit vorher, und während der ganzen traurigen Periode, wie in einem Taumel zu leben, eilten unruhig im Waſſer, häufiger als ſonſt, in die Netze der Fiſcher, und büßten ihre Vorempfindung durch einen frühen Tod.

Die Vögel in der Luft durchkreuzten, wie von irgend einer Furcht gejagt, ſchreiend die Luft, und auch ſie ſchienen weniger ſchlau, den Fallſtricken der Menſchen entgehn zu können: eben die Unruhe bemerkte man an Gänſen, Tauben, Hünern u. ſ. w. Unter den vierfüßigen Thieren ſchienen Hunde und Eſel die zu ſeyn, auf die dies Vorgefühl am früheſten und heftigſten würkte; ſie liefen mit wildem ſtarren Blick furchtſam umher, und füllten mit ſchrecklichem Geheul und Geſchrei die Luft. Pferde, Ochſen, Mauleſel und andre ähnliche Thiere zitterten vorher am ganzen Körper, ſtampften wiehernd und brüllend den Boden, ſpitzten die Ohren, und ihr Auge rollte ſtarr und argwöhniſch umher. In dem ſchrecklichen Moment ſelbſt ſtemmten ſie die Beine auf dem Boden von einander, damit ſie ſich vor dem Fall ſicherten, und doch wurden ſie oft niedergeſtürzt. Einige ſuchten kurz vorher vergeblich zu fliehen, wurden aber von dem Toben der Erde erreicht, und blieben unbeweglich ſtehn. Die Schweine ſchienen am wenigſten dies Vorgefühl zu äuſſern; aber die Katzen, obgleich ſpäter, als die Eſel und Hunde, doch ſehr heftig. Sie krümmten ſich, ihr Haar fing an ſtarr wie Borſten empor zu ſtehn, ihre Augen wurden blutig und wäßrig, und ſie ſtellten ein ſchreckliches Klaggeſchrei an.

Daß übrigens obige Ahndungsgeſchichte der Donna Ruffo durch Zeugen beſtätigt wird, die

der Verfaſſer darüber geſprochen haben will, thut zur Verificirung einer wirklichen Ahndung nichts. Waren jene Zeugen aufgeklärte Leute, lieſſen ſie ſich nicht hintergehn, waren ſie nicht ſchon für die Ahndungsgeſchichte eingenommen, und hatten ſie das Ding mit philoſophiſcher Aufmerkſamkeit geprüft? Die Menſchen werden nur zu leicht betrogen, wenn es auf Wundererzählungen ankommt, und der ſcharfſinnigſte Kopf muß grade alsdann ſelbſt ſehr auf ſeiner Hut ſeyn. Die Akademie zu Neapel hat die nämliche Geſchichte erzählt, und faſt eben ſo, wie der Verfaſſer; aber — wie oft haben ſich die hochlöblichen Akademieen täuſchen laſſen!

Ich merke noch gefliſſentlich die Stelle aus des Verfaſſers Briefen an, daß nämlich dergleichen Phänomene faſt immer an Weibern, an abgelebten und nervenkranken Perſonen jene Vorherſehungskräfte bemerkt werden ſollen. Ich glaube aber, daß uns auch nichts als dieſe Bemerkung ſelbſt gegen dieſe Kräfte mißtrauiſcher machen ſollte. Die weibliche Phantaſie iſt, nach dem Zeugniß aller Pſychologen und aller Zeiten, der größten Ausſchweifungen fähig. Die Schwärmerei jeder Art hat immer in der Seele des andern Geſchlechts eine freundliche Aufnahme gefunden, und die Geiſterſeherei, Traumdeuterei, Ahndungswuth, Vorherwiſſerei wird nie ausſterben, ſo lange es Weiber giebt. — Abgelebte Perſonen ſind ſchon darum

nicht mehr gültige Zeugen ihrer ſchwärmeriſchen Ausſagen, von gewiſſen an ſich bemerkten ſonderbaren Phänomenen, weil ſie oft die Schwäche des Geiſtes an richtigen Unterſuchungen hindert, weil das Alter ſehr abergläubig, furchtſam und leichtgläubig iſt, und weil ſein Hang zum Wunderbaren die Phantaſie ſo leicht auf Abwege bringt. Nervenſchwache Menſchen endlich — — ſollen die die Gefäße jener geheimen Kräfte der menſchlichen Seele ſeyn? — O welche erbärmliche Maſchinen hätte dann die Natur zur Darſtellung ihrer Geheimniſſe gewählt, und wie wenig könnte die Vernunft ſolchen Kräften trauen, die erſt durch eine Erſchlaftheit der Menſchennatur ſichtbar werden könnten.

Unterdeſſen ſcheinen unſre aufgeklärten Zeiten in der That jenen ſonderbaren unpſychologiſchen Satz allgemein machen zu wollen, daß die Größe und Erhabenheit der Menſchennatur erſt durch gewiſſe vorhergegangene Erſchlaffungen der Vernunft ſichtbar werden können, und daß, um die Vollkommenheit derſelben kennen zu lernen, allerlei ungewöhnliche Kriſen der Empfindung vorhergehn müßten. Dieſen Irrwahn haben nicht bloß die Bremiſchen Geſchichten einer ſonderbaren Gattung des neumodiſchen Wahnwitzes befördert, ſondern es ſind mehrere Umſtände zuſammengekommen, ſelbſt von Seiten der religiöſen Schwärmerei, um jenen Unſinn gültig zu machen. Eine natürliche Folge unſrer

neuen

neuen ſchwärmeriſchen Religionsbegriffe, die alles auf bloße Empfindungen reduciren wollen, und eben dadurch jedem ſchwachen Kopfe Gelegenheit geben, ſich den Geſetzen eines vernünftigen Nachdenkens über religiöſe Gegenſtände zu entziehn, und ſeiner verworrenen Einbildungskraft, das, was das Größte, Erhabenſte und Heiligſte an dem Menſchen iſt, — ſeine geſunde Vernunft aufzuopfern.

Fortſetzung des Lebens des H. Cardans.

„Als ich mehr zum Knaben heranwuchs, und ſich obige Erſcheinungen verloren hatten, ſo traten zwei andre an ihre Stelle, die hernach beſtändig blieben, und noch jetzt vorhanden ſind, obgleich, nachdem ich meine Probleme geſchrieben, und meinen Freunden bekannt gemacht hatte, eine jener Erſcheinungen bisweilen aufhörte. Die eine beſteht darin, daß ich, ſo oft ich die Augen gen Himmel richte, den Mond ſehe; die andre ſonderbare Eigenſchaft iſt die (welche ich zufällig bemerkt habe), daß, wenn ich dazwiſchen komme, wenn ſich leute ſtreiten, kein Blut vergoſſen, auch keiner verwundet wird. Ich habe mich daher mit Vorbedacht zwiſchen Zänker und Aufrührer gemiſcht, und es iſt niemals einer dann verwundet worden. Wenn ich in Geſellſchaft mit Jägern wär, ſo habe ich ſogar bemerkt, daß das Wild weder durch Spieſſe, noch durch Hunde verwundet wurde, und ich habe mich hierin nie getäuſcht; ſo daß, als ich einſtmals den Fürſten Miglovani auf die Jagd begleitete, und ein Haaſe gefangen wurde, den man den Zähnen der Hunde entriß, derſelbe ganz unbeſchädigt war, worüber alle erſtaunten. Bloß bei freiwilligen Abzapfungen des Bluts, und bei Hinrichtung öffentlicher

Verbrecher äuſſert ſich jene ſonderbare Eigenſchaft meiner Natur nicht.“ —

„Etwas anders ganz ſonderbares in meinem leben iſt auch das, daß ich dann aus meinen traurigen lagen herauskam, wenn gar keine Hülfe mehr da zu ſeyn ſchien. Und ob dies gleich ganz natürlich zuging, ſo machte doch die Art und Weiſe, daß es häufig, ja beſtändig ſo kam, daß man es übernatürlich nennen mögte.“ — (Eben ſo, ob gleich das obige Geſicht mit dem Hahn natürlich zuging, ſo war es doch wunderbar, daß das nämliche Geſicht ſo und auf die nämliche Art wiederkam.) *)

Ich will noch zwei Beiſpiele erzählen, wie ich auf einmal durch eine beſondre leitung des Himmels aus meiner traurigen lage herausgeriſſen wurde. Es war 1543 im Sommer, um welche Zeit ich täglich gewohnt war, das Haus des Ant. Vicomerati, eines Patriciers unſrer Stadt, zu beſuchen, und daſelbſt den ganzen Tag hindurch Schach zu ſpielen.

*) Ein lebhaftes Bild der Imagination, das ſich durch irgend einen Umſtand tief der Seele eingedrückt hat, pflegt im Wachen ſowohl als im Schlafen augenblicklich wieder zu erſcheinen, daher das öftere Träumen von dem Hahn, da die Idee ohnedas mit einer innern Furcht verbunden war, ſehr natürlich zuging. P.

Wir ſpielten um ein bis vier Realen jedes Spiel, ſo daß ich, da ich zu ſiegen gewohnt war, faſt jeden Tag ein Goldſtück, bald auch mehr, bald weniger mit wegtrug. Der Mann gab ſein Geld gern, und ich hatte einen doppelten Gewinn, mein Gold und meinen Sieg im Schachſpiel. Ich kam aber dadurch ſo herunter, daß ich ſchon über zwei Jahre weder auf meine Künſte, noch auf meinen Verdienſt, noch auf meinen Ruf und die Studien Rückſicht genommen hatte. Eines Tags, gegen Ende des Auguſts, nahm mich der Mann, entweder weil ſein öftres Verlieren im Spiel ihn zu gereuen anfing, oder weil er ſahe, daß ich von meinem Vorſatz auf keine Art abgebracht werden konnte, vor, und zwang mich zu ſchwören, daß ich niemals des Spiels wegen wiederkommen wollte. Ich ſchwur bei allen Göttern, und von dieſem Tage an legte ich mich ganz auf die Studien."

(Ein andermal nöthigt ihn der Einſturz ſeines Hauſes ſein Vaterland zu verlaſſen.)

„Ich will noch ein Beiſpiel, obgleich von einer etwas andern Art, erzählen. Ich lag eben an einem Bruſtgeſchwür krank, woran ich ſchon oft bis zur Verzweiflung gelitten hatte, und las in den Collectaneen meines Vaters, wenn jemand des Morgens früh um acht Uhr den 1ſten April die Mutter Maria mit gebeugtem Knie und dem Vater Unſer und

und mit dem engliſchen Gruß die heil. Jungfrau anriefe, daß ſie bei ihrem Sohn um eine erlaubte Sache eine Fürbitte einlegen mögte, man ſeine Bitte erfüllt ſehn würde. Ich bemerkte den Tag und die Stunde, verrichtete mein Gebet, und wurde noch in dem nämlichen Jahre kurirt. Lange Zeit drauf wurde ich auch auf die nämliche Art vom Podagra kurirt; ob ich mich hierbei auch gleich der Arzneikunſt bediente."

„Nun will ich auch noch vier ſehr ſonderbare Phänomene in Abſicht meines älteſten Sohns anführen, davon ſich das eine an ſeinem Tauftage, das andre in ſeinem letzten Lebenjahre, das dritte in der Stunde, als er ſein Verbrechen, warum er hingerichtet wurde, bekannte, das vierte vom erſten Tage ſeiner Gefangenſchaft an, bis an ſeinen Todestag, ereignet hat."

Man höre folgende abergläubige Grillen eines Mannes, der übrigens als ein ſo großer Kopf, als ein Prodigium der Gelehrſamkeit bekannt iſt. —

„Mein älteſter Sohn war 1534 gebohren. Als er getauft war, ſchien die Sonne ſehr hell in's Zimmer, — um die fünfte und ſechſte Stunde des Tages. Alle waren nach der Gewohnheit bei der Wöchnerinn gegenwärtig, das Kind und die Wärterinn ausgenommen. Der Vorhang war vom Fenſter

weg-

weggenommen, und hing an der Wand, als auf einmal eine große Horniß hereinkam. Sie umflatterte das Kind, alle Anweſende fürchteten ſich, ſie that aber keinem etwas, ſondern flog mit einem ſo heftigen Geräuſch gegen den Vorhang, als wenn eine Trommel geſchlagen würde. Wir liefen hinzu; fanden nichts, und doch hatte ſie auch nicht hinauskommen können, da wir ſie genau mit unſern Augen verfolgten. Alle prophezeihten daraus nichts Gutes; aber keiner muthmaßte doch einen ſo traurigen Tod des Kindes.“

„In dem Jahre, als mein Sohn umgebracht wurde, ſchenkte ich ihm ein neues ſeidenes Kleid, wie es die Aerzte zu tragen pflegen. Mit dieſem Kleide ging er eines Sonntags vor das Thor, wo ſich ein Fleiſcher aufhielt. Eins ſeiner Schweine ſprang aus dem Kothe auf, rannte auf meinen Sohn zu, und beſchmuzte ihn ſo abſcheulich, daß die Fleiſcher und Nachbarn mit Spieſſen das Schwein wegzutreiben ſuchten, bis mein Sohn ſich endlich ſelbſt durch die Flucht von ihm befreite. Wider ſeine Gewohnheit kam er ſehr betrübt zu mir, erzählte alles, und fragte: was das Ding zu bedeuten hätte? Ich antwortete ihm: er mögte ſich in Acht nehmen, daß, da er ein ſo ſchweiniſches Leben führe, er nicht auch einmal ein ſolches Ende nehme! — ob er gleich, ſein Würfelſpielen und ſeine Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken ausgenommen, der beſte Junge war, und ein ſchuldloſes Leben führte.

Es

„Es war im Hornung, und der Anfang des nächſtfolgenden Jahrs, als ich mich zu Pavia aufhielt, und dort Collegia las, als ich von ungefähr meine Hand beſah, und unten an meinem rechten Goldfinger das Bild eines blutigen Schwerdtes erblickte. Ich gerieth in ein plötzliches Schrecken. Den nämlichen Abend kam ein Bote zu Fuß mit Briefen von meinem Schwiegerſohn, worin er mir meldete, daß mein Sohn gefangen ſey, und daß ich nach Mailand kommen mögte. Von dieſem Tage an ließ ſich dieſes Zeiches dreiundfunfzig Tage lang ſehen, es ſtieg immer höher. Am letzten Tage war es bis zur oberſten Fingerſpitze hinaufgerückt, und ſah flammend blutroth aus. Ich, ob ich gleich nicht ſo etwas vermuthete, war vor Schrecken doch ganz auſſer mir, wußte nicht, was ich ſagen oder denken ſollte, — um Mitternacht wurde mein Sohn mit einem Schwerdte hingerichtet, den Morgen drauf war das Zeichen auf meinem Finger faſt ganz verſchwunden, den Tag drauf war nichts mehr davon zu ſehn.“

„Beinahe zwanzig Tage vorher, als er gefangen ſaß, ſtudirte ich in meiner Bibliothek, und hörte eine Stimme, als wenn jemand etwas Bejammernswürdiges bekannte, das bald ein Ende nehmen ſollte; es war, als wenn mir das Herz geöffnet, zerfleiſcht und aus dem Leibe geriſſen würde. Wüthend ſprang ich auf, lief in den Hof, fand da Leute, von denen

nen ich das Haus gemiethet hatte, und ſchriee laut aus (indem ich wohl wußte, wie ſehr ich meinem Sohn helfen konnte, wenn er ſein Verbrechen nicht eingeſtehn, oder gar daran unſchuldig ſeyn würde,): „Ach! weil er ſich des Todes ſeiner Frau bewußt iſt, und ihn nun bekannt hat, ſo wird er zum Tode verdammt und mit dem Beil hingerichtet werden.“ Ich kleidete mich ſogleich an und ging auf den Markt, wo ich meinen Schwiegerſohn ſehr traurig fand. Wo wollen Sie hin? fragt' er. Ich beſorge, war meine Antwort, daß mein Sohn alles bekannt hat. So iſt's, erwiederte er, er hat eben alles bekannt; ich hatte jemand ausgeſchickt, der horchen ſollte, und dieſer hat mir den ganzen Verlauf der Sache erzählt.“

„Zu andern Eigenheiten meiner Natur gehört auch die, daß mein Fleiſch bisweilen wie Schwefel und Weihrauch riecht.“

„Auch dies war ſonderbar an mir, daß ich, da frei von Sorgen war, ſelbſt mit Beihülfe meiner Lehrer, weder den Archimedes noch Ptolomäus verſtehn konnte; im hohen Alter hingegen, dreiſſig Jahre darnach, von Geſchäften umringt, von Sorgen gehindert, hab' ich beide, ohne andre Beihülfe, deutlich verſtehn können.“

Es wird ſelten ein großer Mann ohne einen kleinen Aberglauben irgend einer Art gefunden werden.

den. Die Aufgeklärtheit der Vernunft, der Scharfſinn des Geiſtes ſchützt nicht immer vor allerlei Vorurtheilen, die man entweder ſchon in der Jugend eingeſogen hat, oder in ſpätern Jahren aus einer gewiſſen Anhänglichkeit an dem Wunderbaren anzunehmen pflegt, ſonderlich wenn ſich Privatneigungen bei Annahme jener Vorurtheile mit in's Spiel miſchen. Jeder große Kopf ſcheint irgend eine Stelle an ſich zu haben, die man nicht ſtark berühren darf, ohne ſehr deutliche Vernunftblößen, ich will nicht ſagen, ohne eine kleine Tinktur von Wahnſinn zu bemerken. Die menſchliche Seele hat gleichſam ihre Fächer; — mehrere können mit den vortreflichſten Kenntniſſen und mit einer lichtvollen Helle der Vernunft angefüllt ſeyn; aber ein einziges kann dem ungeachtet Unſinn enthalten. Daher das unbegreifliche Eclipſiren ſo vieler vortreflichen Köpfe, daher das unbegreifliche Ankleben derſelben an gewiſſen, ſonderlich Religionsirrthümern, daher ihr Scharfſinn in andern Fächern, z. B. in der Mathematik, und ihr blinder Glaube an theologiſche Wahrheiten, die der Vernunft ſchnurgrade entgegen ſtehn.

Cardan *) vereinigte in ſeinem Kopfe eine ungeheure Maſſe gelehrter Kenntniſſe. Leſſing ſchätzte ihn

*) Leibnitz ſagt von ihm: Qui étoit effectivement un grand homme avec tous ſes défauts, & auroit été incomparable ſans ces défauts. E. Théodicée pag. 435.

ihn erſtaunlich hoch, und ſeine Schriften verrathen oft eine durchdachte Philoſophie, die man in damaligen Zeiten nicht hätte erwarten ſollen. Aber bei ſeinen vortreflichſten Gedanken, ſonderlich in der praktiſchen Philoſophie, bei ſeiner großen Menſchenkenntniß, bei ſeiner reifen lectüre der Alten ſieht man dem ungeachtet immer einen Schwärmer, der ſich Dinge erträumte, die nicht waren, und die doch in ſeinen Augen ſonnenklare Wahrheiten zu ſeyn ſchienen. Seine Neigung zum Sonderbaren, die in tauſend phyſiſchen und moraliſchen Stimmungen ſeiner Natur ihren Grund haben mogten, hielt ihm ſehr oft ein falſches Glas vor, durch welches er anders als andre Menſchen ſah. Eine ſtete Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und die Würkungen ſeiner Phantaſie, ließ ihn Wunderdinge an ſich wahrnehmen, die ganz natürlich zugingen, und ſeine Kränklichkeit des Körpers erzeugte nach und nach in ihm eine Eigenthümlichkeit der laune, über die er nicht mehr Herr zu werden vermogte. Zugleich lag der Grund zu ſeinen vielen und ſonderbaren Ideen mit in den Umſtänden des damaligen Zeitalters, und in der Art, wie man ſich damals gelehrte Kenntniſſe erwarb. Wer irgend einen Ruf als Gelehrter haben wollte, mußte ſich mit auf die Aſtrologie legen, was ſonderlich im ſechszehnten Jahrhundert in Italien der Fall war. Dieſe Wiſſenſchaft, welche bei den meiſten in eine bloße Sterndeuterei ausartete, verwirrte damals ſehr viele Köpfe, und gewöhnte

ſie

ſie leicht an den Gedanken, zukünftige Dinge vor-herſehn zu können, und lenkte auf ihre Verehrer eine ängſtliche Aufmerkſamkeit in Abſicht der Schickſale ihres Lebens. An eine geſunde, von ſo vielen phyſiſchen Hypotheſen gereinigte, Philoſophie war überhaupt genommen noch nicht zu gedenken, der Glaube an geheime Wunderkräfte der Natur beherrſchte noch alle gelehrte Köpfe, und der geheime Stolz ſtellte deswegen eine Menge von ſonderbaren Männern damaliger Zeit auf, die an ſich auſſerordentliche Dinge wahrgenommen haben wollten, worunter Cardan gewiß den erſten Platz behauptet.

Es ſind ſchon in dem Vorhergehenden eine Menge dergleichen ſonderbarer Phänomene von Cardan erzählt worden. Manches Ueberflüſſige, was nicht hierher gehört, hab' ich aus ſeiner Erzählung ausgelaſſen. Vielleicht dürfte die Fortſetzung ſeiner Lebensbeſchreibung manchem Leſer des Magazins noch intereſſanter als das vorhergehende vorkommen, indeß glaub' ich, wird doch keiner ſich von ihm hinreiſſen laſſen, ſeinen Träumereien Glauben beizumeſſen, ſondern wird ſein Leben immer aus dem Geſichtspunkte eines auſſerordentlichen gelehrten Schwärmers betrachten.

Im 37ſten Kapitel ſeiner Biographie fährt er fort die ſonderbaren Eigenſchaften, die er an ſich wahrgenommen, zu erzählen, wozu denn auch ſeine

Träume gehören, die nach ſeiner Meinung ſehr richtige Vorbedeutungen ſeiner Schickſale geweſen ſind. Wie leicht konnte ſich Cardan eine Erfüllung derſelben erträumen, da ihm unzählige Unglücksfälle Gelegenheit gaben, ſie auf gewiſſe vorhergehabte Traumbilder zu appliciren!

„Um das Jahr 1534, da ich mich noch zu nichts beſtimmt hatte, und meine Sachen ſehr ſchlecht ſtanden, ſah' ich mich einſt des Morgens im Traume, als ob ich am Fuße eines mir rechter Hand liegenden Berges umher lief. Zugleich erblickte ich eine ungeheure Menge Menſchen von allerlei Ständen, Geſchlechtern und Altern, nämlich von Weibern, Männern, Greiſen, Knaben, Kindern, Armen und Reichen, die alle verſchieden gekleidet waren. Ich fragte, nach welchem Ziele wir nun eigentlich alle liefen? und einer von denſelben antwortete mir: zum Tode! Ich erſchrack. Da ich grade den Berg zur linken Hand hatte, wand mich ſo, daß ich ihn zur rechten bekam, und fing an, die Weinreben, welche von der Stelle an, wo ich ſtand, bis in die Mitte des Berges mit dürren Zweigen, wie im Herbſt, bedeckt und ohne Trauben waren, zu ergreifen und auf den Berg hinanzuklettern. Anfangs ging es ſehr mühſam, da der Berg oder Hügel am Fuße ziemlich ſteil war; als ich aber die ſteile Stelle überſtiegen hatte, wurde es mir vermöge der

Weinreben leicht hinaufzuſteigen. Ich kam auf den Gipfel und erblickte, indem ich begierig war, über denſelben fortzuſchreiten, eine Menge nackter und ſteiler Steinklumpen, und es fehlte nicht viel, daß ich mich nicht in die tiefe Erde warf, und in den finſtern Abgrund hinabſtürzte; ſo daß mich dieſer Traum, obgleich ſchon funfzig Jahre verfloſſen ſind, wenn ich daran denke, noch erſchreckt und traurig macht. Ich wand mich daher zur Rechten, ging weiter, ohne daß ich vor Furcht wußte, wohin, und erblickte mich endlich im Vorhofe eines Bauerhauſes, welches mit Spreu, Binſen und Schilf bedeckt war, und führte einen Knaben von ungefähr zwölf Jahren in einem aſchfarbigen Kleide an meiner rechten Hand, — wo ich dann erwachte."

Nun höre man, wie Cardan ſich ſelbſt dieſen Traum, der ein ganz gewöhnlicher Traum war — erklärt und auslegt. Dieſer Traum deutete offenbar die Unſterblichkeit meines Namens, meine beſtändigen und ungeheuren Arbeiten und Mühſeligkeiten, mein Gefängniß, meine große Furcht und Traurigkeit, meine harte Lage wegen der Steine, meinen fruchtloſen Zuſtand wegen des Mangels an Bäumen und nützlichen Kräutern, aber doch auch meiner einſtweilen angenehmen, einförmigen und beſſern Schickſale an. Mein Traum hat mich belehrt, daß ich einen beſtändigen Ruhm haben würde; denn die Weinreben bringen eine jährliche Ernd-

te. Der Knabe zeigte meinen guten Schutzgeiſt an, oder vielleicht auch meinen Enkel. Das Bauerhaus in der Einöde, die Hoffnung zur Ruhe. — Der Schrecken und der Abgrund, den ich erblickte, hat den Fall meines Sohns anzeigen können.“

„Ein andermal träumte es mir, als ob ich vom Körper getrennt im Mondhimmel war, und mich über meinen einſamen Zuſtand beklagte, als ich auf einmal folgende Stimme meines Vaters vernahm: Ich bin dir von Gott zu deinem Wächter gegeben. Alles iſt hier voll von Seelen, die du aber nicht ſiehſt, ſo daß du weder mit mir noch mit ihnen reden kannſt. Du wirſt aber in dieſem Himmel ſiebentauſend Jahre bleiben, und eben ſo lange in den andern Planeten, bis zum achten, alsdann wirſt du in's Reich Gottes eingehn! Dieſen Traum hab' ich mir ſo ausgelegt: Die Seele meines Vaters zeigte meinen Schutzgeiſt, der Mond die Grammatik, Mercur die Geometrie und Arithmetik, Venus die Muſik, die Weiſſagungsgabe und die Dichtkunſt, die Sonne die Sittenlehre, Jupiter die Naturlehre, Mars die Medicin, Saturn den Ackerbau, die Kräuterkunde und die übrigen geringern Wiſſenſchaften, der achte die Erndteleſe, nämlich die Weisheit und andre Studien u. ſ. w. an.“

Er erzählt noch einige andre Träume, die wir übergehn können. Merkwürdig iſt's, mit welcher Ueber-

Ueberzeugung, daß jenes alles auf eine wirklich wunderbare Art und auf eigenthümliche Veranlaſſung Gottes geſchehn ſey, er ſeine Traumerzählung ſchließt. „Zu meinen Verdienſten, ſagt er, kann man alles dies nicht rechnen. Es ſind Geſchenke Gottes, der keinem etwas, am wenigſten mir, ſchuldig iſt. Diejenigen irren ſich auch gröblich, welche ſich einbilden, daß jene Dinge von mir aus einer eiteln und mächtigen Ruhmbegierde, wovon ich ganz entfernt bin, erſonnen worden wären, — und warum ſollte ich endlich das Gute, was ich nicht durch mich, ſondern durch Gottes Gnade beſitze, mit ſolchen Märchen und Fabeln zu verunſtalten ſuchen?"

Im 38ſten Kapitel berührt er fünf beſondre Eigenſchaften, durch welche er unterſtützt worden iſt.

„Bisher, fährt er fort, hab' ich von mir als einem Manne geſprochen, der ſogar bisweilen unter andern Menſchen in Abſicht ſeiner Natur und ſeiner Wiſſenſchaft ſtand. Nun will ich aber von meiner in der That wunderbaren Natur reden, die um ſoviel bewundernswürdiger iſt, da in mir etwas liegt, wovon ich nicht weiß, was es iſt, was nicht aus mir durch eigne Kräfte hervorgebracht wird, was meine Kräfte überſteigt, und was ich am Ende des 1526ſten Jahres oder am Anfange des folgenden entdeckt habe, ſo daß ſeit

der Zeit 46 Jahre verfloſſen ſind. Ich nehme nämlich wahr, daß etwas von auſſen mit einem Geräuſch, und zwar grade von der Seite in mein Ohr ſchallt, wo von mir geſprochen wird. Iſt's etwas Gutes, ſo gelangt es, es mag nun von der rechten oder linken Seite herkommen, in mein rechtes Ohr, und macht ein ordentliches Geräuſch; iſt's etwas Böſes, ſo iſt das Geräuſch tumultuariſch, und kommt grade von der Stelle her, wo die tumultueriſchen Stimmen entſtehn. Wenn die Sache öfters übel abläuft, ſo wird die Stimme, da ſie auf der linken Seite geendigt werden ſollte, angeſtrengter, und die Töne vermehren ſich.“ Er erzählt noch mehr von dieſer Gabe, fremde Stimmen zu hören, welche mit dem 1568ſten Jahre verſchwand; ferner behauptet er, daß er vermöge der Träume kurz bevorſtehende Dinge (33 Jahre lang) habe vorherſehn können. Was er von einem gewiſſen Glanze ſagt, der ihn gegen ſeine Nebenbuhler geſchützt, und zu ſeinen Arbeiten und Geſchäften auf eine angenehme Art aufgeholfen habe, iſt wie ſo vieles, was er über ſeine geheimen Kräfte geſchrieben hat, unverſtändlich, ob er gleich jenen Glanz, wo nicht für eine wirklich göttliche Sache, aber doch für ein Meiſterſtück der menſchlichen Natur erklärt. Cardan glaubt, daß ihm jene Eigenſchaften von Gott zum Troſte bei ſeinen mannichfaltigen Leiden gegeben worden ſind, und führt noch zuletzt im 38ſten Kapitel an, daß auch dies ein ſehr ſonderbares Phänomen geweſen

ſen

ſen ſey, daß er nie von ſeinem Unglück befreit worden, als bis er habe verzweifeln wollen, bis keine Hoffnung mehr für ihn dageweſen ſey, und daß er dann immer in neue Abgründe hinabgeſtürzt ſey, wenn es mit ihm gut geſtanden. „Mein Leben, ſagt er, glich einem Schiff mit drei Ruderbänken, daß bei den Ungewittern bald in den tiefſten Abgrund geworfen, bald auf die höchſten Wogen hinaufgeſchleudert wird. O wie oft hab' ich bei mir dieſes mein klägliches Schickſal beweint! — nicht nur, weil alles ſehr übel ging, und alle Hoffnung verſchwunden war, ſondern weil ich auch meine Schickſale nicht ſo einrichten konnte, wie ich wollte, und keinen Ausweg zu meiner Rettung vor mir ſah. — Aber nach zwei bis drei Monaten war alles ohne meine Bemühung und mein Zuthun verändert u. ſ. w.

Kap. 39. handelt von ſeiner Gelehrſamkeit.

„Ich habe die Sprachkunſt, ſo wie auch das Griechiſche, Franzöſiſche und Spaniſche nie gelernt, bin aber, ich weiß nicht wie, zur Kenntniß dieſer Sprachen gelangt. (An einem andern Orte ſagt er ausdrücklich, daß er die lateiniſche Sprache durch eine Art Wunderwerk auf einmal gelernt.) Eben ſo wenig hab' ich von der Rhetorik, Optik und der Wiſſenſchaft von Gewichten verſtanden, indem ich gar keinen Fleiß darauf gewandt. Die Aſtronomie iſt mir auch unbekannt geblieben, weil ſie mir

zu ſchwer ſchien, deſto eifriger und bis zur Narrheit hab' ich die Muſik getrieben, und mich nicht minder in der Theorie verloren Auf die Geographie, die polemiſche Philoſophie, Moral, Jurisprudenz und Theologie hab' ich mich nicht gelegt, weil ſie zu weitläuftige und von meinem Plan entfernte Wiſſenſchaften ſind, und den ganzen Fleiß eines Mannes erfoderten. Ich habe aber mich doch auch mit keiner böſen, ſchädlichen und eiteln Wiſſenſchaft abgegeben, daher ich mich der Chirometrie, der Kunſt Gifte zu bereiten und Chymie, ſo wie auch der Phyſiognomie enthalten habe, weil leztere eine weitläuftige, höchſt ſchwere Sache iſt, ein ſtarkes Gedächtniß und ſcharfe Sinne nöthig hat, die mir fehlen. Mit der Magie, welche ſich auf Zaubereien gründet, mit Citiren der Geiſter oder Verſtorbenen hab' ich mich auch nicht beſchäftigt. Unter den lobenswürdigen Wiſſenſchaften hab' ich vernachläſſigt die Botanik, weil mir das Gedächtniß fehlte, den Ackerbau, weil man ihn mehr praktiſch üben, als bloß im Kopfe haben muß; die Anatomie, wovon mich vieles abgeſchreckt hat. Verſe hab' ich auch nicht gemacht, auſſer wenn es nöthig war, und das ſehr wenige. Warum mögen mir nun ſo viele Wiſſenſchaften zugeſchrieben worden ſeyn, woran ich nicht gedacht habe, wenn man nicht meinen Ruf in der Medicin dadurch hat veringern wollen?

Pluribus intentus minor eſt ad ſingula ſenſus.

Auf

Auf die Aſtrologie, welche künftige Dinge vorherzuſagen lehrt, hab' ich mich mehr, als ich geſollt, gelegt, und ihr zu meinem Unglück Glauben beigemeſſen. Von der natürlichen Aſtrologie hab' ich keinen Gebrauch gemacht, denn ich habe ſie erſt ſeit drei Jahren, nämlich in einem Alter von ungefähr 71 Jahren, erlernt.

„Die Wiſſenſchaften, die ich aber wirklich verſtanden habe, ſind folgende: die Geometrie, Arithmetik, theoretiſche und praktiſche Medicin, die Dialektik, die natürliche Magie, das Schachſpiel, die lateiniſche und andre Sprachen, theoretiſche Muſik. Die Schiffskunſt hab' ich nicht gelernt, auch nicht die Kriegs- und Baukunſt. — Wenn man alle vorzügliche Wiſſenſchaften auf ſechsunddreiſſig rechnet: ſo hab' ich mich um ſechsundzwanzig derſelben gar nicht bekümmert, ſondern nur zehn davon getrieben. Verſchiedne haben mir aber eine größre Kenntniß und Erfahrung zugeſchrieben, wegen der Darſtellung meiner Ideen, welche durch ein tiefes und feſtes Nachſinnen, und die Verbindung mit mehrern richtig verſtandenen Sachen unterhalten wird. — Zu der Anzahl jener zehn Wiſſenſchaften rechne ich nun noch die Kenntniß ſehr vieler Geſchichten, welche, ob ſie gleich keine eigentliche Wiſſenſchaft ausmacht, doch viel zur Zierde deſſen, was darin enthalten iſt, gereicht. Ich muß noch dies hinzuſetzen, indem ich zugleich einen jeden

ermahne, daß man ſich eher mit wenigem als mit vielem, aber mit anhaltendem Fleiß beſchäftigen müſſe. Vorzüglich muß man vor allen Dingen diejenigen Kenntniſſe ſuchen, welche dem menſchlichen Geſchlecht, und zuvörderſt uns ſelbſt, nützlich ſind; muß zuſammenhängende und wahre Prinzipien annehmen, die alten nicht aus Haß oder Ehrgeitz verlaſſen, ſondern bald die bald jene als die beſten verſuchen. Ob du dich gleich berühmt zu machen oder einen Vortheil daraus zu ziehn ſuchſt, ſo iſt's doch beſſer, eine neue Wahrheit vollkommen zu bearbeiten, als tauſend zu verfolgen und — nichts zu Stande zu bringen.“

Das 40ſte Kapitel ſeines Buchs handelt von ſeinen glücklichen Curen, die er an ſehr vielen Kranken verrichtet, und deren Anzahl er auf 180 rechnet. Er betheuert, daß er auch hier nichts aus Ruhmbegierde oder mit Unwahrheit geſagt habe.

Es war der 22ſte December 1557, da mir es ſehr wohl zu gehn ſchien. Es war Mitternacht, ich hatte noch nicht einſchlafen können, als ich aber einſchlafen wollte, kam es mir vor, als wenn mein Bette und das ganze Schlafzimmer eine Erſchütterung litte. Ich glaubte, es wär' ein Erdbeben. Endlich überfiel mich der Schlaf, und ich fragte, ſobald es Tag geworden war, den Simon Soſia,

der

der jetzt hier zu Rom lebt, und in einem Rollbette lag, ob er etwas gemerkt habe? Eine Erſchütterung der Stube und des Bettes, war ſeine Antwort. Um welche Zeit? fragt' ich weiter; um ſechs oder ſieben Uhr, erwiederte er. Ich begab mich darauf auf den Markt, und erkundigte mich bei mehrern, ob ſie in der vergangenen Nacht ein Erdbeben verſpürt hätten? Keiner bejahete es. Ich ging nach Hauſe, und ſiehe! ein Bedienter kam ſehr traurig zu mir gelaufen, und erzählte mir, daß Johann Baptiſta (mein Sohn), die Brandoria Serona, ſeine Geliebte, die aber äuſſerſt arm war, zum Weibe genommen habe. Hinc dolor, hinc lachrymae! Ich gehe zu ihm, und finde, daß alles geſchehn iſt. — Ich hielt es für einen göttlichen Wink, welcher mir des Nachts den am vorhergehenden Abend gefaßten Entſchluß meines Sohns habe entdecken wollen; denn ſobald es Tag geworden war, ging ich zu meinem Sohn, eh' er das Haus verließ, und ſagte ihm: (nicht bloß weil ich durch jene Erſcheinung aufmerkſam gemacht wurde, ſondern er mir ſelbſt ſehr zerſtreut vorkam,) Mein Sohn, nimm dich heute in Acht, damit du nicht ein großes Unglück ſtifteſt. Ich weiß noch die Stelle, wo ich's ihm ſagte, ich war an der Thür, weiß aber nicht, ob ich etwas von der Erſchütterung hinzufügte. Nicht lange darauf fühle ich nochmals, daß das Zimmer bebt; ich fühle mit der Hand um

mich

mich her, und merke, daß mir das Herz heftig klopft; denn ich lag auf der linken Seite. Ich wandte mich um, und das Beben des Zimmers und das Herzklopfen hörte auf. Ich legte mich wieder auf die linke Seite, und beides kam wieder, daher ich denn ſchloß, daß eins aus dem andern entſtand. Ich wußte wohl, daß das Beben der Stube und des Bettes vermöge des Herzklopfens eine natürliche Erſcheinung war, ich ſah' aber nicht ein, wie die erſte Erſchütterung entſtanden ſeyn ſollte; ich habe nur bemerkt, daß ſie eine doppelte Erſchütterung war, eine natürliche, welche aus dem Klopfen des Herzens entſtand, und eine andre, die durch meinen Schutzgeiſt, vermöge des erſten, hervorgebracht wurde. —

Ein ähnlicher Zufall trug ſich 1531 zu. Eine ſanfte Hündinn bellte wider ihre Gewohnheit unaufhörlich fort; — die Raben ſaßen auf dem Dachgipfel und krächzten ungewöhnlich; — ein Knabe ſpaltete Holz, und es ſprangen Feuerfunken heraus, — — ich heiratete plötzlich meine Frau, und ſeit der Zeit iſt mir viel Uebels begegnet. Doch, ſetzt der große, aber äuſſerſt abergläubige Mann hinzu, waren nicht alle dergleichen Dinge von einem göttlichen Einfluſſe. Denn als ich ungefähr dreizehn Jahr alt war, ergrif auf dem Ambroſiſchen Felde ein Rabe meine Rockfalte, und wollte ſie nicht los

laſſen,

laſſen, ob ich ihn gleich mit Gewalt mit mir fortzog, und wegjagen wollte, und doch iſt mir damals viele Jahre hindurch, ſo wie auch den Meinen, nichts Uebels begegnet.

„In meiner Jugend konnt' ich auch das, was in der Stube war, im Finſtern eben ſo gut ſehn, als wenn ich Licht gehabt hätte. Aber nicht lange nachher iſt dieſe Fähigkeit verſchwunden.“

Es iſt unbegreiflich, welche Kleinigkeiten der Menſch für gewiſſe Vorherbedeutungen halten kann, wenn einmal ſeine Seele an den Glauben an dergleichen Dinge gewöhnt iſt. Im Februar 1565 brennt ihm das Bette zweimal an, und daraus macht er den Schluß, daß er nicht in Bononien bleiben würde. 1552 ſteigt eine ſtille Haushündinn, die zu Hauſe geblieben iſt, auf den Tiſch, und reißt ſeine Hefte zu öffentlichen Vorleſungen entzwei, läßt hingegen ſein Buch de fato, welches näher vor ihr lag, unberührt liegen, und dies ſoll dann wieder ein Vorzeichen geweſen ſeyn, daß er am Ende des Jahrs aufgehört habe, acht Jahre lang keine öffentlichen Vorleſungen zu halten. Ein andermal löſt ſich die Binde auf, woran ein Smaragd an ſeinem Halſe angehängt iſt; noch ein andermal findet er, daß die Ringe, welche er an ſeinen Fingern trug, alle an einem einzigen ſitzen, und dies hält er dann

wiederum

wiederum für Vorbedeutungen ſeiner Einkerkerung und Befreiung, ſo wie andrer Uebel, die darauf erfolgt ſind.

Vornehmlich ſchreibt ſich Cardan eine Fähigkeit zu, den Ausgang der Krankheiten auf's gewiſſeſte vorhergeſehn und beſtimmt zu haben, was die eigentliche Urſache des Todes ſeyn würde. Er ſtellt darüber mit vielen koſtbare Wetten an, und er gewinnt ſie jedesmahl. Er führt noch ein Paar ſonderbare Beiſpiele ſeiner Vorherſehungsgabe im 43ten Kapitel ſeines Buchs an.

Ein gewiſſer J. St. Biſſo glaubte, daß ich die Chiromantie verſtünde; er kam zu mir und bat mich, daß ich ihm etwas in Abſicht ſeines Lebens prophezeihn mögte. Ich erwiederte, ſeine Bekannten hätten ihn betrogen, ich ſey kein Chiromant; demungeachtet dringt er in mich, und ich erkläre: daß er es mir nicht übel nehmen möge, wenn ich ihm etwas ſehr hartes vorherſagen würde, — er ſtehe in Gefahr, im kurzem aufgehangen zu werden. Noch in derſelben Woche wird er ergriffen, man bringt ihn auf die Folter, er läugnet ſein Verbrechen mit vieler Hartnäckigkeit, nichts deſtoweniger wurde er nach ſechs Monaten aufgehangen, nachdem man ihm vorher die Hand abgehauen hatte."

„Nicht

„Nicht ſo zufällig kann das genannt werden, was ſich mit dem Paul Euſomia, einem jungen Menſchen, und meinem ſonſtigen Alumnus zugetragen hat. Er war völlig geſund; eines Abends ließ ich mir Papier geben, und ſchrieb darauf: „daß er, wenn er ſich nicht hütete, in kurzem ſterben werde.“ Nicht Sterndeuterei, oder ein mir bekannter Streich, den man dem jungen Mann ſpielen wollte, lag bei dieſem Vorherwiſſen zum Grunde; ich gebe die Urſachen an, — binnen ſechs bis acht Tagen wird er krank, und ſtirbt in eben ſo viel Tagen darauf wirklich.“ —

„Was ſoll ich von einer andern Begebenheit zu Rom ſagen? Soviel Gäſte da waren, ſoviel können ſie noch bezeugen. Ich erklärte, daß, wenn ſie es mir nicht übel auslegen würden, ich ihnen etwas ſagen wolle. Einer aus der Geſellſchaft antwortete: Du willſt gewiß den Tod eines unter uns vorherverkündigen? Meine Antwort war: ja! Und noch in dieſem Jahre, am 1ſten December ſtarb er auch wirklich.

Im 43ſten Kapitel fährt Cardan fort die Sonderbarkeiten, die er an ſich bemerkt haben will, und die er hier gar res prorſus ſupra naturam nennt, zu beſchreiben. Ich führe auch dieſe als Beläge der erſtaunlichen Stärke einer hypochondriſchen Einbildungskraft über den Verſtand der größten Köpfe an. —

„Als

„Als ich zu Pavia ſtudirte, hört' ich einſt des Morgens, eh' ich ganz aufgewacht war, an der Wand einen Stoß; das angränzende Zimmer war ganz leer, — als ich ganz aufwachte, hört' ich den Stoß nochmals, als wenn er mit einem Hammer geſchähe. Ich erfuhr darauf, daß um die nämliche Stunde des Abends Galeazius, mein vertrauter Freund, geſtorben ſey. Doch kann die ganze Sache natürlich zugegangen ſeyn. Erſtlich kann das ganze Phänomen ſeinen Grund in einem Traume gehabt haben. Zweitens konnte das Schlagen an der Wand von einer natürlichen Urſache herrühren. Endlich drittens konnten meine Bekannten, da ſie mich wegen jenes Phänomens niedergeſchlagen ſahn, und ich aus Furcht den ganzen Tag zu Hauſe blieb, den Tod meines Freundes fingirt und auf die angezeigte Stunde verlegt haben, ob er gleich viel eher geſtorben ſeyn konnte. Daher ich die Sache auch nicht weiter wunderbar nennen will." Ganz anders urtheilt Cardan von folgenden Erſcheinungen.

Es war das 1536ſte Jahr, als ich einſt, ich glaube, es war im Julius, aus dem Speiſezimmer herausging. Ich roch ſogleich einen heftigen Geſtank, als wenn eben eine Menge Wachskerzen ausgelöſcht wären. Ich rief meinem Knaben, und fragte ihn: ob er einen Geruch empfände? O welch ein Wachsgeruch! antwortete er — ich hieß ihn ſchwei-

ſchweigen, fragte die Magd und meine Frau, alle bewunderten die Sache, meine Mutter ausgenommen, welche, wie ich glaube, wegen des Schnupfens nicht roch. Ich glaubte gleich, daß dieſes wunderbare Phänomen den Tod von jemand anzeigen müßte, ich begab mich wieder in mein Bette, konnte aber nicht einſchlafen. Aber nun trug ſich noch etwas ſeltſameres zu. Ich hörte deutlich auf der öffentlichen Straße Schweine grunzen, obgleich keine vorhanden waren, und Enten ſchnattern, welches die ganze Nacht dauerte. Von ſo vielen Erſcheinungen niedergeſchlagen, wußte ich nicht, was ich des Morgens machen ſollte. Ich lief von der Frühſtückzeit an auſſer der Stadt herum, kehre endlich wieder nach meinem Hauſe zurück, und erblicke meine Mutter, welche mich antrieb, dem vom Bliz getroffenen Nachbar zu Hülfe zu eilen, — ich lief hinzu und fand ihn todt.“

Noch eine andre Erſcheinung iſt folgende. Als meine Mutter in den lezten Zügen lag, hört' ich, ob ich gleich bei hellem Sonnenlichte nichts ſahe, funfzehn Schläge — ſo ungefähr, als wenn das Waſſer tropfenweiſe auf das Pflaſter fällt. Die Nacht vorher zählte ich von dergleichen Schlägen an die 120. Aber ich ſtand bei mir an, ob nicht vielleicht einer meiner Hausleute mir bei meiner Angſt einen Streich ſpielen wollte, weil die Schläge von der

rechten Hand kamen. — Nicht lange darauf hörte ich das Geräuſch eines mit Brettern beladenen Wagens, als ob ſie mit einmal abgeladen würden, mein Bette zitterte, und — meine Mutter war unterdeſſen geſtorben, weiß aber nicht, ſetzt er hinzu, was die Schläge bedeutet haben. Ich will das übergehn, was mir in der Mitte des Junius 1570 begegnet iſt. Es kam mir vor, als wenn jemand des Nachts bei verſchloſſenen Thüren und Fenſtern in meinem Zimmer herumwanderte.“ —

Alles Vorhergehende übertrift an ſchwärmiſcher Einbildungskraft und ungewöhnlichem Unſinn folgendes.

Wer mag wohl der Mann geweſen ſeyn, fragt Cardan, welcher mir in meinem zwanzigſten Jahre den lateiniſchen Apulejus verkaufte, und ſogleich wieder wegging? Ich war damals nur ein einzigesmal in der (lateiniſchen) Schule geweſen, hatte noch gar keine Kenntniſſe in dieſer Sprache erlangt, hatte den Apulejus bloß deswegen gekauft, weil er vergoldet war — und den andern Tag darauf war ich ſoweit in der lateiniſchen Sprache, als ich jetzt bin, hatte auch zugleich das Griechiſche, Spaniſche und Franzöſiſche mit gelernt, daß ich Bücher darin leſen konnte, — ob ich gleich von der Sprache und den grammaticaliſchen Regeln vorher nichts wußte. Im

Jahr

Jahr 1560 im Monat Mai, da ich wegen des Todes meines Sohns den Schlaf nach und nach verloren hatte, bat ich Gott, daß er ſich meiner erbarmen mögte, indem ich wegen meines beſtändigen Wachens entweder ſterben, oder wahnwitzig werden, oder mein Amt nothwendig niederlegen müſſe. — Geſchähe das letztere, ſo könnte ich nicht mehr ein ehrbares Leben führen; geſchäh' es, daß ich wahnwitzig würde, ſo würde ich ein Spott aller Leute werden, würde den Reſt meines Vermögens verzehren, und alle Hoffnung meines Unterkommens verlieren, da ich in meinem Alter meine Lebensart nicht mehr verändern könnte: — ich bäte alſo, daß er (Gott) mich möge ſterben laſſen, da dies einmal doch das Schickſal aller Menſchen ſey, — und legte mich ſogleich in's Bette. Die Stunde verſtrich langſam, ich war gezwungen, um zehn Uhr aufzuſtehn, weil ich nicht länger als höchſtens zwei Stunden im Bette bleiben konnte. Plötzlich überfiel mich aber der Schlaf, und es kam mir ſo vor, als hört' ich aus der Dunkelheit eine Stimme; woher? und von wem? ſie kam, konnte ich nicht wegen der Finſterniß unterſcheiden. Was klagſt du, worüber beunruhigſt du dich? eh' ich noch antwortete, fuhr ſie fort: über den Tod deines Sohns? Ich antwortete, ja allerdings! Darauf antwortete es mir wieder: lege den Stein, welchen du an deinen Hals gehangen, in den Mund, und ſo lange

du ihn darin hältſt, wirſt du an deinen Sohn nicht denken! Ich erwachte ſogleich, und dachte darüber nach, was mein Smaragd mit dem Nichtdenken an meinen Sohn für eine Verbindung haben könne; — ich that es, und was unglaublich ſcheinen mögte, ich vergaß alles, was meinen Sohn betraf, theils damals, als ich wieder in Schlaf kam, theils in dem darauf folgenden ganzen Jahre und einem halben. Inzwiſchen, wenn ich aß, oder öffentliche Vorleſungen hielt, und ich dann den wohlthätigen Smaragd nicht gebrauchen konnte, wurd' ich bis zum Todesſchweiß gequält."

In der Nacht vor dem 13ten Auguſt 1572 hörte ich von der rechten Seite her ein entſetzliches Geräuſch. Ich hatte Licht angezündet, wachte, und es war nicht weit von der zweiten Nachtſtunde. Es kam mir ſo vor, als wenn ein Wagen mit Brettern abgeladen würde. Ich ſehe mich um, es war im Eingange meines Schlafgemachs, wo ein Knabe ſchlief. Die Thür ſtand offen, und ich ſehe auf einmal einen Bauer hereinkommen — blicke ihn ſcharf an, und — höre von ihm folgende Worte: Te ſin caſa. Worauf er ſogleich verſchwand. Ich kannte weder die Sprache, noch ſein Geſicht, noch verſtand auch, was obige Worte ſagen wollten.

Im Monat April 1570 trug ſich folgendes zu. Als ich eben ein Gutachten für meinen Patron den Cardi-

Cardinal Morono geſchrieben hatte, war mir ein Bogen davon auf die Erde gefallen. Ich war mißvergnügt darüber, ſtehe auf, und ſiehe! das Blatt hebt ſich zugleich mit mir in die Höhe, fliegt nach dem Tiſche hin, und bleibt an ſeinem Querbalken emporgerichtet hängen. Voller Bewunderung rufe ich dem Rodülph, und zeige ihm den wunderbaren Vorfall; er ſahe aber die Bewegung nicht, und ich habe nicht begreifen können, was die Sache mag bedeutet haben.“

Cardan erzählt in dieſem Kapitel noch mehr dergleichen Hiſtörchen, und ſagt am Ende deſſelben, daß er ſehr viele nicht einmal berührt habe.

Das 44ſte Kapitel handelt von ſeinen neuen Entdeckungen in der Dialektik, Arithmetik, Naturlehre, Moralphiloſophie und Medicin. Darauf folgt im 45ſten Kapitel das lange Verzeichniß ſeiner mathematiſchen, aſtronomiſchen, phyſiſchen, moraliſchen, vermiſchten, mediciniſchen, theologiſchen und andrer Schriften. Er erinnert noch einmal, daß er öfters im Traume zum Schreiben angereizt worden ſey, und daß ihn zugleich das Verlangen, ſeinen Namen zu verewigen, dahin vermogt habe. Auſſer der ungeheuren Menge ſeiner noch verhandenen Schriften hatte er im 37ſten Jahre neun ſeiner Bücher ganz verbrannt, weil er einſahe, daß ſie

eben keinen Nutzen ſtiften würden. Im Jahr 1573 verbrannte er noch 120 Bücher, und zog nur das Beſte davon aus. So intereſſant übrigens das ganze Kapitel für den Litterator ſeyn mag, ſo zwecklos wäre es hier noch mehr von ſeinen gelehrten Arbeiten zu ſagen.

Im 46ſten Kapitel, de me ipſo überſchrieben, geſteht Cardan ein, daß es ihn, ungeachtet ſeiner unzähligen erduldeten Uebel, nicht gereut, gelebt zu haben, und ſchätzt ſich vornehmlich deswegen glücklich, daß er von ſo vielen und erhabnen Dingen eine gewiſſe und ſeltne Kenntniß beſeſſen habe, und daß er nun (in ſeinem Alter) wiſſe, daß die Natur des Menſchen an der Gottheit ſelbſt Antheil habe.

Das 47ſte Kapitel handelt von ſeinem Schutzgeiſt, deſſen er ſchon oft im Vorhergehenden gedenkt. Er nennt eine Menge großer Leute, die einen dergleichen Schutzgeiſt gehabt haben ſollen, worunter er ſich ausdrücklich rechnet, und die Anmerkung dabei macht, daß alle, die einen dergleichen Dämon gehabt hätten, Socrates und er ausgenommen, ſehr glückliche Menſchen geweſen wären.

„Daß mir ein ſolcher Dämon beigewohnt, ſagt er, davon bin ich ſchon längſt überzeugt geweſen, hab' es aber nicht eher begriffen, auf welche Art er

mich

mich von bevorſtehenden Zufällen unterrichtet, als nach meinem 74ſten Lebensjahre, als ich mein Leben zu beſchreiben anfing.“ Dieſem Schutzgeiſt ſchreibt er nun alle die im Vorhergehenden erzählten ſonderbaren Zufälle zu, und glaubt, daß es ohne eine ſolche göttliche Hülfe unmöglich geweſen, ſo viel Dinge mit größter Deutlichkeit vorherzuſehn, ohne ſich darin zu irren. Er glaubt, daß jene oben erzählten Vorbedeutungen an Raben und Hunden daher gerührt hätten, indem der Schutzgeiſt auf die unvernünftigen Seelen der Thiere eben ſowohl als auf die Menſchen würken könne, daß er in dieſen durch gewiſſe Schattenbilder, oder auch durch glänzende Gegenſtände Furcht und Schrecken erregen könne.

Er theilt alle Schutzgeiſter in folgende Klaſſen ein. Schutzgeiſter, die gewiſſe Uebel verhindern, wie der des Socrates war; Warnungsſchutzgeiſter, wie der beim Tode des Cicero; lehrende Schutzgeiſter, die uns durch Träume, Thiere, äuſſere Zufälle, durch geheime Erinnerungen, daß wir uns an einen gewiſſen Ort begeben ſollen, oder durch Täuſchung eines oder mehrerer unſrer Sinne, desgleichen durch natürliche und unnatürliche Begebenheiten von zukünftigen Dingen Nachricht ertheilen. Die Schutzgeiſter ſind ferner von guter und böſer Art.

Es bleiben hierbei, fährt er fort, allerlei Zweifel übrig; warum grade für mich, und nicht eben ſo für andre der Schutzgeiſt ſoviel Sorge trägt, da ich, wie einige meinen, keine Vorzüge in Abſicht meiner Gelehrſamkeit beſitze; — oder ſoll ich mir jene Sorgfalt des Schutzgeiſtes wegen meiner unermeßlichen Wahrheits- und Weisheitsliebe, oder meiner Verachtung äuſſerer Güter, ſelbſt bei meiner Armuth, oder meiner Neigung zur Gerechtigkeit, oder ſoll ich alles Gott allein zuſchreiben, der dies nach einem ihm allein bekannten Endzweck an mir thut?

Noch mehr! warum warnt mich der Schutzgeiſt nicht gradezu, warum bald auf dieſe, bald auf jene Art; ſoll ich etwa, wie z. B. durch jenes un-unordentliche Geräuſch, ein Vertrauen auf Gott ſetzen lernen, daß er alles ſieht, ob ich ihn gleich nicht ſehe? Er konnte mich ja auch durch einen Traum, durch ein andres Wunder deutlicher unterrichten; aber jene Art mag vielleicht mehr eine göttliche Sorgfalt für mich anzeigen; — — doch, fährt er fort, es wäre thörigt, über dergleichen Dinge ſich mit voreiligen Unterſuchungen abzugeben.

Uebrigens läugnet Cardan nicht, daß ſich auch der Schutzgeiſt wirklich irren könne. Man höre, wie er dies zu erklären und ſeinen Schutzgeiſt zu ret-

ten

ten ſucht: „Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Urſache jener Vorzeichen, nämlich der Schutzgeiſt, ſo wie die ganze Natur, eine gewiſſe beſtimmte Bewegung hat, und ſo wie in der immer in ihrem Gleiſe bleibenden Natur aus einem Fehler der Materie unförmliche Geſchöpfe entſtehn können; ſo kann es auch in Abſicht jener Geiſter Gebrechen geben. Ich glaube nicht, daß der Schutzgeiſt ſeiner Natur nach edler als die Vernunft ſey, und dennoch irrt ſich oft dieſe wegen der Materie, die auch für das Inſtrument jenes Geiſtes gehalten werden muß. Und gleichwie in gewiſſen Jahren aus Mangel der Sonnenwürkung viele unförmliche Geſchöpfe entſtehn: ſo können auch durch die auf den Körper oder die Seele würkende himmliſche Kraft, die verhindert worden iſt, Unvollkommenheiten und Irrthümer in der auf gewiſſe Zeichen gegründeten Vorhererkenntniß künftiger Dinge entſtehn. Da der Schutzgeiſt ein immaterielles Weſen iſt, und als ein gutes Geſchöpf von Gott abhängt; ſo zeigt er nach dem Willen Gottes das Künftige richtig an, und irrt ſich nie; denn die menſchliche Natur iſt an ſich ſo eingerichtet, daß ſie der Seele das richtig anzeigen muß, was ſie von dem Geiſte empfängt; allein das Inſtrument, wodurch ſie Unterricht geben will, iſt nicht immer zur Aufnahme jener Vorhererkenntniſſe gut eingerichtet“ u. ſ. w.

Im 48ſten Kapitel führt er die Zeugniſſe von 73 gelehrten Männern an, die in ihren Schriften ſeiner mit Ehren gedacht haben. Selbſt ſeine Feinde geſtanden ihm eine ungeheure Gelehrſamkeit zu; und Scaliger, ſein Erzfeind, nannte ihn das tiefſinnigſte, glücklichſte und unvergleichlichſte Genie.

Sehr auffallend ſind vornehmlich die im Vorhergehenden erzählten fabelhaften Grillen des groſſen Mannes, wenn man ſie mit den durchdachten Unterſuchungen mathematiſcher und philoſophiſcher Wahrheiten vergleicht, die in ſeinen Schriften häufig vorkommen. In dieſen Unterſuchungen bemerkt man auf allen Seiten einen ſcharfſinnigen Denker, und in obigen Erzählungen ſeiner an ſich bemerkten ſonderbaren Phänomene einen Schwärmer, deſſen Einbildungskraft alle Augenblicke mit ihm davon läuft, und der die allerunbedeutendſten Kleinigkeiten für Vorzeichen gewiſſer Begebenheiten, oder Winke ſeines guten Dämons hält. Dieſe letzte Idee haben überhaupt mehrere große Köpfe gehabt, — und ſie hat ſo etwas Behagliches, der menſchlichen Eitelkeit Schmeichelndes, und bei unſern mannigfaltigen Schwachheiten und Leiden ſo etwas Tröſtendes an ſich, daß die meiſten Menſchen ſich geneigt fühlen, an gewiſſe uns begleitende Schutzgeiſter zu glauben, und ſie ſich unter allerlei Geſtalten zu denken. Die Men=

Menſchen ſuchen ſich gar zu gern die Beweiſe von einer ſie bewachenden göttlichen Providenz ſo anſchaulich als möglich zu machen, und es iſt den meiſten leichter, ſich in Gedanken einen gewiſſen Schutzgeiſt zu wählen, der alle ihre Angelegenheiten auf göttliche Veranlaſſung beſorgt, als ſich die Harmonie des Ganzen, worin die Schickſale eines jeden einzelnen weislich mit eingeſchloſſen ſind, in Beziehung auf ſich, deutlich vorzuſtellen. Jeder Menſch iſt überdem geneigt, entweder, weil er ſich für ein ſehr wichtiges Individuum hält, oder weil er ſehr ſonderbare Phänomene an ſich wirklich, wenigſtens in gewiſſen Zeiten, zu bemerken glaubt, ſich leicht in eine nähere Verbindung mit der Gottheit hineinzuträumen, und gleichſam durch ein Zwiſchenſubject die Lücke auszufüllen, die zwiſchen ihm und der Gottheit iſt. In dieſer Idee wird er nun durch eine Menge von Umſtänden beſtärkt, die ſelbſt ein philoſophiſches Raiſonnement über die Kette aller Weſen, vom Wurm bis zur Gottheit hinan, ſo ſehr dies auch noch bloße Hypotheſe ſeyn mag, zu beſtätigen ſucht. Es kommt ihm ſehr natürlich vor, daß mit dem Menſchen die Grade der Erkenntniß und Geiſtesvollkommenheit noch nicht aufhören, ſondern von Stuffe zu Stuffe in Weſen auſſer uns, immer weiter vorrücken müßten. Da dieſe Weſen, inſofern ſie ſich nicht durch Sinne und Erfahrungen deutlich beweiſen laſſen, immer idealiſche Geſchöpfe

bleiben;

bleiben; ſo behält die menſchliche Einbildungskraft die Freiheit, in dieſelben Kenntniſſe, und Fähigkeiten hineinzudenken, ſoviel ſie will, ſich Geſchöpfe zu ſchaffen, die die Gottheit wohl nie geſchaffen haben mag, und ihnen eine Macht über die menſchlichen Angelegenheiten, und ſogar einen Einfluß auf unſern Verſtand und Willen zuzugeſtehn, den ſie nicht haben können. Die ewige Ordnung aller Dinge, die nie aus ihrem Gleiſe weicht, immer durch die genaueſte Verbindung zwiſchen Urſach und Würkung dieſelbe bleibt, und die Schickſale eines jeden einzelnen, ſo wie die Denkungs- und Handlungsart aller, an unverletzliche Geſetze bindet, macht, um mich ſo auszudrücken, den Succurs jener auſſermenſchlichen Weſen völlig unnöthig und unbegreiflich. Die Gottheit, jene ewige und weiſe Ordnung aller Dinge und Kräfte, bedarf zur Regierung ihres unendlichen Reichs keiner Boten und Geſandten, und keiner Dämonen, um die Menſchen zu warnen, da ſie ihnen die Vernunft zu lehrern und Erkenntnißquelle aller Wahrheit gegeben hat. —

Ich komme nach dieſer Epiſode auf Cardan zurück. Es iſt ſehr begreiflich, wie ein Mann von ſeinem melancholiſchen und finſtern Temperament, ein Mann, der ſo unzählich viel Uebel ausgeſtanden hatte, und in ſich gewiſſe Vorzüge vor andern Menſchen zu bemerken glaubte, auf den Gedanken kommen

men konnte, daß ihn ein Dämon begleiten müſſe. — Er fand die Beiſpiele ähnlicher Meinungen in andern großen Köpfen vor, ſeine Leiden hatten oft eine ſehr ſonderbare Wendung genommen; die genaue Aufmerkſamkeit auf alle ſeine körperlichen Empfindungen hatte ihm die Erfüllung gewiſſer vorhergeſehenen Begebenheiten (freilich auf eine ganz natürliche Art) ſehn laſſen, — das Alter kam hinzu, das ſo leicht abergläubig werden kann, und alle dieſe Umſtände mußten jenen Glauben an einen Dämon beſtärken helfen. Auch würkte vielleicht das Auſſerordentliche jener Meinung auf ihn ſo ſtark, daß er ſchon des Auſſerordentlichen wegen, was bei den Hypochondriſten ſo viele Würkung thut, an jener Meinung ein Behagen fand; ſo wie Leſſing wahrſcheinlich des Auſſerordentlichen wegen ein Vertheidiger von der Seelenwanderung der Menſchen war.

Cardan hat die Idee von einem ihn begleitenden Dämon auch nicht gleich anfangs gehabt, ſondern erſt in ſeinem ſpätern Alter angenommen, nachdem er nämlich ſein Leben zu beſchreiben anfing, und nochmals einen genauen Blick auf alle ſeine Schickſale warf. Am Ende ſeines Lebens mogten ihm viele derſelben in einem ganz neuen Lichte erſcheinen, und vieles konnte ihm, durch die Schwächen des Alters verführt, wunderbar vorkommen, was jeder unbefangne Leſer ſeiner Schriften ganz natürlich findet.

findet. Ueberdem iſt wohl nicht zu läugnen, daß Cardan öfters an einer Art melancholiſchen Wahnwitzes krank gelegen hat, der ihm Dinge zeigte, die nicht exiſtirten, und ſeine Einbildungskraft mit Wunderbildern anfüllte. Gabriel Naudäus, welcher die Schriften Cardans vielleicht mehr als jeder andrer ſtudirt hat, hat ein eigenes Urtheil über jenen ſonderbaren Mann abgefaßt, und ſein ganzes Temperament auf eine ſehr gute pſychologiſche Art beleuchtet, was im folgenden Stück, nebſt dem Reſt von Cardans Lebensbeſchreibung vorkommen wird.

P.

(Die Fortſezung folgt.)

Inhalt.

Seite.

Fortſetzung der Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Aehnlicher Fall zu der im zweiten Stück des fünften Bandes erzählten ſonderbaren Ohnmacht. 19

2. Aus den Papieren eines Hypochondriſten 20

Zur Seelennaturkunde.

Ueber den Zuſtand der Seele nach dem Tode. Ein Geſpräch. 25

Zur Seelenheilkunde. 50

Zur

Inhalt.

Seite

Zur Seelenzeichenkunde.

Fragmente aus dem Tagebuch eines Beobach- ters Seinſelbſt. 55

Belag zur Geſchichte der Ahndungen. 62

Fortſetzung des Lebens des H. Cardans. 72

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Sechſten Bandes drittes Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins.

Seelenkrankheitskunde.

Das Gutachten über den Gemüthszuſtand des verabſchiedeten Soldaten Matthias Matthieſen und des Züchnermeiſters T..., eine Schatzgräbergeſchichte vom Herrn Metzger, (4ten Bandes 2tes Stück Seite 25 f.f.) iſt ein neuer Beitrag zu der Erfahrung, daß die Menſchen ſich durch nichts leichter, als durch chimäriſche Hofnungen künftiger Glücksgüter täuſchen laſſen. Die Erzählung gegenwärtiger Geſchichte zeigt es ganz deutlich, wie der Soldat Matthieſen auf ſeine Schatz-

gräbergrillen gekommen iſt; er war ein unwiſſender Menſch, der von natürlichen Dingen und ihren Urſachen wenig Kenntniß hatte, ob er ſich gleich mit Chirurgie und Baderkunſt abgab. In ſeinen Dienſten bei einem herumreiſenden Charletan, welcher ſich für einen Kaiſerl. Königl. Leibarzt ausgab, mag er ſeinen Kopf mit einer Menge abergläubiger Ideen vollgepfropft haben, bis er endlich durch Leſung unſinniger Bücher ſo weit gebracht wurde, daß er ſich mit der Verbannung der Geiſter und mit Schatzgraben abgab.

Man hat ſich oft gewundert, daß in neuern Zeiten dergleichen Leute, Schatzgräber, Geiſterbanner, Geiſterbeſprecher, Geiſterſeher, und wie dieſe Narren alle heiſſen mögen, wieder ſo vielen Unfug zu treiben anfangen; allein ſie haben ihn immer getrieben, und werden ihn treiben, ſo lange die Menſchen ſonderlich in niedern Ständen die Köpfe von unterirdiſchen Geiſtern und von verborgenen Erdſchätzen noch ſo voll haben. Wer mit gemeinen Leuten wenig umgegangen iſt, kann es kaum glauben, wie ſehr der Pöbel, der Vornehme nicht ausgenommen, an jenen Poſſen hängt, und wie ſchwer er ſich davon durch Vernunftgründe abbringen läßt. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dem Ideengange des gemeinen Mannes hierin nachzugehen, und habe faſt immer gefunden, daß ſeine abergläubiſchen Grillen mit ſeinen ſchiefen Religionsbegriffen von einem Teufel in der genaueſten Verbindung ſtehen. Außerdem

haben die meiſten Schatzgräbergeſchichten ſo etwas Sonderbares, Seltſames und Außerordentlichſcheinendes an ſich, daß ſie die zügelloſe Einbildungskraft des gemeinen Mannes leicht feſſeln, und die Liebe zum Wunderbaren ganz vorzüglich nähern.

Geſchichte eines ſonderbaren Wahnſinnes, und dadurch am Ende verurſachten Mordes, vom Herrn D. Glawing zu Brieg. (4ten Bandes 2tes Stück Seite 32 ff.) Der Mann, deſſen ſonderbare Geſchichte hier erzählt wird, hatte ſchon in frühern Jahren einen Anſatz von Wahnwitz. Er entlief ſeinen Eltern und nährte ſich vom Holzſchlagen, bis an den Augenblick, als er der Mörder eines andern wurde. Er arbeitete übrigens emſig, redete öfters vernünftig, unvermuhtet aber fiel er in alberne Reden. Er ging in keine Kirche, und arbeitete an Sonn- und Feſttagen, wenn er nicht mit Gewalt davon abgehalten wurde. Er läſterte öfters Gott, hieß alle Menſchen Hunde. Wenn er ſeine Mitarbeiter beten ſah, wurde er unwillig, und ſagte: ihr Narren! ich habe wohl einſtens auch einmal im Buche gebetet, weil ich aber ſehe, daß dieſes Plarren zu nichts taugt; ſo unterließ ich dieſes. (Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung bei vielen Wahnwitzigen, daß ſie ſich nichts aus dem, was Gottesdienſt und Religion angeht, machen, und ſich hierin oft eine auffallende Freiheit im Denken erlauben.) Zu

einer andern Zeit ſah man ihn einen Kloß ergreifen, und ſich damit an die Bruſt und den Kopf zu wiederholten malen dergeſtalt ſchlagen, daß andere ſich davor entſazten; ja er verlangte einſt von einem andern Kohlenbrenner, mit dem er im Walde arbeitete, daß er ihn todt ſchlagen ſollte. Er aß Hunde, Katzen, Ottern und Füchſe. Wenn ein Gewitter am Himmel war; ſo läſterte er Gott, und pflegte zu ſagen: er treibe Leichtfertigkeit. Wenn ihn ſeine Raſerey überfiel; ſo fing er an zu lachen, und mit ſich ſelbſt zu ſprechen, ſich mit einem Stück Holz oder Axt zu ſchlagen, und ſo ein Anfall dauerte oft zwei bis drei Tage, in welchem Zeitraume er ſich auch bei Nachtzeit mit einem Knippel heftig zerſchlug. Ja ſein Wahnſinn ging öfters ſo weit, daß er mit einem Meſſer ſich die Bruſt aufrizte, und mit einer ſtumpfen Axt auf den Unterleib hauete, wobei er ſagte: ich wünſchte, daß ich mich in kleine Stücken zerhauen könnte, ich wollte mir die Därme ſelbſt heraus ziehen, denn aus den Stücken würde doch wieder ein Ganzes; ich habe einſtens ſchon in der Erde tod gelegen, und bin doch wieder aufgeſtanden. *) Einen Hund ſchlachtete er, warf ihn ſodann in ein mit Waſſer angefülltes Loch, zehrte davon vier Wochen, obgleich die neben ihm arbeitenden

*) Ein ſonderbares Beiſpiel von einer Frau, welche glaubte daß ſie geſtorben ſey, und ſich wunderte, daß ſie zu Zeiten auflebte kommt unten vor.

den Kohlenbrenner es kaum vor Geſtank aushalten konnten. Ein Bauer ſchenkte ihm ein altes abgenuztes Pferd, dieſes ſchlachtete er, zog es ab, und ſpeiſete lange Zeit davon. — Er aß noch ſchmuzigere Gerüchte, und unternahm noch ſonderbarere Handlungen, die man in der Erzählung des Ganzen nachleſen kann. Wie leicht wahnſinnige Leute zum Zorn gereizt werden können, und wie äußerſt gefährlich es iſt, ſie in Freiheit herumgehen zu laſſen, was doch zur Schande einer vernünftigen Polizey ſo oft geſchieht, zeigt ſein Mord, den er bloß deswegen an einem andern Bauer begieng, weil er ihn einigemahl mit Ernſt Kohlen aufzuladen antrieb, und deswegen in einen Wortwechſel mit dem Bauer kam. Er ergrif plözlich ſeine Kohlenhacke, und ſchlug ſie dem Bauer mit einer ſolchen Gewalt in den Kopf, daß ſie darin ſtecken blieb. Der unglückliche Mann ſtarb den andern Tag darauf an dieſer Verwundung, und der unſinnige Mörder ward auf Zeitlebens ins Zuchthaus gebracht. Auch hier trieb er ſeine Tollheit fort, drohete oft, die andern Inquiſiten zu erſchlagen, forderte Hunde und Kazen zu eſſen, und lachte über alle Religionserinnerungen.

Der Wahnſinnige Walock Flaccus, ſo hieß der Mörder, gehörte offenbar zu den tollen Leuten, bei welchen das ganze Gehirn die meiſte Zeit in Verwirrung gerathen iſt, und die Anzahl dieſer Wahnſinnigen iſt die gröſte. Sie unternehmen täglich eine Menge alberner Handlungen, wovon man kei-

nen Grund angeben, und die man nicht aus einer vorhergegangenen beſtimmten Idee erklären kann. Daher fallen ſie im Geſpräch augenblicklich von einem ins andere; der Faden ihrer Begriffe reiſt ſchon wieder, ehe ſie ihn noch angeknüpft haben, und ſie haben durchaus nicht mehr die Kraft, die Seele auf einen einzigen Punct mit Nachdenken zu heften. In dem Uebereinanderhineilen der Ideen, ohne daß eine in der andern einen Grund zu haben ſcheint, beſteht der erſte Anfang alles Wahnwitzes, oder auch in dem Mangel der Kraft, einen einmahl gefaßten Geſchichtspunct einer oder mehrerer Ideen gar nicht mehr verrücken zu können, welches bei den Wahnſinnigen der Fall iſt, die eigentlich nur an einer Idee krank liegen, übrigens aber ganz vernünftig ſind, wie bei dem Mann der Fall war, der ſich Gott der Vater zu ſeyn einbildete, und deswegen ſich über die Narrheit eines andern nicht ſatt lachen konnte, welcher ſich für Gott den Sohn hielt, weil erſterer als Gott der Vater beſſer zu wiſſen glaubte, wer ſein Sohn ſeyn könne.

Ueberſpannter Stolz und Liebe ſind ohnſtreitig, nebſt vielerlei körperlichen Urſachen, die ſich ſollten richtig angeben laſſen, die gewöhnlichen Quellen des Wahnſinnes, ſonderlich beim andern Geſchlecht; ein Beweis, daß jene Leidenſchaften die allergrößten Erſchütterungen des Gehirns hervorzubringen im Stande ſind; den aus Stolz Verrückten geht es gemeiniglich wie den Betrunkenen; ſie ver-

theidigen ſich mit gröſter Lebhaftigkeit gegen alle Vorwürfe, daß ſie ihren Verſtand verlohren hätten, ſo wie dieſe es ſelten zugeben, daß ſie ihr Gehirn betauſcht haben. Ich erinnere mich, daß mir einſt ein Wahnſinniger die Gründe genau detaillirte, daß er ſeinen Verſtand nicht verlohren haben könne, und die Gründe waren nicht unvernünftig. Leute hingegen, die blödſinnig gebohren werden, geſtehen gemeiniglich den Mangel ihres Verſtandes laut ein, und ihre Verrücktheit iſt ſelten ſo gefährlich, als die, derjenigen, welche ihren Verſtand in ſpätern Jahren verliehren.

Auszug aus einem Briefe. Stralſund. (4ten Bandes 2tes Stück. Seite 38. ff.)

Enthält Beiträge zu den tauſend und abermahl tauſend Erzählungen von Viſionen, jener ſo bekannten Spielereyen der menſchlichen Einbildungskraft. „Die Gattin des Herrn Stadtmuſikus Kahlow in Stralſund liegt in Wochen. Sie wacht. Eine menſchliche Figur, als Türk oder Orientaler gekleidet, ſtellt ſich neben die Stubenthür. Das gute Weib glaubt, ihr Mann habe ſich verkleidet, ſie ruft ihm, ſich ihr zu nähern, allein vergebens, die Figur bleibt auf ihrem Poſten ſtehen. Endlich fällt ihr ihr Bruder ein, den ſie zärtlich liebte, und der beim Abſchiede nach Conſtantinopel, wohin er vor mehrern Jahren gegangen, ihr geſagt hatte: Schweſter! wenn ich

weit von dir geriſſen, ſterben ſollte, denn überbringe ich dir ſelbſt die Todespoſt. Nun erblickt ſie in dem täuſchenden Manne den verlohrnen Bruder, ſchreit auf: ach Leopold! ſo hieß der Bruder, und weg iſt das Bild!“ —

Dies Phönomen iſt wohl nicht ſchwer zu erklären. Was iſt natürlicher, als daß die Wöchnerinn ihren geliebten nach der Türkey gereiſten Bruder ſich öfters in orientaliſcher Kleidung gedacht hat, und daß ſie durch einen Ideenſprung auch wohl einmahl ihrem Manne ein ſolches Kleid andichtete, zumal da ſie als Schauſpielerinn, oder Tänzerinn viel ſo gekleidete Masquen geſehen haben mag. Der Mann antwortete nicht, da ſie ihm ruft — nun fällt ihr eben ſo natürlich ihr entfernter Bruder ein, ſie trägt ſeine Geſichtszüge vermöge der Einbildungskraft in das Bild über, und glaubt nun würklich ihren Bruder zu ſehen; das Bild der Imagination wird ſo ſtark, als eine würklich ſinnliche Anſchauung, was ſo unzählig oft bei lebhaften Leuten der Fall iſt. In allen dieſen Ideenfolgen liegt nichts Ungewöhnliches. Hiezu kommt noch der vom Herrn Einſender ſehr richtig bemerkte Umſtand, daß ſie eine Wöchnerinn, folglich eine Kranke war, deren Nervenſyſtem angegriffen und in einer Zerrüttung war. „Einer ſolchen oft ganz kurz daurenden Diſpoſition, (fährt der Verfaſſer ſehr gründlich zu raiſonniren fort,) und ſonderlich der körperlichen Theile, die uns Ideen durch äuß re ſinnliche Vorſtellungen zuführen, ſchrei-

be ich das zu, was wir Phantasmen nennen, da unſerm Auge das Schreckbild als würklich daſtehend ſcheinen kann, was unſere Imagination einſt beſtürmt hat, und bin daher der Meinung, daß wir, noch unbekannt mit dem Knoten des Bandes, welches Körper und Geiſt ſo dicht verknüpft, dem Geiſte zuſchreiben, was wir dem Körper beimeſſen ſollten!" —

Daß das Gehirn der Wöchnerinnen ſehr oft durch die Geburt auf eine außerordentliche Art angegriffen wird, lehret nicht nur eine Menge auffallender Beiſpiele von Verſtandesverrückungen bei gebährenden Weibern, ſondern noch ſehr viel andere ſehr merkwürdige Phönomene ihrer verworrenen Einbildungskraft. Bonnetus erzählt von einer Frau, welche im Wochenbette in eine ſolche Unſinnigkeit gerieth, daß ſie ſich für eine unterirdiſche Furie ausgab, plözlich aus dem Bette aufſprang und mit grimmigem Geſichte ausrief: Ich bin die hölliſche Tiſiphone, ich bin ein brennender Geiſt! und fiel mit den Nägeln ihrer Hände das Geſicht und die Augen ihres Mannes an.

Die zweite im gegenwärtigen Briefe vorkommende Viſion hat der Herr Einſender dem Herr Profeſſor M. in G. . . nacherzählt, und dieſer ſoll das Factum von einem ſehr glaubhaften und unverwerflichen Zeugen, dem es wiederfahren iſt, gehört haben. „Einer ſeiner Freunde (des Profeſſor M . .) der es ihm mit der größten Ueberzeugung erzählt, ſo daß er auch in Betracht

 der

der Glaubwürdigkeit des Erzählers kein Mißtrauen in die Wahrheit des Vorfalls ſetze, ſey einſt Abends aus einer Geſellſchaft, in der man bis zur Munterkeit ein Glas Wein getrunken, zu Hauſe gekommen, und weil ſein Bedienter grade nicht zu Hauſe geweſen, ſelbſt in die Küche gegangen, um ſich eine Pfeiffe anzuzünden. Die heitere Stimmung ſeines Herzens, da er kurz zuvor eine Geſellſchaft ſcherzender Freunde verlaſſen hatte, konnte alſo gar nicht Ideen der Art in ihm erwecken, die ſeinem Auge ein ſo trauriges Bild vorgerückt hätten, als er beim Hinübergehen über die Diele erblickte. Hier ſahe er eines ſeiner Kinder in völliger Todenkleidung im Sarge liegen. Er ſchrickt zurück, und ſchweigt, um abzuwarten obs Täuſchung ſey. Eben dieſes Kind aber, das er als Todten ſahe, wird, wo ich nicht irre, in Zeit von acht Tagen krank, ſtirbt, und wird auf dieſelbe Stelle, und in derſelben Kleidung hingeſezt!“ —

Ich läugne, daß der Freund des Herrn Profeſſor M . . bei ſeiner Nachhauſekunft aus einer fröhlichen Geſellſchaft durchaus ſo geſtimmt geweſen ſeyn müſſe, daß ihm ein ſolches Schrekbild nicht habe in die Seele kommen können, — ſolches Phantasma der Einbildungskraft, denn für eine würkliche Senſation von auſſen wird man doch das Ding nicht halten können, man müßte denn verzweifelt abergläubig ſeyn. Wenn wir im Genuß der Freude auf uns Acht geben, ſonderlich, wenn das fröhliche

Ge-

Geräuſch um uns her ſtill zu werden anfängt; ſo werden wir oft bemerken, daß unſere Seele allerley ſchwarze Bilder durchkreußen. Wit wiſſen nicht woher ſie kommen, und wohin ſie wieder verſchwinden, obs gleichwohl ausgemacht iſt, daß ſie abgeriſſene Zweige einer verſtekten Ideen aſſociation ſeyn müſſen. Iſt die Vorſtellungskraft nun juſt ſehr lebhaft gemacht worden, was nach einem Glaſe Wein ſehr wohl geſchehen kann, kommt die Dunkelheit der Nacht hinzu, ſo ſcheint es mir ſehr natürlich, daß ein Vater ſein Kind im Sarge vor ſich liegen ſehen kann, ohne einmal hinzu zu nehmen, daß vielleicht einige Zeit vorher, vielleicht in der fröhlichen Geſellſchaft ſelbſt, von einem todten Kinde geſprochen worden iſt, daß man einer ähnlichen Viſion erwähnt, oder daß vielleicht eine Veränderung in Sehnerven ein dergleichen unangenehmes Bild hervorgebracht hat. Es kommen bei ſolchen Viſionen gemeiniglich ſo viel Umſtände zuſammen, die ſie zweifelhaft machen, daß man oft nur wenig Prüfungsgeiſt haben muß, um die Sache von ihrer täuſchenden Seite kennen zu lernen, wozu aber die getäuſcht worden, ſelten geſchikt ſind, weil ſie im Augenblik der Ueberraſchung nicht über ſich ſelbſt und die mitwürkenden Nebenumſtände nachdenken können, und die Lebhaftigkeit des imaginirten Bildes auch hinterher als geglaubte würkliche Erfahrung ihnen alles Raiſonnement über die Sache ekelhaft macht. Daß das Kind einige Zeit nachher würklich

lich krank wird, und ſtirbt, ſcheint nun freilich et⸗was außerordentliches zu ſeyn, allein es entſtehen hier wieder eine Menge Fragen. War das Kind nicht überhaupt ſchon kränklich; hat die Erzählung der Erſcheinung wo nicht unmittelbar auf das Kind, aber doch vielleicht durch die Mutter, durch die Amme auf daſſelbe würken können, herrſchte nicht grade damahls eine Epidemie? — oder was mir auch ſehr wichtig ſcheint, glaubte nicht der gute Vater, als er ſein todtes Kind würklich vor ſich liegen ſahe, vorher einen ſolchen Anblick des Nachts gehabt zu haben, den er nicht gehabt hatte; ſo wie wir oft nach einer auffallenden Begebenheit darauf ſchwören ſollten, daß wir ſchon vorher davon gewiſſe Empfindungen gehabt hätten, die wir doch gewiß nicht gehabt haben. Die menſchliche Seele transferirt oft gegenwärtige Senſationen durch die Einbildungskraft auf längſt vergangene Zuſtände ihrer Exiſtenz, und glaubt hinterher Sachen vorher geſehen zu haben, die ihr vor dem Factum nicht in den Sinn gekommen ſind. (Ich wünſchte daß dieſes Capitel der Seelenlehre von einem ſcharfſinnigen Kopfe einmal genau abgehandelt werden möchte.) Daß der Vater das Kind in der nehmlichen Todtenkleidung ſahe, als es ihm vorher erſchienen war, iſt wohl nichts beſonders, da ein Sterbe-Hemd, unter welchem man ſich die Todten gemeiniglich denkt, der gewöhnliche Putz iſt, den man uns in die Erde mit giebt. Auch werden die

Tod⸗

Todten an den meiſten Oertern auf die Diele geſtellt.

Im 3ten Stück des 4ten Bandes hat uns in Abſicht der Seelenkrankheitskunde vornehmlich das merkwürdig geſchienen, was von dem ohnlängſt verſtorbenen Lauterbach in Wolfenbüttel erzählt wird. Dieſer Mann, welcher ſich in ſeiner Jugend auf die Theologie und Orientaliſchen Sprachen gelegt hatte, übrigens ein einſichtsvoller, verſtändiger Mann war, gehörte zu der Claſſe wahnſinniger Leute, welche an einer gewiſſen einzelnen Haupt-Idee krank liegen, die bei ihm darinn beſtand, daß von der Beſchaffenheit der Steine die Begebenheiten in der Welt abhingen. Der eine verkündigte nach ſeiner Meinung Peſt, der andere Krieg, der dritte Feuersbrunſt, und ſo alle Unordnungen und Unglüksfälle, die nur immer in der Welt vorkommen. Er ſonderte daher alle ſolche bedeutende Steine ſorgfältig von einander, und wenn er ſie alle beſäße; ſo würde von ihm das Schikſal der ganzen Welt abgehangen haben. Als vor einigen Jahren das große Erdbeben in Calabrien entſtand, machte man ihm den Vorwurf: er wollte der Regierer der Welt ſeyn, und habe ein ſolches ſchrekliches Unglük nicht verhütet. Er entſchuldigte ſich kurz damit, daß er den Stein, wovon es abhänge, nicht habe habhaft werden können. Oft bemerkt man ihn auf der Straße

ſtill

ſtill ſtehen und ſeinen Blik unverwandt auf einen Stein richten. Er prophezeihet theure Kornpreiſe und andere Uebel daraus.

Auf ſeinem Zimmer hat er eine große Menge Kieſelſteine groß und klein. Dieſe zu berichtigen iſt er unermüdet. Haben ſie ihre Kraft verlohren, dann wirft er ſie weg, und ſucht andere. Er hat eine große Menge in Geſtalt eines Menſchenſkelets gelegt, wovon ein jeder einen der innern oder äußern Theile des Menſchen bedeutet. Mit Hülfe dieſer, wenn er ſie nämlich alle komplet hat, welches inzwiſchen ſelten iſt, kann er alle Krankheiten ſeiner Meinung nach kuriren. Kommt einer zu ihm und klagt: er habe die Schwindſucht; ſo ſteht er ruhig auf. Da kann man ſagt er bald zu kommen, ich brauche nur dieſen Stein hier umzudrehen, der bedeutet die Lunge, nun können ſie getroſt nach Hauſe gehn, ihre Krankheit wird ſich gewiß geben. Hat er aber zum Unglük den Stein nicht, welcher den Theil, in dem die Krankheit ſizt, bezeichnet; ſo ſagt er es freymüthig und entſchuldigt ſich, daß er nicht des andern Wunſch befriedigen könne.

Noch einige andere ſonderbare dieſen ſeltſamen Mann betreffende Umſtände kann man in der Erzählung des Herrn Voß ſelbſt nachleſen. Es läßt ſich, da man die Geſchichte dieſes Mannes nicht genauer kennt, nicht leicht entſcheiden, wie die Idee, daß von den Steinen die Begebenheiten der Welt abhingen, zur Hauptanlage ſeines Wahnwitzes geworden iſt.

iſt. Ohne alle Veranlaßung iſt ſie gewiß nicht entſtanden. Vielleicht hat er in phyſiſch-myſtiſchen Büchern allerlei von der geheimen Kraft der Steine geleſen, vielleicht haben ihn ſymboliſche Ausdrücke und Bilder, die in der Bibel von Steinen vorkommen, zuerſt auf ſeine Grille gebracht. Es iſt ſchwer von dergleichen Leute ſelbſt zu erfahren, wie ſie auf ihre albernen Meinungen gekommen ſind, gemeiniglich wiſſen ſie es auch ſelbſt nicht, da jeder Wahnſinn eine überraſchende und urplözliche Urſach zum Grunde hat, die eine oder mehrere verworrene Jdeen zur herrſchenden in der menſchlichen Seele macht.

Die Seite 21 erzählte hypochondriſche Grille iſt nicht von Bedeutung. Ein milzſüchtiger Mann kann ſich ſehr leicht einbilden, daß er vergiftet worden ſey. Wichtiger iſt das, was der Herr K. . Gemeinheits-Commiſſarius Gödicke in Camin von ſich ſelbſt erzählt. Eine der bekannten Spaldingſchen ähnliche Erfahrung.

H. . G. . geht aufs Feld, mit einer heitern Gemüthsſtimmung, um zu ſehen ob ſeine Arbeitsleute ſeine Befehle befolgt haben. Vergnügt kommt er bei ihnen an; aber nach einer viertel Stunde da er einem und dem andern etwas zur Arbeit gehöriges, wie gewöhnlich gelaſſen, in Erinnerung bringen und ſagen will, findet er ſich unfähig, ſeine Gedanken durch die gehörige Zuſammenfügung der

Wor-

Worte, nach der wahren Folge, ordentlich vorzubringen. Vielmehr kommt das hinterſte Wort bald vorn, das mittelſte bald hinten, das vorderſte bald in die Mitte, und auch umgekehrt. Keiner ſeiner Leute konnte verſtehen, was er eigentlich haben wollte. Aber ſeiner Vernunft war er indeß gewiß vollkommen mächtig. „Ich dachte, fährt er fort, ganz richtig, ſahe dieſes Auffallende nebſt den Beurtheilungen von meinen Leuten ein, ich ließ mir aber doch von meiner Verlegenheit nichts merken; — ſondern ging nach Hauſe zurük. Auch auf dem Heimgehen dauerte dieſe Sprachverwirrung bei vollenkommnem geſunden Bewuſtſeyn fort, bis ein Aderlaß die richtige Wortfolge wieder herſtellte, und dem ſonderbaren Zuſtande ein Ende machte.

Ich habe mich ſchon einmal bei Gelegenheit der Spaldingiſchen Erfahrung über dergleichen Seelenzuſtände erklärt, und will hier nur noch dies hinzuſetzen. Bekanntlich denken wir durch Hülfe ſymboliſcher Zeichen, vornehmlich der Worte, die jedesmal das Gedächtniß dem Gedanken, welcher ausgedrukt werden ſoll, wieder zuführt; aber die Seele denkt ſich einen Satz, kann ſich ihn denken, ohne daß ſie ſich die Verbindung ſeiner ſymboliſchen Zeichen in der ordentlichen Wortfolge vorſtellt, vorausgeſezt, daß jener Satz ihr ſchon oft gegenwärtig geweſen iſt, und ſie eine deutliche Ueberſicht ſeiner Bedeutung gehabt hat. Es giebt demnach jedesmal ein doppeltes Bewuſtſeyn der Seele — des Satzes,

oder

oder eigentlich des Sinnes des Satzes, und des Ausdruks, oder der Ausdrücke dieſes Sinnes. Geht nun eine Verwirrung in den Gehirnfiebern vor, verliehrt das Gedächtniß die Kraft zu einem gewiſſen Gedanken ſeine ihm eigentliche Wortfolge herbeizuführen; ſo wird der Gedanke immer deutlich in der Seele vorhanden ſeyn, aber unwillkürlich werden ſich die Worte untereinander werfen, gerade ſo wie der Herr Verfaſſer von ſich erzählt. Wenn wir auf uns Acht geben, ſo werden wir oft bemerken, daß wir uns ein gewiſſes Object deutlich vorſtellen können, ohne ſeine ſymboliſchen Ausdrücke behalten zu haben, ob wir gleich immer ein Bedürfniß fühlen, den ſymboliſchen Ausdruk ins Gedächtniß zurük zu bringen. Hirbei fällt mir ein, was Bonnetus von ſich erzählt, daß er nehmlich, ob er gleich lange die Kräuterkunde gelehrt hatte, ſich niemals auf das Wort Pimpinelle beſinnen konnte, wenn er auch gleich dieſes Gewächs vor ſich ſahe, und ſonſt ein gutes Gedächtniß beſaß. Geßner führt in ſeinen neueſten Entdeckungen in der Arzneigelahrtheit. B. 1. S. 137 ff. unter der Rubrik: **Krankheiten der innern Sinne**, ein merkwürdiges Beyſpiel von Vergeſſenheit an, welches hier aufgezeichnet zu werden verdient. Ein Mann von 73 Jahren empfand im Anfang des Jänners (1770) einen Krampf in den Muskeln des Mundes, und ein Kützeln, wie vom Kriechen der Ameiſen. Den 20ten Jänner bemerkte man bei einiger

Verwirrung der Gedanken einen beſondern Fehler der Sprache an ihm. Er ſprach zwar leicht und flieſſend; brauchte aber ganz ungewöhnliche ſelbgemachte Worte, die kein Menſch verſtand. Die Anzahl dieſer Worte iſt nicht groß, aber ſie werden oft nach einander wiederhohlt. Bisweilen gehen einige verlohren, und werden mit neuen erſezt. Auch ſpricht er Zahlen aus, wenn er ſchnell reden will. Gewöhnliche Worte braucht er mehrentheils in der rechten Bedeutung. Er weiß, daß er unverſtändlich ſpricht. Schreiben und Reden iſt gleich unrichtig. Er kann ſeinen Namen nicht richtig ſchreiben. Schreibt er; ſo kommen eben ſolche neugemachte ſinnloſe Worte aufs Papier, als er ausſpricht. Auch kann er nicht leſen, ob gleich mehr ſinnliche Gegenſtände die gehörigen Begriffe in ihm erwecken.

Noch ein anderes Beiſpiel dieſer Art.

Ein Schulmann erkannte nach einer ſtarken Apoplexie zwar Buchſtaben und Worte, aber wenn er ſie ausſprechen wollte; ſo kamen ihm immer andere in den Mund, ſo groß auch ſein Beſtreben war, ſeinen Vorſtellungen gemäß zu ſprechen.

Die Seite 26 (3tes Stük 4ten Bandes) erzählte Geneſungsgeſchichte betraf doch wohl nichts anders als eine körperliche Krankheit.

Die

Die Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbenen R. . . S. 33. welche auch im 5ten Bande fortgeſezt worden, enthalten manche wichtige Winke für junge Leute und für Eltern — wie gefährlich eine in die Seele gelegte Empfindſamkeit ſonderlich durch den unnatürlichen Mißbrauch gewiſſer Triebe werden könne, und wie das Laſter der Selbſtbefleckung von ſo vielen aus Unwiſſenheit und Mangel einer genauen Kenntniß des menſchlichen Körpers getrieben wird. Schilderungen über die Entſtehung und Entwickelung unſrer Empfindungen, wie im gegenwärtigen Beitrage vorkommen, können manchen unbedeutend ſcheinen, weil ſie zu individuell ſind, indeß glaube ich, ſtiften ſie für aufmerkſame Leſer doch gewiß den Nutzen, auf ſich bei ähnlichen Gelegenheiten, ſonderlich bei Anlagen zur Empfindſamkeit ſehr Acht zu haben. Zeigen dergleichen Aufſätze zugleich die traurigen Folgen anfangs unbedeutend ſcheinender Triebe; ſo können ſie bei der Erziehung der Kinder ſehr lehrreiche und warnende Beiſpiele werden.

Verrückung aus Liebe. S. 43. Man wird bei dergleichen ſchreklichen Beiſpielen von der Heftigkeit dieſer Leidenſchaft immer bemerken, daß ſchon in früherer Jugend, in einer fehlerhaften Erziehung, der erſte Grund ihrer nachherigen Ausbrüche liegt. Das Mädchen, deſſen Geſchichte hier erzählt wird,

wurde in ihrer Kindheit verzärtelt, zu einem eigenſinnigen, mürriſchen und empfindſamen Geſchöpf erzogen. Wurde zu keiner weiblichen Arbeit angehalten, las beſtändig, und ſie wurde bald eine fromme Empfindſame, die immer betete und ſang. Starkes Getränke als Caffee, ferner häufiges Sitzen, und guter Appetit machten ihren Körper ſtark und beim Erwachen neuer Gefühle ſehr reizbar. Sie verliebte ſich auf einem Ball in einen Officier, (weswegen ſchon manches Mädchen toll geworden iſt) aber ſie bekömmt ihn nicht wieder zu ſehen. Ein anderer Freier ſtellt ſich ein, und ſie muß auf Zubringen der Eltern ihm ihr Jawort geben. Ihr Gemahl gewinnt bald ihre ganze Liebe; aber endlich kommt ihr der Officier wieder in den Kopf — und endlich iſt eine gänzliche Verrückung da. Beiſpiele der Art ſind gar nicht ſelten; aber ſie bleiben immer ſehr traurige Beweiſe von der Heftigkeit weiblicher Leidenſchaften.

Das Sonderbarſte, was in dieſem 3ten Stük des 4ten Bandes unter der Rubrik: Seelenkrankheitskunde etwas uneigentlich vorkommt, iſt das, was Herr Kammerrath Tiemann von einer gewiſſen Frau erzählt, welche bei jeder neuen Schwangerſchaft ein Glied eines ihrer Finger verlohren haben ſoll. Sie ſagte: drei oder vier Wochen nach einer neuen Empfängniß empfinde ich einen Schuß

am

am erſten Gliede eines Fingers. Das Glied des Fingers fängt denn an zu ſchwüren, mit unausſtehlicher Hitze zu brennen; allgemach verwandelt ſich das Geſchwür in eine mit hellem Waſſer angefüllte Blaſe; nachdem ich dieſe mit einer Nadel durchſtochen, ſcheint das Fleiſch um den Knochen in Fäulniß überzugehen. Endlich fällt der Knochen des beſchädigten erſten Gliedes heraus, und alsdann iſt in Zeit von vier und zwanzig Stunden der verſtimmelte Finger ganz wieder zugeheilt." Sie hat 7 Kinder und folglich auch 7 Glieder an verſchiedenen Fingern verlohren. — Ich überlaſſe gern den Aerzten die Auflöſung dieſes phyſiologiſch-pſychologiſchen Räthzels.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung künftig.)

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Merkwürdige Beiſpiele vom Lebensüberdruß.

a) Eines hypochondriſchen Geiſtlichen.

Am 7ten Junius vorigen Jahres (1787) ſtarb zu A. . im Sarbrückiſchen der reformirte Pfarrer H. . Der arme Mann war bei aller derjenigen Munterkeit, die er in jüngern Jahren beſaß, und auch gegen das Ende ſeines lebens noch in Geſellſchaften affectirte, hypochondriſch, und ließ dieſes Uebel, ſtatt bei Zeiten die gehörigen Mittel dagegen zu gebrauchen, immer tiefer einwurzeln. Ungefähr am 3ten Junius erklärte er ſich plözlich gegen ſeine Schweſter, die ſeine Haushaltung beſorgte: Die Zeit meines Abſcheidens iſt nahe! Ich lebe nur noch eine Woche und alsdenn, ich muß! — alsdenn ſtürz ich mich ins Waſſer! Die Schweſter ſank bei dieſen Worten ohnmächtig zu ihres Bruders Füßen nieder. Durch ungariſches Waſſer brachte er dieſelbe ſo weit wieder zu ſich,

ſich, daß ſie die Augen aufſchlug, und ſagte dann zu ihr: Ey Schweſter, ich habe nicht geglaubt, daß die Nachricht, die ich dir gab, dich im geringſten alteriren könnte! — Faſſe dich, ich bitte, gieb dich zufrieden — es iſt nun einmal nicht anders, ich muß ſterben!

Den folgenden Mittwoch am monatlichen Bettage predigte er noch, wiewohl mit ſolcher Beklemmung, daß die Herzensangſt ihm Todesſchweiß auf der Stirn auspreßte. Das Lied aus dem Marburger reformirten Geſangbuche: Jeſus ſüßes Licht der Gnaden. ff das er damahls ſingen ließ, zeugte von ſeiner traurigen Gemüthsverfaſſung. Es war das leztemal, daß er die Canzel betrat, denn von nun an blieben ſtets zwei Nachbarsleute um ihn, die ihn beobachteten. Zu dieſen ſprach er am Tage vor ſeinem Tode: Ihr lieben Leute! Bei . . . auf der Brücke iſt der Rhein ſo ſchön tief, bringt mich doch dahin, daß ich mich hinabſtürzen und mein Leben enden kann, — oder wenn es euch zu weit iſt, ſo grabt eine Grube, es iſt einerlei und ſcharr; mich ein, es iſt da auch kühl! Donnerſtags Nachts den 7ten Junii brachte man ihn zu Bette, ſchloß die beiden Thüren, die zur Schlafkammer führten zu, und die Wächter blieben in der daranſtoßenden Stube.

Kaum ſahe ſich der Unglükliche von Menſchen frei, ſo ſprang er aus dem Bette, verriegelte die Thüren von innen, und ſprang durch das eröfnete

Fenſter in Garten. Zum Unglük konnten die Männer, welche dieſes in der Stube hörten, weder durch die verriegelte Schlafkammer noch durch den Hausgang, wovon der Schlüſſel verlegt war, ihm ſogleich nacheilen, und ihre nachherigen Nachforſchungen waren leider vergeblich. Erſt Freitags gegen Mittag fand man ſeinen Leichnam ohnweit A. . . in einem kleinen Bache, auf den Rücken liegend, die Mütze über das Geſicht gezogen und die Hände auf die Bruſt zuſammengeſchlagen, ſeine Miene war nicht verſtellt, und ſchien zufriedener als in den lezten traurigen Tagen ſeines Lebens. Man fand in der Gegend am Bache verſchiedene Spuren, daß er ſchon im Waſſer geweſen und wieder herausgegangen war, vermuthlich weil es ihm nicht tief genug zu ſeyn ſchien, bis er endlich, weil ers nicht tiefer antraf, ſich wie in ein Bette auf den Rücken hinein legte und ſo ertrank. Er ward am folgenden Montage öffentlich unter einer großen Leichenverſammlung begraben. Der reformirte Prediger aus R. . hielt ihm die Leichenpredigt über die gutgewählten Worte Chriſti: Vater vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun. Journ. v. u. f. d. 9. St. 87.

---

b) Eines 72 jährigen blinden Predigers.

Viſitationsſchein. Es war der 16te October Morgens nach 2 Uhr 1764 als vom Churfürſtl. Sächſiſ.

Amte

Amte zu E. . ich Endesbenannter Medicus requirirt wurde, mich eilends nach N. . in das Pfarrhaus zu verfügen, und die Magiſterinn, Frau Th. N. C. daſelbſt, welche von ihrem alten 72 jährigen blinden Ehemanne Herrn M. C. Nachts gegen 12 Uhr im Schlafe in ihrem Bette in der Kammer neben der Wohnſtube, worin der alte Magiſter gelegen, mit vielen Wunden ſehr gefährlich verlezt worden ſeyn, mit dem geſchwornen Amtschirurgo N. allhier zu viſitiren, verbinden zu laſſen, und nachher mit dienlichen Medicamenten zu verſehen. Dem zu Folge begaben wir uns nebſt dem Viceactuario Herrn Sch. und Landrichter Herrn S. ſchleunig dahin, und kamen um 5 Uhr Morgens in der Pfarrwohnung daſelbſt an, und fanden die Verwundete in der obern Wohnſtube, anjezt in dem Bette liegend bereits verbunden von einem Chirurgo K. von B. Die Verblutung hatte bereits ceſſirt, weil der Körper faſt vom Blute entledigt und Patientinn ſehr blaß ausſahe, auch ſehr matt war. Sie ſchlug oft mit der rechten Hand auf ihre Bettdecke; konnte aber dennoch ziemlich vernehmlich auf die gethane Fragen antworten und ſagen, daß ihr Mann ſie im Schlaf liegend alſo verwundet habe, doch wiſſe ſie nicht, wenn oder womit es geſchehen ſey. Es wurde uns ihr angehabtes Hemde gezeigt, welches wie aus Blut gezogen ausſahe. Auch fand ſich viel Blut in ihren Betten in der Kammer, wo ſie verwundet worden war, auch einige blutige Flecken an

der Wand des Ofens in der Wohnſtube gegen die Stubenthür, und hinter dem Ofen eben daſelbſt an der Wand. Es wurde uns auch von dem Schwiegerſohn S. der Patientinn Schlafmütze und Kopftuch voller Blut und Hiebe, benebſt einem ziemlich ſchweren und ſcharfen Küchenbeil und ſcharfen mittelmäßigen Meſſerchen gezeigt, welches die mörderiſchen Inſtrumente geweſen ſeyn ſollten, die auch beide noch mit Blut beflekt waren. Wir ließen hierauf von dem noch gegenwärtigen Chirurgo K. die angelegten Bandagen wieder abnehmen, weil die Verblutung ſtille geworden war, und fanden folgende 13 Wunden an der Patientinn u. ſ. w. Die Wunden, welche hier weitläuftig beſchrieben werden, kann man füglich übergehen.

Weil nun die Empfindſamkeit der Wunden zu groß war, auch leicht neue gefährliche Verblutungen und Ohnmachten bei dem ohnehin ſchon geſchwinden und febriliſchen, jedoch ſchwachen Puls, nicht weniger auch noch künftige Schmerzen beim nöthigen Heften der großen Wunden zu beſorgen ſtunden, ſo konnte man vorjetzo keine Viſitation der ſämmtlichen Hauptwunden vornehmen und bemerken, wie tief ſolche ins Cranium gegangen wären. Man vermuthete aber doch, daß das Cranium und beſonders das Gehirn dabei nicht ſo viel gelitten haben konnte, weil die Patientinn völligen Verſtand und gar kein Erbrechen hatte, wie bei verleztem Gehirn und niedergedrukter oder geſpalteter Hirnſchaale gewöhn-

wöhnlich iſt. Man verband demnach die Hauptwunden gehörig, und verſahe ſolche mit warmen ſpirituöſen Aufſchlägen und Bandagen, die große Halswunde aber (eine Wunde am Halſe bei 3 Zoll quer über durch die aſperam arteriam oder Luftröhre und Oeſophagum oder Speiſeröhre, aus welch lezterer auch der gereichte Thee und Milch vor und nach dem Verbande herausgefloſſen) und die Ellenbogenwunde zog man mit 3 Heften zuſammen, bedekte ſelbige mit Pflaſtern, Aufſchlägen und Bandagen. Nach dem Verbande fand ſich Patientinn eben nicht ſchwächer, ſondern nahm auf Anbiethen etwas Milch zu ſich, um den Abgang des Blutes und der Kräfte erſetzen zu ſollen, die aber der Hefte unerachtet zwiſchen der Bandage aus der Halswunde wieder herausdrang, mit der Verſicherung auf beſchehene Frage, daß ſie nichts davon in dem Magen habe verſpüren können.

Die eine von den Wunden, nehmlich die große Halswunde, wurde von dem Medicus Herrn Hofmann, der vorhergehenden Viſitationsſchein ausgefertiget, für würklich tödlich erklärt, wie denn auch die Unglükliche Ermordete den andern Tag darauf bei einen heftigen Blutſturz würklich ihr Leben endigte. Bei der Section wurde die Tödlichkeit der Halswunde beſtätigt, und hierauf gründet ſich folgendes merkwürdige Urthel über den Mörder, welches ich ganz hieher ſetzen will, um zu ſehen, durch welche Veranlaſſungen der unglükliche Mann zu ſei-

ner

ner abſcheulichen That verleitet worden iſt, und welch eine Menge qualvoller Ideen vorhergehen mußten, ehe er ſich dazu entſchloß.

Hat ernannter C. als man ihn Artikelsweiſe vernommen, geſtanden und bekannt, daß er den ſeit vierzehn Tagen, und beſonders die lezten 4 Tage davon, gehegten Vorſaz, ſein Eheweib, Theodoren Reginen, ums leben zu bringen, am 15ten October des abgewichenen 1764ſten Jahres, Abends gegen 12 Uhr in der ordentlichen obern Wohnſtube der R — er Pfarrwohnung, worinnen ſein Eheweib ſo wie er in der daneben befindlichen Cammer zu ſchlafen pflegte, dergeſtalt zu Werke gerichtet, daß, da er aus dem Schnauben des Eheweibes, als er die Cammerthür ſachte aufgemacht, gemerkt, daß ſelbige im Schlafe liege, er aus der Cammer in die Stube gegangen, mit der Hand auf des Weibes Kopf gefühlt, ſodann nach dem Orte, wo er ſeine Hand gehabt, mit dem bei ſich gehabten Belle den heftigen Hieb gethan, und da hierauf das Eheweib im Bette ſich aufgerichtet, und nebſt dem bei ihr gelegenen Tochterkinde, dem H — ſchen Töchterlein heftig geſchrien, er mitler Zeit immer mit dem Beile auf das Eheweib weiter zugehauen, ſo ſehr ſie ſich mit den Füßen gewehrt, und damit ſie deſto eher ſterben ſollte, mit dem aus der Taſche und Scheide gezogenen Federmeſſer in die Kehle, wonach er zuvörderſt mit der linken Hand gefühlt, mit der rechten Hand geſtochen; ſelbiger da

da niemand anders da geweſen, alle die an derſelben befundenen Wunden zugefügt, alſo an deſſen, den 16ten October darauf, Nachmittags gegen 3 Uhr erfolgten Tode, weil er die Frau ſo verwundet, ganz allein Schuld ſey, und alſo eine prämeditirte Mordthat begangen habe.

Inquiſit geſtand in dem Verhör ferner, daß es keine Bosheit von Seiten ſeiner geweſen, die ihn zur Begehung der Mordthat bewogen, ſondern daß er dazu durch die Ungenügſamkeit ſeines Pfarrgehülfen, den man ihm Alters halben gegeben, und welcher nicht mehr mit der ihm bewilligten Hälfte der Pfarreinkünfte habe zufrieden ſeyn, ſondern Inquiſiten nur mit einem gewiſſen jährlichen Gehalt habe abfinden wollen, und durch die daher entſtandenen Zänkereyen mit ſeinem Eheweibe verleitet worden wäre. Dieſes machte dem armen blinden Manne, wie er im Verhör anzeigte, tägliche und ſehr bittere Vorwürfe darüber, daß er ſich ſeine Einkünfte durch den Adjunctus ſo ſehr abſchneiden ließe, und daß ſie ihr ihrem Manne zugebrachtes Vermögen ohnedem ſchon zugeſezt hätten. „Du räumſt dem Pfarrgehülfen, dies waren ihre täglichen Vorwürfe, zu viel ein, und macheſt mich unglüklich, und wenn wir einmal betteln gehen müſſen; ſo biſt du Schuld daran, desgleichen, wenn er ſterbe, und ſie ſolcher Geſtalt um ihren Unterhalt kommen werde, wolle ſie auf ſein Grab treten und ſagen: hier liegt der unbe-

ſon-

ſonnene Rabenvater, der weder für ſeine Frau, noch Kinder geſorgt hat. item. Am jüngſten Tage wolle ſie ſagen: hier iſt der gottloſe Rabenvater, richte ihn Gott nach dem ſtrengſten! denn er hat die Hölle an mir verdient; noch weiter und immer fort plagte ſie ihn mit bittern Vorwürfen, daß er ein alter unverſtändiger Rabenvater, und daß er werth ſey, daß man leute kommen und ihn mit Steknadeln zerkratzen ließe. Aus dieſen anhaltenden Zänkereien und Beängſtigungen, wovon ihm immer ſeine Gedanken vergangen und welcher Unfriede mit ſeinem Eheweibe 4 bis 5 Monat fortgedauert, ſey endlich die Verzweifelung und der Wunſch entſtanden, daß ſein leben ein Ende nehmen möchte. Er wäre bei dieſen Plagen denn auch zugleich mißtrauiſch auf die göttliche Vorſorge geworden, der Gedanke daß er und ſein Weib nicht mehr von den halben Einkünften der Pfarre hätten leben können, ferner daß nach ſeinem Tode ſein Weib würde Noth und Schimpf leiden müſſen, hätte nun vollends alles dazu beigetragen, ſich ſowohl, als ſein Weib aus der Welt hinaus zu ſchaffen, — ſich, um ſich von ſeinen vielen Plagen und bei ſeiner langen Blindheit ausgeſtandenen lebensüberdruß zu befreien, ſein Weib, um ſie vor aller künftigen Noth zu ſichern. Es ſey demnach in ihm der veſte Vorſatz entſtanden, ſein Eheweib zu ermorden, und ſich den Händen der Obrigkeit zu überliefern, damit auch er von der Welt käme, und aller ſeiner täglichen

chen Plagen und Noth ein Ende machen möge. Im übrigen ſey es durch Hülfe des Satans geſchehen, daß er ſo hintereinander in der Eile dem Weibe die Wunden zugefügt, wie ihm denn auch den ganzen Tag vorher geweſen, als wenn alle Teufel um ihm wären, ſo daß ihm ordentlich der Kopf gebrauſet.“ Zu allen dieſen Veranlaſſungen ſeiner ſchreklichen That kamen nun noch folgende Umſtände, die auch der Defenſor des Inquiſiten nüzte, um ihn vom Tode zu retten, nehmlich, daß ihn in den lezten ſieben Jahren der Schlag, ſo jedoch ein paarmal nur Schwindel geweſen, 5 bis 6mal gerührt, und ſeine Gemüthskräfte dadurch in eine Schwäche und Verwirrung gerathen wären; ferner daß er eine ſchlechte Lebensordnung beobachtet, von zähem und ſchwerem Geblüte geweſen ſey, und den Brantewein geliebt habe. Alle dieſe Umſtände konnten ihn aber doch nicht vom Tode retten, weil er wie er ſelbſt eingeſtanden, ſich ſeiner bei der verübten Mordthat völlig bewuſt geweſen, und die dabei vorkommenden Umſtände deutlich zeigten, daß er die Mordthat nicht in einem Anfall von Wahnwiz oder Raſerei begangen habe.

Es iſt der Mühe werth, die Gründe aus dem Urthel anzuführen, warum man die Vertheidigung ſeines Defenſors nicht für gültig annehmen wollte. „Wenn bei einem Verbrecher die Zurechnung der ausgeübten Miſſethat wegfallen ſoll, muß eine ſolche Schwäche und Ohnmacht des Gemüths und

der

der Seelenkräfte vorhanden ſeyn, die ihm das, was er gethan, und ob ſelbiges recht oder unrecht ſey, zu wiſſen und beurtheilen zu können, auſſer Stand ſezt: bei Inquiſiten hingegen desgleichen ſich keinesweges ereignet, ſintemal die genaue, und ſo weit andere Perſonen, als die verwundete C. ſelbſt, der Schwiegerſohn, die Magd und der Pfarrgehülfe davon wiſſen, und etwas melden können, richtige Erinnerungen der Umſtände ſeiner That, ſowohl als des unmittelbar vorhergegangenen und darauf erfolgten; ja ſelbſt der nach Anleitung des Inquiſiten ſummariſchen Ausſage Fol. 45. B. im 45 und 46ſten von ihm bejaheten Artikel gebrauchte Gedanke: Daß, wenn er des Weibes Mörder, er dadurch ſelbſt des Todes ſchuldig wäre, untrügliche Merkmaale ſind, daß vor- bei und nach ſeiner Miſſethat er ſich ſelbſt wohl bewußt, um die Unrechtmäßigkeit ſeines Vorhabens und deſſen Vollziehung einzuſehen auch nach den Geſetzen zu beurtheilen nicht weniger als unfähig, ſowohl daß das angegebene Brauſen des Kopfs, gleich als ob alle Teufel um ihn wären, in der That nichts anders, als die Erinnerungen des Gewiſſens, ſo ihm die Abſcheulichkeit ſeines Vorſatzes vorgehalten, geweſen: da weiter, daß er ſonſt und beſonders um die Zeit des verübten Verbrechens ungereimte oder widerſinnige Handlungen unternommen, keine Spur zu finden, ſondern er dergleichen ſich zu enthalten wohl gewußt; darneben damals trunken geweſen zu ſeyn vermeint,

auch

auch niemand daß er es geweſen, an ihm vermerket, alle Vermuthung, daß ſein Verſtand den Reizungen ſeines böſen Willens zu widerſtehn, wenn nur Inquiſit es thun wollen, unvermögend und nicht genugſam gewachſen geweſen, gänzlich hinweg fällt; vielmehr Inquiſit mit andern grober Miſſethat Schuldigen gemein hat, daß, anſtatt, was er ſich vorgenommen, wohl zu prüfen und ſodann den ſanften leitungen des das Unternehmen verwerfenden und mißbilligen Verſtandes zu folgen, er mit gänzlicher Beiſeitſetzung deſſen, weſſen ſelbiger ihn belehret, lediglich von den übereilten Trieben eines durch leidenſchaften aufgebrachten und verderbten Willens ſich überwinden und von ihm hinreiſſen laſſen; anbei daß Inquiſit, als ein ſiebenzigjähriger Greiß, dem das Alter als ein Vorbote des ſich ihm nähernden Todes vermittelſt Blindheit die Augen gleichſam bereits zugedrukt, und der mithin der Hitze aufwallender Gemüthsbewegungen weniger Herrſchaft über ſich einräumen ſollen, eines anſtändigern Abſchieds aus dieſer Zeitlichkeit ſich nicht befliſſen, dargegen auf ſo ſchändliche Art ſeinem Tode zugeeilet; als ein an die 39 Jahr im Prieſter-Amte ſtehender Prediger göttlichen Worts, die in dieſem vorgeſchriebene, und ohne Zweifel, ſolche Zeit über, andern geprediigte Zähmung des böſen Willens und Dämpfungen der aufſteigenden ſündlichen Begierden und Triebe ſelbſt nicht beobachtet, noch die Gründe, die er wieder das Mißtrauen in die göttliche Vorſorge und

die demſelben ſo oft auf dem Fuße folgende Verzweifelung andern eingeſchärfet, ſich vor Augen genommen, oder, um ihn davon zu erinnern, einen oder andern ſeiner Mitbrüder und Amtsgenoſſen angegangen; ferner, daß er die That nicht im Zank mit dem Eheweibe, wobei die jähling aufſteigenden erſtere, der menſchlichen Schwachheit unerwartet überwältigende, Regungen des Zorns wenigſtens als eine ſcheinbare Entſchuldigung hätten angeführet werden können, ſondern nach einer längſt vorhergegangenen Ueberlegung zu Folge, und da wenigſtens einige Stunden lang zwiſchen ihm und dem Eheweibe kein Wortwechſel vorgefallen, vielmehr Inquiſit sec. Artic. 72 und 74 demſelben, nur eine viertel Stunde vorher, mit falſcher Zunge diejenige Nacht gut zuzubringen angewünſchet, die er zu deſſen Abſchlachtung, und zwar laut des bejaheten 108ten Artikels, unaufhaltlich beſtimmt gehabt, über dieſes er das Eheweib im Schlafe überfallen, und dadurch, wenn ſie, wie er, nach Anleitung der Antwort auf den 103ten Artikel, darauf umgegangen, ſo fort unter ſeinen Händen verſtorben wäre, deren zu einem ſo plözlich als unvermutheten Uebergange in die Ewigkeit damals vielleicht nicht gefaßte Seele der Gefahr des ewigen Verderbens auszuſetzen, an ſich nicht ermangeln, auch von der Beharrlichkeit in ſeinem böſen Vorſatze, dabei ja freilich wohl ein guter Geiſt die Hand nicht geführet haben kann, weder durch die Gegenwehr des Wei-

des

des noch durch deſſen und des H—ſchen Kindes ängſtliches Schreien ſich abwendig machen laſſen, lauter ſolche Umſtände ſind, wodurch die Schwere des Inquiſiten Verbrechens mehr erhöhet als verringert wird. — —

c) Eben ſo auffallend iſt folgendes Beiſpiel von einem kalten Ueberdruß des Lebens.

Ewa Margretha K— 23 Jahr alt wurde wegen verſchiedener Verbrechen im Sept. vorigen Jahres (1755) in das Zuchthaus nach Onolzbach gebracht. Man empfing ſie gewöhnlich wie die Züchtlinge mit einer Peitſche, und einer von den Streichen verlezte ihre rechte Bruſt. Dieſe Behandlung machte den tiefſten Eindruk auf benannte Weibesperſon, und ſie fing an, lieber den Tod zu wünſchen als ein ſolches leben zu führen. Um aber deſto eher zu Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen, fiel ſie auf den ſchreklichen Gedanken einen Mord zu begehen, damit ihr auch ſodann das leben genommen werden, und auf ſolche Art Zeit gewinnen möchte ihre Sünden zu bereuen, und bei Gott Gnade zu erlangen, welche ſonſt durch Handanlegung an ſich ſelbſt verlohren gehen möchte. (Man ſieht hieraus deutlich, daß die meiſten Mörder, die andre umbringen, um ſich dadurch ſelbſt aus der Welt zu ſchaffen, aus einer mißverſtandenen Religioſität lieber Hand an andre legen). Sie præmedidirte gefliſſentlich den

Tod einer andern Weibsperſon, und führte ihr Vorhaben auch würklich auf folgende Art aus. Sie gab nehmlich vor, als eines Sonntages die Züchtlinge in die Kirche gehen mußten, daß ſie Bauchweh habe, und nicht den Gottesdienſt mit abwarten könne. Mit ihr wurde noch eine andere Züchtlinginn, Mederin mit Nahmen, zurükgelaſſen, welches ein äußerſt einfältiges Menſch war. Zu dieſer begab ſich Margaretha K — und ſtellte ihr vor, daß ſie beide, um ihres Jammers auf einmal los zu werden, ſterben wollen, und daß ſie (die Margretha K —) damit den Anfang machen wollte, daß ſie die Mederin zuerſt umbrächte. Die Mederin war damit zufrieden, nur machte ſie vorher die Bedingung, daß ihr das Umbringen nicht viel Schmerzen verurſachen ſollte. Sie legte ſich darauf auf eine Brücke im Zuchthauſe ausgeſtrekt hin, und die Mörderinn übte würklich die ſchrekliche That mit Abſchneidung des vordern Halſes mittelſt eines Ulmer Kreuzermeſſers an ihr aus, die einfältige Mederin empfing die tödlichen Meſſerſtreiche mit aller Gelaſſenheit, und ſtarb nach einer Stunde an den empfangenen Wunden.

Um zu ſehen, wie die unglükliche Mörderinn auf die abſcheuliche Idee ihre Mitgefangene hinzurichten gekommen ſey, und wie traurig die Veranlaſſungen dazu waren, will ich aus dem mediciniſchen Bericht über ſie nur noch folgendes hinzu ſetzen, woraus zugleich erhellen wird, wie hundiſch die

bar-

barbariſchen Aufſeher der Zuchthäuſer oft mit ihren Züchtlingen umgehen, und wie leicht bei ſolchen Unmenſchlichkeiten mörderiſche Gedanken in den armen, leidenden, gedrükten Menſchen entſtehen können.

Als ſie in das Zuchthaus gebracht wurde, wurde ſie frei hingeſtellt, mit aufwärts geſtrekten und an Händen geſchloſſenen Armen, da ſie denn vom Zuchtmeiſter, der ihr hinterwärts zur linken ſtand, zwanzig Streiche mit einer langen neuen Peitſche, die vom Handgrif bis oben ganz biegſam war, bekam. Während des Schlagens ſchwang ſich das oberſte Ende der Peitſche gewaltig auf ihre rechte Bruſt, und verurſachte eine ſo heftige Contuſion auf derſelben, daß ſie gleich aufſchwoll, blau, ſchwarz, gelb und roth wurde, wie die Brüſte denn zu werden pflegen, wenn ein Kind davon entwöhnt wird. Während der Geſchwulſt, ſagte ſie, habe ſie um Hülfe gebeten, man habe es ihr aber abgeſchlagen, und ſie zur Geduld verwieſen. Wie die Geſchwulſt nach 8 Tagen etwas nachgelaſſen, kamen erſt die Schmerzen von der Seite in die Bruſt hinein, als wenn mit Meſſern darinn geſchnitten wurde. Nach 14 tägigen erſchreklichen Schmerzen habe ſich die Bruſt oben an der linken Seite eröfnet, wo nichts als gelbes Waſſer herausgelaufen, wonach Geſchwulſt, Härte und Flecken vollends vergangen, auch die Schmerzen, die ſich etwas gelindert, blieben auch außen, ſo lange das Auslaufen dauert, wenn aber dieſes nachlaſſe, und die Oefnung zuge-

fallen; ſo kämen die Schmerzen wieder, ziehen ſich in die Bruſt gegen den Rücken in die Achſel, und von da gegen das Herz und davon bekomme ſie ſchweres Athmen und Stecken, und das heraus-laufende Waſſer mache ihr ſehr brennende Schmerzen.

Als man ſie fragte, was ſie denn aber zu der abſcheulichen That, ihre Mitgefangene umzubringen, bewogen habe? antwortete ſie: Furcht vor der Qual und ſcharfen Schlägen, die ſie im Zuchthauſe hätte erleiden müſſen, und noch wie lange hätte ausſtehen müſſen. Da wäre ſie denn auf den Gedanken gekommen: nehme ich mir mein Leben ſelbſt; ſo iſt meine Seele ewig verlohren; wenn ich aber das Menſch umbringe, und ſodann auch um das Leben komme; ſo kann ich meine Sünden bereuen und Gott wird meine Seele zu Gnaden annehmen.

Auf die Frage: ob ſie gegen die Entleibte einen Haß gehegt, oder ſie von dieſer ſey beleidigt worden? ſagte ſie, die Entleibte habe ihr kein Leid gethan, vielmehr wenn dieſer etwas leits geſchehen, ſey ſie allezeit auf ſie zugelaufen und hätte es ihr geklagt.

Auf die Frage: ob ſich die Entleibte nicht gewehrt? antwortete, daß ſie ſich ganz geduldig habe ermorden laſſen. Als man ſie fragt: ob ſie die Nacht nach der abſcheulichen That geſchlafen? erwiederte ſie, ſie habe eben gebethet, und da ſie darüber eingeſchlafen, und wieder aufgewacht, hätte

ſie

ſie das unterbrochene Gebet wo ſie vorher geblieben, wie ſie jeder Zeit gewohnt geweſen wieder fortgeſezt. Sie hätte kein Bedauern mit der Entleibten gehabt, und hätte eben gedacht: ſie könnten beide auf dieſe Art miteinander der Marter auf einmal entledigt und ſelig werden. Die Inquiſitinn zeigte ſich übrigens allezeit ganz gelaſſen, außer wenn man ihr die erſchrekliche That vorgeſtellt, wie dieſes durchaus nicht der Weg zur Seligkeit wäre, vielmehr ſie den Zorn Gottes auf ſich geladen, hat ſie geweint.

Der Arzt fand ſie ſtets vollkommen vernünftig, und ſezt in ſeinen Bericht hinzu, daß ſie ihre That blos aus Verzweifelung und Lebensüberdruß unternommen hätte, und dazu bei einem beſſern Unterricht in der Religion nicht gebracht ſeyn würde. Die Juſtiz verſtand dieſen Wink nicht — und weil man ſonſt oft mit der Todesſtrafe ſo äuſſerſt bereitwillig war, wurde das unglükliche Mädchen nicht lange nach ihrer That hingerichtet.

Aus vorhergehenden und hundert andern dergleichen Beiſpielen von Lebensüberdruß erhellet deutlich, daß ſehr viel Menſchen vor dem Tode lange nicht den Abſcheu haben, der uns allen ſo gemein ſeyn ſoll. Der Gedanke, nicht mehr zu ſeyn, iſt für ſehr viele lange nicht ſo ſchreklich, als wirs glauben. Von den Leiden des Lebens niedergedrükt, von allen verlaſſen, mit körperlichen Schmerzen beladen — ohne Hofnung daß es jemals beſſer werden kann, beſſer werden wird, iſt wohl der Entſchluß,

ſich ſelbſt umzubringen, lange nicht ſo ſchwer, als er uns bei geſundem Leibe, gutem Appetit, und äuſſern glüklichen wenigſtens erträglich guten Umſtänden zu ſeyn ſcheint. Aber warum richteten ſich jene Menſchen nicht lieber gleich ſelbſt hin, warum mordeten ſie erſt andere, damit ſie wieder gemordet würden —? dies kann man wohl nicht anders, als theils aus einer natürlichen Abneigung erklären, Hand an ſich ſelbſt zu legen, wenn noch Mittel vorhanden ſind, daß wir dies traurige Geſchäft andern überlaſſen können; theils aus einer religiöſen Furcht, daß man durch einen Selbſtmord ſich gleichſam den Himmel ſelbſt verriegeln würde, und daß man durch die Ermordung eines andern immer noch Zeit bekäme, an ſeiner Seligkeit zu arbeiten, was aus dem leztern Beiſpiel ſichtbar erhellet. Auſſerdem hat der Gedanke: ſich ſelbſt zu ermorden, bei aller ſeiner Entſezlichkeit, für den Unglüklichen, beſonders hypochondriſch Unglüklichen etwas Einladendes an ſich; — der Leidende erhebt ſich dadurch in ſeinen Gedanken über alles weg, was ihn einſchränken, was ſeine körperlichen Leiden vermehren kann. Ihm hat kein Menſch etwas mehr zu gebieten, er kann der ganzen Welt trozen, wenn er nicht mehr von der Todesfurcht gemartert wird. Alle Intriguen und Bosheiten der Menſchen gegen ſein Glük kommen ihm wie erbärmliche Spielwerke vor; — er darf nur einen Augenblik den Willen haben — ſeinem Leben ein Ende zu machen, und er iſt ewig von allen

Un-

Unannehmlichkeiten deſſelben befreit. Freylich müſſen große Verirrungen der Seele vorhergegangen ſeyn, ehe jener Entſchluß bei ruhiger Vernunft zur Reife kommen kann; allein ſelbſt die Vernunft kann ſich in ſolchen Augenblicken bisweilen das Anſehn geben, als ob ſie den Selbſtmord billigen dürfte, und es hat Leute genug gegeben, die aus Gründen der Vernunft Hand an ſich ſelbſt gelegt haben, ob gleich jeder der ſich nicht an ihre Stelle ſetzen kann, glauben wird, daß die Leute etwas geſcheidteres hätten thun können. Es iſt aber auch hier gemeiniglich nicht die Frage: was ſie hätten thun können; ſondern, was ſie nach der einmal vorhandenen Folge ihrer Vorſtellungen und Empfindungen durch einen unwillkürlichen Stoß ihrer Gefühle thun mußten.

Wer dieſen Punct nicht recht in Erwägung zieht, wird nie mit philoſophiſcher Toleranz über den Selbſtmord irgend eines Menſchen ein gehöriges Urtheil fällen, und wird Menſchen verdammen, die eher unſer ganzes Mitleiden verdienten, und die der Himmel wohl nicht nach unſern Syſtemen richten wird.

P.

2.

Krankheit der Einbildungskraft.

Nachricht von einer Frau, welche meinet, daß ſie geſtorben ſey, und durchaus als eine Geſtorbene wollte behandelt werden.

Nachſtehende Erzählung des Bonnet iſt von einer ſonderbaren Art. Ein ſonſt verſtändiges altes Frauenzimmer fängt auf einmal ſich einzubilden an, daß ſie geſtorben ſey, und begraben werden müſſe. Keine Vorſtellungen dagegen wollten etwas fruchten, man muß ſie, um ſie zu beruhigen, durchaus in einen Sarg legen; aber ſelbſt bei dem eingebildeten Tode verläßt ſie die weibliche Neigung nicht, ſich zu ſchmücken, ꝛc. — doch hier iſt die ganze Erzählung ſelbſt:

Eine ehrbar alte Frau von beinahe ſiebenzig Jahren ſaß friſch und geſund in der Küche, und bereitete eben die Speiſen zu, als ſie eine durch die Küchenthür eindringende Zugluft ſo heftig in den Nacken traf, daß ſie als wie vom Schlage gerührt, und an der einen Seite auf einmal gänzlich gelähmt wurde, ſo daß ſie die Tage hindurch faſt ganz einer todten Perſon glich. Vier Tage nachher bekam ſie ihre Sprache wieder, und ernannte diejenigen Frauenzimmer, welche ihr das Sterbekleid anziehen, und

und ſie, da ſie bereits würklich todt ſey, in den Sarg legen ſollten. Man gab ſich alle Mühe, ſie von ihrem lächerlichen Wahn zu befreien. Ihre Tochter und Bedienten machten es ihr ſehr begreiflich, daß ſie nicht geſtorben ſey; ſondern noch lebe; alles war umſonſt, die Todte wurde hitzig, und fing auf die Saumſeligkeit ihrer Freundinnen gewaltig zu ſchmälen an, welche ihr nicht gleich den lezten Liebesdienſt mit Beſchickung ihres Körpers erweiſen wollten, und wie die Freundinnen noch länger zauderten, wurde ſie im höchſten Grade ungeduldig, und wollte von einer Magd mit Drohworten ihre Ankleidung als eine Todte erzwingen. Endlich fand man es für nöthig, um ſie zu beruhigen, daß man ſie wie eine Leiche ankleidete, und würklich auf ein Paradebette legte. Sie ſelbſt beſchäftigte ſich hier, noch ſo galant als möglich zu erſcheinen, ſie ſtekte ſich die Nadeln anders, muſterte an dem Saume des Sterbekleides, und war mit der Weiße des Leinnens zu ihrer Beerdigung gar nicht zufrieden. Endlich fiel ſie in einen Schlaf, wo man ſie alsdann wieder auskleidete, und in ihr Bette legte. Kaum war ſie aber wieder erwacht, als die vorige Grille, daß ſie würcklich todt ſey, und beerdigt werden müſſe, wieder kam. Dieſer Paroxismus dauerte lange fort. Der Arzt gab ihr Pulver aus Edelſtein mit Opium vermiſcht. Da ſie endlich glaubte, daß ſie ſich noch würklich im Lande der Lebendigen befinde, äußerte ſie oft, daß ſie in Nor-

Norwegen bey ihrer Tochter wäre, und widerſprach allen denen mit größter Lebhaftigkeit, welche das Gegentheil ſagten. Bisweilen machte ſie Anſtalt zur Reiſe nach Coppenhagen, und war nicht zu überreden, daß ſie ſich ja ſchon an dieſem Orte aufhielt, bis man endlich auf ein liſtiges Mittel dachte, und ſie in einem Wagen außer dem Thor herumfahren, nachher aber in die Stadt zurückbringen ließ, da ſie denn ihr Haus kannte, und damahls eben aus Norwegen zurückgekommen zu ſeyn glaubte. Sie konnte Hände und Füße bewegen, und nach Gefallen gebrauchen. Das Eſſen ſchmeckt ihr wohl, und war in allen Stücken einem geſunden Menſchen gleich, außer daß ſie nicht ſchlafen konnte, wenn ſie nicht Opium nahm. Nachher bekam ſie ihren Paroxismus alle Vierteljahr, und wunderte ſich hernach allemahl höchlich, daß ſie wieder ins Leben zurückgekehrt ſey. Während der Zeit daß ſie ſich todt glaubte, hielt ſie mit längſt Verſtorbenen Unterredungen, richtete Gaſtmahle für ſie zu, und bewirthete die nüchternen Todten mit vieler Sorgfalt.

In gegenwärtigem Fall war die Vorſtellung des Frauenzimmers, daß ſie würklich geſtorben ſey, lebhafter als alle andre Ideen geworden, die ſie vom Gegentheil hätten überführen können, und dergleichen ähnliche Fälle ſind nichts ungewöhnliches. Als die Kranke vom Schlage gerührt wurde, bemächtigte ſich

ſich ihrer wahrſcheinlich der Gedanke mit größter Stärke: — nun ſtirbſt du. — Dieſer Gedanke blieb während der Zeit, da ſie noch nicht wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, der einzige und herrſchende in ihrer Seele. Alle andern Vorſtellungen wurden gleichſam unwillkürlich in Hintergrund der Seele geſchoben, und dieſe nahm durch ſeine Lebhaftigkeit überraſcht gar bald einen Habitus an, jenen Gedanken als herrſchend zu unterhalten. Die ungewöhnlichſten und ſeltſamſten Ideen können einen ſolchen Habitus bekommen, wenn die Seele aus ihrer gewöhnlichen Denkordnung auf einmal herausgeworfen, und in eine ganz neue Hauptidee hineingezwungen wird. Eine plözliche körperliche Unordnung im Gehirn, oder auch eine heftige Ueberraſchung können einen ſolchen Umtauſch veranlaſſen, und wir ſind dann nicht mehr im Stande, die Ungereimtheit der leztern einzuſehen, weil wir eine richtige Folge unſrer Vorſtellungen (ſelbſt beim Wahnſinne) zu bemerken glauben. Dieß iſt bei allen ſeltſamen Einbildungen der Fall. Der welcher ſie hat, kann ſich nicht überreden, daß es Einbildungen ſind, theils weil ihre Lebhaftigkeit nicht mehr eine Vergleichung mit andern natürlichern und und vernünftigern Vorſtellungen zuläßt; theils weil der Eingebildete keine Lücke, keinen Sprung in ſeiner neuen Denkform wahrnimt, und die Entwickelung aller ſeiner Nebenideen aus einer einzigen Hauptidee ihm ſehr natürlich und den Geſetzen des menſchlichen Denkens gemäß vorkommt. Hieraus

läßt ſich nun erklären, wie ſchwer es gemeiniglich iſt, Menſchen von lebhaften Einbildungen zu kuriren. Man muß gleichſam ihre ganze Gedanken-Methode umwerfen, wenn man ſie heilen will, man muß ihnen eine neue Ideenfolge unterſchieben, und was das ſchwerſte hiebei iſt, man muß die Hauptidee zwar nicht immer auf einmahl, ſondern durch allerlei Nebenwege, und nach und nach aus ihrem Beſiz hinauszuſtoßen ſuchen. Ferner läßt ſich hieraus erklären, warum Leute, die von einer gewiſſen Einbildung beherrſcht werden, gemeiniglich in Abſicht dieſer Einbildung äußerſt conſequent ſind. Sie ſchließen immer von Folge auf Folge, wenn ſie nicht anders ganz verrückt ſind, und verfahren dabei nicht ſelten nach einer ſo ſtrengen Syllogiſtic, daß man in ſo fern an ihren Schlüßen nichts ausſetzen würde, wenn die erſte Bedingung aller ihrer Theſen nur nicht aus der Luft gegriffen wäre.

P.

3. Müt-

3.

Mütterliche Grauſamkeit aus Melancholie und Verzweifelung.

Katharine Häuslerin, aus einem Dorfe bei Donauwörth, 45 Jahr alt und 12 Jahr Ehefrau eines harten, ſtörrigen Mannes, hatte, außer einem Fieber und derzuweilen in Unordnung gerathenen monatlichen Reinigung, keine Krankheit gehabt.

Zu Ende des Jahres 1785 hatte ſie im Dorfe, wo ſie wohnte, einer Kuh heimlich die Milch ausgemolken. Dies wurde erfahren, und ihr flehentliches Bitten, daß dieſer kleine Diebſtahl ihrem Mann verborgen bleiben möchte, wurde zwar gewährt; aber man hielt das Verſprechen nicht, und in der Folge bekam ihr Ehemann von dieſem Verbrechen der Frau erſt dunkle, dann klärere Nachricht.

Ein von den Gerichten des Kloſters zum heil. Kreutz in Donauwörth abgehörter Zeuge bezeugte, daß dieſe Frau immer brav, gottesfürchtig und häußlich geweſen wäre, aber immer vielen Sturm mit ihrem Mann gehabt habe. Von keiner Zerrüttung des Gemüths wuſte dieſer etwas: ein andrer ſagte: man habe zuweilen an ihr bemerket, daß ſie etwas hochmüthig ſey, und zuweilen vor den Leuten vorbeigehe, ohne ſie zu grüßen.

So,

Sowol dieſe Zeugenausſagen, als das nachherige Verhör der Unglüklichen nach Inquiſitionalartikeln beweiſen, daß ſie nach jener kleinen Uebelthat, aus Furcht wegen des Nachtheils ihres guten Namens, und wegen übler Behandlung ihres Mannes, falls die Geſchichte, die kaum verborgen bleiben würde, dieſem zu Ohren käme, nachdenkend, ängſtlich und tiefſinnig wurde. Aus den Akten erhellet, daß ſie gebeichtet, und zwar auf dieſe Sünde, welches bei Katholiken viel iſt, ohne nachherige Beruhigung gebeichtet habe. Sie hat oft gebetet, ohne zu wiſſen, was ſie bete, und trauete ſich nicht, es ihrem Manne zu ſagen. Ein heftiger Kopfſchmerz plagte ſie manchmal vierzehn Tage lang, während deſſen wuſte ſie oft nicht, was ſie that, ſie gab aber vor, immer dabei ihrer bewuſt geweſen zu ſeyn.

Am 1ten December 1786 erfuhr die Frau mit Gewißheit, daß ihr harter Mann ihren Milchdiebſtahl wiſſe. Oft vorher hatte er ihr gedroht, den Hals umzudrehen, falls ſich die Sage davon beſtätigen ſollte: nun ſezte er ſie darüber und zwar mit Heftigkeit zur Rede, und behandelte ſie mit Schlägen, deren ſie ſich doch beim Verhör nicht mehr zu erinnern wußte. Auf Befragen: ob und wie oft ſie geprügelt ſey? antwortete ſie: das wiſſe ſie nicht, ihr

Mann

Mann müſte es wiſſen, ſie habe kein Gedächtniß im Kopfe.

Sie zitterte bei dieſer Behandlung vor Furcht, und ging zu Bette, natürlich eine noch ſchlimmere Behandlung am folgenden Tage befürchtend. Ihre kleine Tochter von 7 Jahren kam zu ihr, ſie betete mit dieſer, und war entſchloſſen, ihren Mann, der ihr ſchon ſo oft den Tod gedrohet hatte, zu verlaſſen. Sie fragte ihre Tochter, ob ſie beim Vater bleiben wolle? dieſe wollte nicht, weil ſie die ſchlimme Behandlung des Vaters fürchtete.

Nun verließ ſie nach fleiſſigem Gebet mit dieſer Tochter und ihrem andern 10 Wochen alten Kinde früh Morgens das Haus. Noch beim Fortgehen fragte ſie ihre Tochter: ob ſie beim Vater bleiben wolle? lieber ſterben, als beim Vater bleiben! war die Antwort des Kindes.

Dieſe Antwort des Kindes, und die überall beengte und verzweifelte lage der Mutter, der bei Tiefſinnigen ſo leichte Gedanke, durch einen erſt verübten Mord deſto leichter in den Himmel zu kommen, und die ſchlechte Behandlung der Kinder, die ſie voraus ſahe, falls ſie mutterlos beim Vater erzogen wurden, — dies alles bewog ſie zu dem grauſamen Entſchluß,

 ihre

ihre beiden Kinder zu erſäufen. Sie nahm das kleine auf den Arm, führte die Tochter an der Hand zum Hauſe hinaus, ließ, da ſie an die Donau kam, das Mädchen niederknien und beten, bat das Mädchen, Gott zu bitten, daß ſie einen rechten Tod ſterben, und nicht auf gleiche Art umkommen möchte, machte mit derſelben zweimal Reue und Leid, band das kleine Kind der Tochter in die Arme, das Mädchen küßte das kleine Kind mit den Worten: „liebes Brüder'l, nun müſſen wir ſterben.“ Die Mutter machte beiden das Kreuz, ſagte zu der Tochter: laß fein dein Brüderlein nicht von dir, und warf beide in die Donau.

Sie ſah ihnen nach, und machte beiden das Kreuz. Verzweifelnd ſah' ſie, daß beide Kinder voneinander waren, um nicht ſelbſt ins Waſſer zu ſpringen, ſah ſie ſich nicht weiter um.

Nun zog ſie ihre Schuhe aus, ging ſchnell fort, und betete gehend, aber über ihre Unthat beruhigt, weil ſie glaubte, ein Gott gefälliges Werk gethan zu haben, weil ihr Mann ihr immer mit dem Umbringen gedrohet, und ſie ein übles Schikſal ihrer Kinder befürchtet habe. Sie ging gerad in die Fronfeſte. Sie erzählte da ihre That, und bat, verwahret zu werden. Alle ihre Ausſagen liefen dahinaus, daß ſie ihre Kin-

Kinder erſäuft habe, um ſie gegen die Behandlungen ihres grauſamen Vaters zu ſichern, und daß ſie nichts ſuche, als hinzukommen, wohin ſie gehöre, in die Ewigkeit. Sie habe beim Erſaufen ihrer Kinder nichts weiter gedacht, als: Himmliſcher Vater, ich ſchenke dir in deine Hände meine zwei Kinder, und gieb mir die Gnade, daß ich meine Sünden möge beichten, und mein Leben für ſie geben, wenn ich ſie ums Leben gebracht! Nur da fühlte ſie Entſetzen und Mitleid, da ſie ihre Kinder von einander getrennt im Waſſer ſchwimmen ſah.

Zur Seelennaturkunde.

Materialien zu einem analytiſchen Verſuche über die Leidenſchaften.

Siehe das 3te Stück des 5ten Bandes dieſes Magazins.

Fortſezung.

Eiferſucht.

Dieſer Affect, welcher ſo oft die ſonderbarſten und ſeltſamſten Erſcheinungen im Gebiete menſchlicher Empfindungen veranlaßt, die klügſten Menſchen verblendet, die gütigſten Herzen barbariſch und grauſam macht, und wenn er heftig iſt und lange dauert, der Seele und dem moraliſchen Charakter nicht ſelten eine ganz neue, unerwartete Richtung giebt, iſt ein Gemiſch von Neid und beleidigter Selbſtliebe. Wir gönnen dem andern die Gunſtbezeigungen nicht, welche der geliebte Gegenſtand jenem erzeigt, oder zu erzeigen ſcheint, und fühlen uns gleichſam beleidigt, daß wir jene Gunſtbezeugungen mit andern theilen, oder daß wir wegen eines andern, der mehr gefällt, als wir, ſie gar verliehren ſollen.

Wir

Wir ſind gewohnt das, was wir lieben, ſelbſt wenn wir es nicht beſitzen, und nicht beſitzen können, für eine Art unſers Eigenthums zu halten. Eine Erſcheinung, die daher rührt, daß das beſtändige Andenken an den geliebten Gegenſtand, die Sorge und Bemühung für ſeine glückliche Fortdauer, die Theilnahme an ſeinen Veränderungen, und vielleicht nur ein geiſtiger Umgang mit demſelben uns ein Recht auf denſelben zu geben ſcheint, und ihn gleichſam in alle unſre Gefühle und Gedanken hinein webt; — oder auch mit daher, daß ſich der geliebte Gegenſtand auf irgend eine Art uns ſelbſt als Eigenthum dargeboten hat, und wir über ſeine Empfindungen und Handlungen herrſchen können. Jemehr und zärtlicher wir lieben, jemehr betrachten wir den geliebten Gegenſtand als etwas, das uns zugehört, und jemehr fürchten wir denn auch, ihn zu verliehren, ſelbſt dann noch, wenn kein reeller Grund dieſer Furcht vorhanden iſt, und vorhanden ſeyn kann. Betrachten wir jenen Gegenſtand nicht mehr als unſer Eigenthum, wird unſre Eigenliebe nicht mehr in ſein Intereſſe hineingezogen; ſo beneiden wir auch den nicht, welcher ihn beſizt; ja wir beklagen ihn wohl gar, wenn wir einſehen, daß der Beſitz deſſelben ihn nicht glüklich machen könne, und freuen uns nicht ſelten, wenn wir alle vorige Verbindungen mit dem nun nicht mehr geliebten Gegenſtande aufheben dürfen.

Ich will hier keine ausführliche Abhandlung über die Eiferſucht, ſondern nur wieder Materialien zur nähern Kenntniß dieſer Leidenſchaft liefern, um meinen Leſern neuen Stoff zum weitern Nachdenken zu geben. Uebrigens iſt, wie ich glaube, auch in dieſen Materialien nichts enthalten, was ſich nicht aus der Erfahrung, dieſer Grundquelle aller pſychologiſchen Beobachtungen, und aus der Natur des menſchlichen Willens darthun läßt.

a) Der pſychologiſche Grund der Eiferſucht iſt vornehmlich die Liebe; von dieſer empfängt ſie ihre verſchiedenen Modificationen, ſo wie auch vom Temperament, Zeitumſtänden, Alter und der Verſchiedenheit der Einbildungskraft, welche bei dem Eiferſüchtigen ſo erſtaunlich reizbar iſt. Doch kann man nicht allgemein ſagen, daß wir den Gegenſtand auch würcklich allemahl lieben müßten, auf welchen wir eiferſüchtig ſind. Da bei der Eiferſucht unſre Eigenliebe gemeiniglich und nicht ſelten ganz allein interreſſirt iſt; ſo können wir gegen Perſonen eiferſüchtig ſeyn, die uns längſt nicht mehr zur Liebe gereizt haben, deren Zuneigung aber gegen uns doch immer noch etwas Schmeichelhaftes für uns bleibt. Es kommt uns ſo vor, als ob wir immer noch ein Recht auf denjenigen behielten, welcher einſtmahls unſre Zuneigung erregt, und unſer Herz beſeſſen hat, wir erinneren uns noch mit Vergnügen der angenehmen Augenblicke, die wir

durch

durch den Umgang mit ihm genoſſen, der Schwierigkeiten die wir einſt dabei überwanden, und der vergangenen Liebe überhaupt, die uns oft lange nach ihrem Ende mit einer innern Wonne erfüllt, wenn wir gleich ſie hinterher zu bereuen Urſach hatten. Ueberdem geſchieht es ſehr oft, daß uns der vorhergeliebte Gegenſtand, wenn wir gleich keine Empfindungen mehr für denſelben zu haben ſcheinen, wenn er uns ganz gleichgültig geworden iſt, bisweilen noch von ſeinen liebenswürdigen Seiten, und nur von dieſen erſcheint. Die vorige Liebe kehrt durch eine Täuſchung unſrer Gefühle und mit ihr die Eiferſucht wieder zurück.

Leute die ſich einander geliebt haben, und endlich durch allerlei Umſtände gegen einander gleichgültig geworden ſind, empfinden ſonderlich bei einem lebhaften Temperament jene Widerkehr der Leidenſchaft nicht ſelten mit einem innern Gefühl von Wehmuth, und bereuen es dem geliebten Gegenſtande auf irgend eine Art Gelegenheit zur Erkaltung der Liebe gegeben zu haben, und dieß geht oft ſo weit, daß man lieber ein Unrecht von der geliebten Perſon ertragen zu haben wünſcht, als daß man dagegen empfindlich geſchienen hat.

b) Es giebt Fälle, wo wir ſelbſt gegen diejenigen Perſonen einen Grad der Eiferſucht empfinden, die wir haſſen. Wir ſind in unſrer Eigenliebe oft

ſo ungnügſam, daß wir doch von andern eine Art Zuneigung erwarten, gegen welche wir aufgebracht ſind, und daß eben dieſe Menſchen unſre Eiferſucht rege machen wenn ſie nicht uns, ſondern andern jene Zuneigung zu erkennen geben. Noch leichter läßt ſich jener eiferſüchtige Haß erklären, wenn eine würkliche Liebe vorhergegangen iſt, die in der Seele verſteckte Spuren ihrer vorigen Gewalt zurück gelaſſen hat. Durch perſönliche und andere Beleidigungen, durch getäuſchte Hofnungen und Bilder, die wir uns von den vortreflichen Eigenſchaften eines Frauenzimmers gemacht haben, durch eine vielleicht ſehr zufällige Umſtimmung unſrer Denkungsart und Gefühle, vielleicht auch durch ein Uebermaas unſrer Lieblingsleidenſchaft ſelbſt, ſind wir gegen den geliebten Gegenſtand auf einmahl gleichgültig geworden, aus dieſer Gleichgültigkeit iſt bald Kälte, und endlich durch eine wichtig hinzu gekommene Urſach ein würklicher Haß entſtanden, der vielleicht um ſo ſtärker geworden iſt, je heftiger die vorhergehende Liebe geweſen war. Alle heftige Leidenſchaften dauren nicht lange, und die Zeit ſtumpft ihre Würkungen ab. — Der Haß nimt nach und nach wieder ab, die erſten Eindrücke der Hitze verlieren ſich, die täuſchende Geſchlechtsliebe miſcht ſich wieder ein, und ſo ſchwankt die Seele zwiſchen einem Gefühl von Zärtlichkeit, daß ſie ſich gern verbergen möchte, und eine ſtille Eiferſucht erzeugt, und zwiſchen dem entſtan-

denen Haß, bis entweder dieſer oder jene die Oberhand behält. Iſt der Haß von der Art, daß er ſich durch ein Opfer von Demüthigung und Nachgeben beſänftigen läßt, oder bloß daher entſtand, weil der geliebte Gegenſtand die uns gebührende Hochachtung aus den Augen ſezte; ſo wird die heimlich verſteckte Liebe ſtets mit einer ſtillen Eiferſucht auf jenen Gegenſtand zurückblicken. Oft kann es aber auch geſchehen, daß wir eine Perſon darum zu haſſen anfangen, weil wir ſie nicht ohne eine gerechte Eiferſucht lieben können, und weil ſie uns zu viel Gelegenheit zu dieſer äußerſt läſtigen Leidenſchaft giebt.

c) So wahr die vorhergehende Bemerkung und Erfahrung iſt, ſo gewöhnlich iſt auch auf der andern Seite die Erſcheinung, daß eine entſtandene Jalouſie die gleichgültigen Herzen wieder erwärmt, und die abnehmende Zärtlichkeit ſtärckt. Eine Erfahrung, der ſich die weibliche Coquetterie oft ſo meiſterlich gegen unſer Geſchlecht zu bedienen pflegt. Auf das, was wir mit Sicherheit beſitzen, oder zu beſitzen glauben, wenden wir nicht die Sorgfalt und Aufmerkſamkeit an, die wir bei Gegenſtänden anwenden, die wir zu verliehren glauben. Die gleichgültigſten Dinge werden uns wieder wichtig, wenn man uns ihren Beſitz ſtreitig machen will, zu mahl wenn unſere Ehre darunter leidet, ſie würklich verlohren zu haben. Vielleicht iſt uns auch weniger daran gelegen eine Perſon

würcklich zu beſitzen, als der Welt zu zeigen, daß wir uns in ihrem Beſitze zu erhalten wiſſen, und in dieſem Falle iſt die Jalouſie mit ein Werk der Eitelkeit.

Zu dem Betragen eines eiferſüchtigen Ehemannes gegen ſeine Gattinn wird eine große Klugheit erfodert, wenn er dadurch ſeine Eiferſucht mehr gewinnen, als verliehren will, und hier können hundert Fälle eintreten, wo die weibliche Zärtlichkeit durch die Jalouſie des Gatten mehr ab als zu nimt. Wenn gleich allgemein genommen es der weiblichen Eitelkeit immer ſchmeichelt, wenn ein andrer eiferſüchtig iſt; ſo bleibts doch immer auch etwas gefährliches, der weiblichen Zärtlichkeit gegen andre zu enge Gränzen zu ſetzen, was bei der Eiferſucht offenbahr geſchieht. Das ängſtliche Auflauren des Ehemannes auf alle Blicke, Mienen, Worten und Handlungen ſeiner Gattinn, die oft ſehr ſonderbare Proben von Mißtrauen, die er ihr giebt, die ſichtbare Verachtung deſſelben gegen die, welche er in Verdacht hat, die Plumpheit und Undelicateſſe, mit welcher er ſeine Gattinn einzuſchränken und von dem Umgange mit ihren Verehrern zurückzuziehen ſucht, werden das Weib nur deſto mehr reizen und vielleicht wohl gar auf die Gedanken von Hintergehungen bringen, auf die ſie ohne die ungeſchikte Eiferſucht ihres Mannes vielleicht nie gefallen ſeyn würde. Unzählig oft iſt

es beſſer, die kleinen Coquetterien ſeiner Gattinn gegen andere nicht zu bemerken, und lieber im Stillen zu leiden, als jene durch äußere Ausbrüche der Jalouſie aufzubringen — denn ein Eiferſüchtiger Ehemann bleibt für ein vernünftiges Weib ein läſtiges und ſehr lächerliches Ding, und wehe dem Manne! der ſeinem Weibe augenblicklich in einer lächerlichen Geſtalt erſcheint, ſelbſt wenn er aus Liebe dieſe lächerliche Geſtalt angenommen hat.

d) Man wird faſt allgemein bemerken, daß diejenigen Mannsperſonen oder Frauenzimmer am leichteſten zur Eiferſucht geneigt ſind, welche ſonſt andern viel Gelegenheit zur Jalouſie gegeben haben. Die Sache iſt ſehr natürlich, ſie haben Proben gemacht, und erfahren, wie leicht das menſchliche Herz durch die Liebe hintergangen werden kann, und wie leicht ſich oft die veſteſte Tugend in die Arme eines Liebhabers oder eines verführeriſchen Weibes wirft. Sie fürchten, daß ihnen eine Art von Wiedervergeltungsrecht geſchehen möchte, und weil ihrer Seele ſtets eine Menge von verliebten Abentheuern und Romanen vorſchwebt; ſo glauben ſie alle Augenblick, daß ihnen von dem geliebten Gegenſtände ähnliche Streiche geſpielt werden könnten.

e) Die verſchiedenen Grade der Eiferſucht hängen von ſehr vielen Urſachen ab, die theils in der

der phyſiſchen, theils moraliſchen Natur und in den äußern Verhältniſſen unſrer Lage ihren Grund haben. Das Clima hat einen ſichtbaren Einfluß auf dieſe Leidenſchaft. In den kältern Zonen der Erde, wo das Blut der Bewohner ſehr froſtig iſt, und die Kälte die Lebhaftigkeit zärtlicher Empfindungen hindert, biethen die Männer ihre Frauen den ankommenden Freunden freiwillig an, und nehmen es ſehr übel, wenn man ſie verſchmähet; im Orient hingegen wo die Hitze des Bluts viel größer iſt, und die Liebe beider Geſchlechter ſo leicht über alle Gränzen ausſchweift, iſt auch die Eiferſucht der Mannes- und Frauensperſonen viel heftiger. Dort verbietet ſie den Weibern, mit offenen Geſichte zu erſcheinen, und ſchließt ſie in einſame Harems ein. Doch kann es auch noch einen andern Grund von den verſchiedenen Graden der Eiferſucht zwiſchen den nordlichen und ſüdlichen Erdbewohnern geben, als das Clima. Die Frauen der Samojeden, Zemblaner, Borombier, Lappen, Grönländer und Esquimaux ſind ſehr häßlich, und flößen leichter einen Ekel als eine Zuneigung gegen ſie ein, die Männer derſelben haben alſo keine Urſach, eiferſüchtig auf ſie zu werden, ſondern können es als eine Ehre anſehn, wenn ihre ſchmutzigen und häßlichen Geſchenke nicht zurück gewieſen werden. Hingegen zeichnen ſich die Weiber der Türken, Perſer und Chineſer, wo die Jalouſie oft bis zu den lächerlichſten Narrheiten ſteigt, durch eine blendende

Schön-

Schönheit aus, und bei ſolchen Weibern, die ohne- hin ſo ſehr zum ſinnlichen Genuſſe vermöge der Hi- ze ihres Bluts geneigt ſind, haben ſie denn freilich alles zu befürchten, was auch in Italien und Spanien der Fall iſt, wo die Banditen gröſtentheils von ei- ferſüchtigen Ehemännern ihren Unterhalt bekom- men.

f) Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß die wärmſte und herzlichſte Freundſchaft, durch nichts leichter getrennet werden kann, als wenn ein Freund auf den andern eiferſüchtig zu werden anfängt. Ich habe hierin die geſchickteſten Köpfe fehlen geſehen; ein Beweis, daß die erhabenſten und edelſten Zuneigungen gegen andre weichen müſſen, wenn die Liebe die Herrſchaft in der Seele führt. Der Freund, den wir vorher herzlich liebten, deſſen Talente wir ſchäzten, deſſen Umgang uns lieber, als alles in der Welt war, für den wir das Leben gelaſ- ſen hätten, und an dem wir vielleicht gar nichts ſchlechtes und unvollkommnes ſahen, erſcheint uns durch das Verkleinerungsglas der Eiferſucht betrach- tet, auf einmal in einem ganz andern Lichte, er wird erſt ein Gegenſtand der Gleichgültigkeit für uns, ſeine Schikſale rühren uns weniger als vorher, wir nehmen nur noch ſchwachen Antheil an ſeinem Glück, bis wir ihn endlich wohl gar zu haſſen und zu verachten anfangen. Wir wollen es der Welt nicht gern wiſſen laſſen, daß uns eine närriſche Ei-

fer-

ferſucht gegen ihn kalt gemacht hat, wir ſuchen Entſchuldigungen auf und finden ſie in irgend einem Fehler deſſelben, ſo klein er auch immer ſeyn mag, und ſo leicht wir ſonſt darüber wegſehen. Es koſtet uns nun nicht mehr Ueberwindung, von dieſem Fehler mit andern zu reden, und ihn durch eine zweideutige Darſtellung noch ſchwärzer zu machen. Es gereuet uns, daß wir mit einem Manne ſonſt einen ſo vertrauten Umgang gehalten haben, der uns ſo ſchlecht zu belohnen ſcheint, wir können mit einer heimlichen Freude daran denken und wünſchen, daß er gar nicht vorhanden ſeyn möge, und wir werden es mit Vergnügen hören, wenn uns der Arzt ſeine Krankheit als gefährlich ſchildert. Sehr ungerecht und unverſtändig handelt der Eiferſüchtige gemeiniglich darin, daß er den Gegenſtand ſeiner Jalouſie in Gegenwart ſeiner Gattinn oder Geliebte ſo ſchwarz abzumahlen ſucht, als es nur möglich iſt. Man will dadurch den Eindruk auslöſchen, welchen er auf das weibliche Herz gemacht hat, oder ihn verhindern, wenn er noch nicht davon eingenommen iſt, obgleich dies die Aufmerkſamkeit des Frauenzimmers auf jenen Gegenſtand oft mehr reizt als unterdrückt. Wir ſehen es gern, wenn andre von unſerm vorigen Freunde lieblos ſprechen, und gewinnen die gewiſſermaßen lieb, die es thun. Jede Herunterſetzung deſſelben ſcheint für uns ein Gewinn zu ſeyn, ſo wie wir durch jedes Lob deſſelben, ſonderlich wenn es unſre Geliebte hört, etwas zu verliehren glauben.

g) Noch

g) Noch heftiger und wüthender wird der Haß des Gemüths, wenn eine Freundin auf die andre eiferſüchtig zu ſeyn Urſach zu haben glaubt. Alle Freundſchaft und Vertraulichkeit wird denn gemeiniglich auf einmal abgebrochen, alles Gute wird an der Freundinn verkannt, alle Fehler in das helleſte Licht geſtellet. Nie iſt die Mediſance wortreicher, lauter, beißender, giftiger als bei einem eiferſüchtigen Frauenzimmer, zumal wenn ihr die Reitze fehlen, wodurch der entwiſchte Liebhaber noch aufgehalten werden könnte, und durch nichts läuft der Verſtand der klügſten Weiber leichter davon, als durch jenen wilden Affect. — Ueberhaupt möchte ich behaupten, daß das andre Geſchlecht viel eiferſüchtiger, als das unſrige iſt, weil alle ſeine Leidenſchaften eine größere Lebhaftigkeit haben, und weil es eitler, als das unſrige iſt, folglich durchaus nicht gern etwas verliehren mag, was ſein feines Ehrgefühl unterhält. Die Geſchichte der Menſchheit zeigt uns unzählige Beiſpiele von den heftigen Ausbrüchen der weiblichen Eiferſucht, vielleicht hat keine Leidenſchaft des menſchlichen Gemüths ſo fürchterliche Ränke, ſolch eine ſchrekliche Rachſucht, und ſo viel unerhörte Bosheiten erſonnen, als die weibliche Jalouſie. Wie oft hat ſie Unſchuldige ermordet, blühende Familien ins größte Elend hinabgeſtürzt, ewigen Hader zwiſchen ſich liebenden Gatten und Freunden geſtiftet! Ihr höchſter Grad war wohl der, wenn ſie ſelbſt die, die

ſie

ſie liebte, mit langſamer Ueberlegung hinzurichten ſuchte.

„Wenn ſich die Eiferſucht, ſagt Montaigne, von den Frauenzimmern, dieſer armen, ſchwachen und ohnmächtigen Seelen bemächtigt, ſo iſt es erbärmlich, wie grauſam und tyranniſch ſie dieſelben hin und her reißt. Sie ſchleicht bei ihnen unter den Namen der Freundſchaft ein, allein, wenn ſie dieſelbe einmal in ihrer Gewalt hat, ſo wird eben das, was ſie ſonſt liebreich machte, die Urſache des grauſamſten Haſſes. **Unter allen Krankheiten der Seele findet keine mehrere Nahrung und weniger Hülfsmittel, als dieſe.** Die Geſundheit, die Verdienſte und der Ruhm eines Mannes ſelbſt geben zu ihrer Feindſeligkeit und Raſerei Anlaß. — Dieſes Fieber verunſtaltet und verdirbt alles Schöne und Gute, was ſie ſonſt an ſich haben. Eine eiferſüchtige Frau mag noch ſo ſchön und zurückhaltend ſeyn, ſo ſcheinen doch alle ihre Handlungen feindſelig und ungeſtüm. Eine raſende Unruhe bringt ſie auf lauter Ausſchweifungen, wodurch ſie freilich ihre Sache immer noch ärger macht.“

Ich führe zur Beſtätigung der vorhergehenden Bemerkungen noch eine Stelle aus einem Buche an, welches voll von vortreflichen pſychologiſchen Bemerkungen Entwicklungen unſerer Leidenſchaften iſt, und vom gelehrten Publicum nicht ſo viel geleſen worden iſt, als es verdient, nemlich aus Ewalds

Schrift

Schrift über das menſchliche Herz. Theil 3. Seite 128.

„Wer die Macht der Eiferſucht aus eigener Erfahrung kennt, wird geſtehen, daß ſie die ſchrecklichſte unter allen Leidenſchaften und diejenige Empfindung ſey, welche nach der Marter der Todesangſt den erſten Platz behauptet. Ich betrachte ſie hier nach ihrem höchſten Grade, und nach ihrem weiteſten Umfange. Hier hat ſie die heftigſte Liebe, das heftigſte Verlangen nach dem Beſitz einer geliebten Perſon zum Grunde, von welcher wir glauben, daß ſie uns nicht wieder liebe, unſre Neigung zu ihr verſchmähe, und dabei eine andre Perſon liebe, nach deren Beſitz und Genuß ſie ſich ſehne. Dieſer Gedanke ſtürzt uns in den tiefſten Gram, und erfüllt uns mit der heftigſten Unruhe und Angſt. Die Heftigkeit dieſer Leidenſchaft entſtehet dadurch, daß ſich mehrere Leidenſchaften in ihr vereinigen und gemeinſchaftlich das menſchliche Herz beſtürmen. Hier iſt das heiſeſte Verlangen nach dem Beſitz des geliebten Gegenſtandes, die heftigſte Furcht, ihn zu verlieren, und in den Armen eines andern zu ſehen, die Empfindung verſchmähter Liebe; des beleidigten Ehrgeitzes, fehlgeſchlagener Bemühungen und Erwartungen, Rache gegen den, dem der geliebte Gegenſtand den Vorzug vor uns giebt, oder der ſich um die Gunſt deſſelben zu bewerben ſcheint. In der Einſamkeit, oder

oder unter Umſtänden, wo wir unſrer Leidenſchaft keinen freien Ausgang verſtatten können und dürfen, würken alle jene Empfindungen und Leidenſchaften, die die Eiferſucht erzeugen, mit vereinigten Kräften in uns; unſer Herz iſt beklemmt und zuſammengepreßt, wir verändern unſere Geſichtsfarbe, ſind äußerſt niedergeſchlagen und traurig, ſeufzen, und bemühen uns oft vergeblich in unſern Augen die Thränen zurück zu halten; wir zittern, und ſind in größter Verlegenheit und Zerſtreuung; unſre Seele vergißt auf dasjenige was um uns vorgeht aufmerkſam zu ſeyn, denn ſie hängt nur mit ihren Gedanken an dem Gegenſtande ihrer Leiden, und iſt nur mit ihrem innern martervollen Zuſtande beſchäftiget. Dieſe ihre Gedanken fahren in wilde Aufruhr untereinander, indem bald dieſe bald jene beſondere Leidenſchaft und Empfindung in dem Herzen die Oberhand gewinnt, und der Seele Gedanken zuſtrömt. Die Augen ſehen wild und ſtarr, die Augenbraunen nebſt der Stirne ſind in die Höhe gezogen, die Lippen zuſammengepreßt, die Naſelöcher geöfnet, die Backen eingefallen und zuſammengerunzelt; bald wird das Geſicht bleich, bald durch den Anblick des geliebten Gegenſtandes, der das Verlangen die Empfindung des beleidigten Ehrgeitzes und verſchmäheter Liebe rege macht, oder durch den Blick auf den vermeinten Nebenbuhler, der in dem Herzen die Rache und den Zorn entflammet, geröthet, und der ganze Körper des Eiferſüch-

ſüchtigen in heftige Bewegung und Unruhe geſezt; kaum daß der Arme eines Augenblicks Ruhe zu genießen ſcheint, und ſeinem bangen Herzen durch Seufzer Luft verſchaft, durchfahren Schwerdter ſein Herz und Eingeweide, und zerreiſſen ſein Innerſtes. In Augenblicken, worinn ſich der Eiferſüchtige freier überlaſſen iſt, wo ſein gequältes Herz ſich unaufgehalten öfnen kann, zeigt ſich bald dieſe bald jene einzelne Leidenſchaft und Empfindung in ihrer eigenthümlichen Geſtalt und Würkung, je nach der Beſchaffenheit ſeiner Lage und Umſtände, und nach dem Betragen des Gegenſtandes ſeiner verſchmähten Liebe, oder deſſen, der der vermeinte Störer ſeiner Ruhe iſt, und den er für den Widerſacher hält, der ihm den Beſitz des geliebten Gegenſtandes ſtreitig macht. Dort blutet ſein Herz bald vor inniger Wehmuth, und macht ſein Aug in Thränen ſchwimmen, bricht in jammervolle Klagen und Seufzer aus, er ringt und windet die Hände, er ſpart keine Worte, ſeine Sprache ſtrömt aus der Fülle ſeines Gefühls, um ſeinem geliebten Gegenſtande den ganzen unermeßlichen Umfang ſeiner Liebe vorzubilden, und ihn zur Gegenliebe zu bewegen; bald bricht er beim Widerſtand in Vorwürfe aus, er fühlt ſich in ſeiner ganzen verächtlichen Kleinheit, ſein gereizter Ehrgeitz wirft ihm die Lippen empor, macht ſeine Blicke und ſein ganzes Geſicht wilder, ſein Körper beugt ſich beim widerkehrenden Gefühl ſeines eigenen Werths, vom

dem verſchmähenden Gegenſtande ab, und mit halb verwendetem Geſicht blickt er ſeitwärts mit einem verachtenden Blicke nach ihm. Gegen ſeinen vermeinten Nebenbuhler iſt er zornig, und droht ihm ſeine ganze volle Rache, und wenn er ſie ausübt, iſt er grauſam und ohne Schonung. Iſt der Eiferſüchtige ein Mann von Lebensart und Sitten, verſteht er ſich auf die Unterdrückung der Leidenſchaften; ſo wird er ſich ſeines Nebenbuhlers auf feinere Weiſe verſichern, und ſeinem heimlichen Verſtändniſſe mit beſſerer und künſtlicher Art Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen ſuchen. Es iſt ohnmöglich, das Bild des Eiferſüchtigen unter eine einzige Anſicht und in einen ſolchen Geſichtspunckt zu ſtellen, wo man ihn mit einemmahl überſehen kann; denn in ihm löſt immer eine Leidenſchaft und Empfindung die andere ab, und ſein innerer Zuſtand wechſelt mit ſeiner äußern Geſtalt faſt alle Augenblicke; alle dieſe Leidenſchaften und Empfindungen modificiren ſich über dieſes noch nach den beſondern Lagen, Verhältniſſen, Alter, Temperament, Sitten und perſönlichen Character, ſo daß dieſe Leidenſchaft faſt in allen Subjekten eine andre Richtung gewinnt. Man kann ſagen, daß ſie aus faſt allen übrigen zuſammen geſezt ſey, oder doch wenigſtens dieſelben erzeuge und zu Hülfe nehme, wovon ich außer den bereits erwähnten nur noch im Vorbeigehn, Verläumdung, Haß, Mißgunſt, Neid, Mistrauen und Verdacht nennen will. Ein geringe-

gerer Grad der Eiferſucht muß derjenige ſeyn, wenn wir eine Perſon, die wir nicht mehr lieben, oder nie innig geliebt haben, mit einer andern im vertraulichen Umgange ſehen; wenn wir aus andern Abſichten, als aus Liebe eine Vereinigung mit ihr wünſchen, und den Beſitz derſelben einem andern misgönnen. Hier artet die Misgunſt, im Fall wir dieſe Perſon ſchon beſitzen, bloß in die Empfindung des beleidigten Ehrgeizes, in Zorn, Rache, und alle diejenigen Leidenſchaften aus, die aus jener Quelle des Ehrgeizes ihren Urſprung nehmen. Iſt die Perſon noch nicht in dem Beſitz, den wir nicht aus Neigung zu ihr, ſonderen aus andern eigennützigen Abſichten wünſchen; ſo tritt Neid, Mißgunſt, Habſucht an die Stelle der Eiferſucht. Hierher gehöret auch die Eiferſucht, die zwiſchen vertrauten Freunden ſtatt findet, und Verdruß und Mißtrauen in uns erzeugt, wenn wir ſehen, daß unſer Freund mit andern in einem vertraulichen Geſpräche iſt, ihn ſtets begleitet, und die Urſach ſeines Umgangs mit ihm verborgen hält. Doch iſt bei dieſer Gattung der Eiferſucht, die unangenehme Empfindung bei weitem ſo heftig nicht, als bei derjenigen, die ſich auf würkliche Liebe und herzliche Zuneigung gründet, da die Freundſchaft mehr geiſtiger Natur iſt, die Liebe hingegen auch den Reiz der Sinne zur Verſtärkung der Begierde mit ins Spiel kommen läßt. Leztere iſt von der erſtaunlichſten Wirkung. Iſt der Menſch einmal argwöhniſch ge-

gen die Treue einer geliebten Perſon; ſo hat er auf alle Menſchen, die ſich derſelben nähern, ein wachſames Auge, in jedem ſieht er ſeinen Verräther, einen Vermittler oder Nebenbuhler; die Eiferſucht hat manche Menſchen ihrer Vernunft und Sinne beraubt, und gemacht, daß ſie in ihrer Rache und Wuth gegen die geliebte Perſon ſowohl, als gegen den vermeintlichen Verführer keine Grenzen kannten, und alle Menſchlichkeit verlohren. So ließ z. B. Raimund von Caſtel Rouſſillon den Wilhelm von Cabeſtain, den er im Verdacht eines verbotenen Umgangs mit ſeiner Gemahlinn hatte, erſtechen, zwang darauf ſeine Gemahlinn, ſein Herz zu eſſen; und Beiſpiele wohl behandelter Eiferſucht dieſer Art findet man in Gabriele de Vergy, und noch beſſer in Shakespear's Othello. Es giebt eine Art von Eiferſucht, die immer kommt und wieder geht; hier iſt der Eiferſichtige zwar überzeugt, daß er wieder geliebt wird, aber ſein zur Gewohnheit gewordener Argwohn erregt öfters ein Mißtrauen gegen die Treue der geliebten Perſon, beſonders wenn von Seiten der lezteren ein freundliches, munteres, geſprächiges Weſen, das ſie gegen andere blicken läßt, hinzu kommt. Dieſe Eiferſucht erreicht den Grad derjenigen, die ſich auf eine verſchmähte Liebe gründet, lange nicht, ſondern hat alle Kennzeichen des Argwohns und Mißtrauens an ſich. Zu dieſer Claſſe gehöret Falkland in den Nebenbuhlern des Sheridan.“

Carteſius, welcher in ſeiner Abhandlung über die Leidenſchaften ſo manche Erſcheinung unſrer Empfindungen auf eine ſcharfſinnige Art zergliedert hat, ſcheint mir in dem Kapitel über die Eiferſucht einen Fehler begangen zu haben. *) „Wir verachten einen Mann, ſagt er, welcher auf ſein Weib eiferſüchtig iſt, weil dies ein Zeichen iſt, daß er ſie nicht auf eine gute Art liebt, und daß er von ſich oder von ihr eine böſe Meinung hat; denn liebte er ſie würklich; ſo würde er nicht die geringſte Neigung haben, mißtrauiſch gegen ſie zu ſeyn. Aber eigentlich iſt ſie es nicht, die er liebt, ſondern allein das Gut, welches nach ſeiner Meinung in dem alleinigen Beſitz deſſelben beſteht, und er würde nicht fürchten dieſes Gut zu verliehren, wenn er ſich deſſen nicht für unwürdig, oder ſein Weib nicht für ungetreu hielte.“

 Wenn

*) Article CLXIX. — On mepriſe un home qui eſt jaloux de ſa femme, pource que c'eſt un temoignage qu'il ne l'aime pas de la bonne ſorte, & qu'il a mauvaiſe opinion de ſoi ou d'elle. Je dis qu'il ne l'aime pas de bonne ſorte; car s'il avoit une vraye amour pour elle, il n'auroit aucune inclination à s'en defier. — Mais ce n'eſt pas proprement elle, qu'il aime, c'eſt ſeulement le bien qu'il imagine conſiſter à en avoir ſeul la poſſeſſion; & il ne craindroit pas deperdre ce bien, s'il ne jugeoit qu'il en eſt indigne, ou bien que ſa femme eſt infidelle.

Wenn es gleich eine Liebe geben kann, die aus Ueberzeugung von der vollkommenſten Treue des geliebten Gegenſtandes gar nicht eiferſüchtig iſt; ſo irrt ſich doch Carteſius in der That, wenn er die Eiferſucht für ein Zeichen einer nicht wahrhaften Liebe hält. Je wahrhafter, ernſtlicher und wärmer wir einen Gegenſtand lieben, jemehr liegt uns daran, ihn zu beſitzen und uns in ſeinem Beſitz zu erhalten. — Dies iſt ein Erfahrungsſatz, der in der Natur unſrer Seele ſeinen guten Grund hat. Bei aller Ueberzeugung von der Treue des geliebten Gegenſtandes werden wir doch nicht immer jedem Argwohn ausweichen können, zumahl wenn wir das menſchliche Herz genau ſtudirt, und ſeine Veränderlichkeit kennen gelernt haben. Die Eiferſucht iſt ferner nicht immer ein Beweis, daß man von ſich ſelbſt oder von dem Geliebten eine böſe Meinung haben müſſe. Unzählig oft, und faſt immer wird ſich der Eiferſüchtige beſſer vorkommen, als ſein Nebenbuhler, und wir werden auf der andern Seite von dem geliebten Gegenſtande oft die beſte Idee haben, aber es doch nicht immer dahin bringen können, daß wir über den Eindruk nicht mißvergnügt ſeyn ſollten, welchen unſer Nebenbuhler auf die Geliebte, oder dieſe nur auf jenen gemacht hat, wenn wir auch glauben, daß wir den geliebten Gegenſtand immer beſitzen würden. — Daß der Eiferſüchtige nicht eigentlich ſein Weib ſelbſt liebt, ſondern in ſo fern er ſie nur als ein Gut betrachtet, daß er in ſei-

nem

nem Beſitz zu erhalten ſuchen müſſe, iſt eine Diſtinktion, die nicht ganz richtig iſt. Es muß ein Intereſſe da ſeyn, jenes Gut in ſeinem Beſitz zu erhalten, und dieſes Intereſſe des Herzens gründet ſich offenbar, wenigſtens in den meiſten Fällen, auf Liebe; ob ich gleich gern zugeben will, daß viele Eiferſüchtige bei einer erkaltenden Liebe doch den Gegenſtand zu behalten ſuchen werden, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, und weil ſie ſich der Verachtung der Welt auszuſetzen glauben, wenn ſie ſich in dem Beſitz deſſelben nicht erhalten können.

Es giebt endlich auch noch eine Jalouſie der Freundſchaft zwiſchen einerlei Geſchlechter. Dieſe Erſcheinung verdiente von einem ſcharfſinnigen Kopfe wohl einmahl ganz genau unterſucht zu werden. Da ſich die Geſchlechtsliebe in dieſe Art der Eiferſucht nicht hinein miſchen kann; ſo beſtehet ſie ohnſtreitig nur in einer argwöhniſchen Furcht unſern Freund zu verlieren, wenn er mit andern eben ſo freundſchaftlich umzugehn ſcheint als mit uns; oder doch wenigſtens nicht mehr ganz den Plaz in ſeinem Herzen einzunehmen, den wir vorhin beſaßen. Die Eigenliebe, die verſteckte Neigung zur Beherrſchung fremder Herzen iſt auch die Mutter dieſer Art Eiferſucht, und nicht ſelten ſind dadurch Freundſchaften getrennt worden, die ewig zu ſeyn ſchienen. — In der That haben wir auch Urſach oft auf unſre Freunde eiferſüchtig zu ſeyn, zumahl wenn

ſie bei allen Talenten des Geiſtes und Herzens ſehr zur Veränderlichkeit geneigt ſind; oder wenn wir vorausſezen können, daß ſich unſere Freunde durch neue, vielleicht glänzendere Bekanntſchaften, vielleicht ſelbſt wider ihren Willen, etwas von uns entfernen werden.

Die Eitelkeit des menſchlichen Herzens zeigt ſich hier oft in den ſeltſamſten und manigfaltigſten Geſtalten. Wir wollen einen Freund allein beſizen, weil er deſto mehr Glanz auf uns wirft, oder weil wir dadurch einen gröſſern Einfluß auf andre Menſchen bekommen, oder weil wir ihn gern allein beherrſchen mögen, — oder weil wir auch wollen, daß er uns allein ſein Glück ſeine Zufriedenheit ſchuldig ſeyn ſoll. Wir ſehen voraus, daß ſein Herz ſich theilen muß, wenn andre ſich für ihn freundſchaftlich intereſſiren, und uns wohl gar den vorher behaupteten Rang der Gefälligkeit und Wohlthätigkeit bei ihm ablaufen. Ein eiferſüchtiges Intereſſe iſt dann faſt immer ſichtbar, wenn unſer Freund viel Wohlthaten von uns genoſſen hat. Wir möchten gern das Andenken an dieſelben in ihm recht lebhaft erhalten, und ihn ganz zum ſtillen und alleinigen Verehrer unſerer Zärtlichkeit gegen ihn machen, — was er aber nicht mehr ſeyn kann, wenn andre zugleich mit uns ſein Herz zu gewinnen ſuchen. Selbſt dieß, daß unſer Freund durch mehrere freundſchaftliche Hände geleitet wird, kann uns oft mißtrauiſch gegen ihn machen, weil wir

wiſ

wiſſen, daß dadurch ſeine Dankbarkeit, die wir gern allein einärndten möchten, nicht uns allein gelten kann.

Sind uns die Leute überhaupt ſchon nicht angenehm, mit denen unſer Freund eine neue Verbindung errichtet, ſind ſie überdem von einem größern Anſehn und Gewicht als wir, ſo wird unſre Eiferſucht noch ſtärker werden, und wir werden uns nicht immer enthalten können, ihre Fehler ſehr nachdrücklich aufzudecken, um unſern Freund von einer fernern Freundſchaft mit ihnen zurückzuhalten. Will dieß nicht gelingen; ſo werden wir gewiß etwas zurückhaltender gegen ihn zu ſeyn anfangen; oder auch untern andern Umſtänden unſere Zärtlichkeit verdoppeln, um ihn deſto mehr an uns zu feſſeln.

(Die Fortſetzung künftig.)

2.

Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler.

Daß die menſchliche Seele während des Schlafs, bei verſchloſſenen Sinnen, ganz in ſich ſelbſt gekehrt, unabhängig (wenigſtens meiſtentheils) von äußern Senſationen oft mit einer Lebhaftigkeit und Deutlichkeit ihrer Vorſtellungen und einer Schnelligkeit der Empfindungen, die ihr kaum im Wachen eigen war, fortdenkt, oft viel mehr neue Ideen in dieſem ſonderbaren Zuſtande mit der größten Leichtigkeit ohne merkliche Anſtrengung als im Wachen erfindet, iſt ein zu bemerkenswerthes Phänomen, als daß es nicht immer wieder die Aufmerkſamkeit des Pſychologen von neuem beſchäftigen ſollte. Alle jene lächerliche Einbildungen von einer geheimen Bedeutſamkeit der Träume, und einer durch dieſelbe geſchehenen (wie man es gar nennt göttlichen) Inſpiration abgerechnet, wovon ſich nicht leicht ein vernünftiger Selennaturforſcher überzeugen darf und ſoll, bietet der Traum als bloßes Naturphänomen betrachtet ein ganz eigenes noch lange nicht genug bearbeitetes Feld pſychologiſchen Forſchens dar, und verdient durchaus nicht ſo obenhin, wie in den meiſten Selenlehren abgehandelt zu werden. Ich will einen Theil meiner Gedancken über das Merkwürdigſte, was jenes Phä-

Phönomen auszeichnet, hier nur gleichſam abgebrochen den Leſern dieſes Magazins mittheilen, indem ich mir vorbehalte, über die Natur des Traums, ſonderlich da, wo die Seele bisweilen ihrer natürlichen Denkordnung und Denkform zuwider zu handeln ſcheint, im folgenden etwas Ausführlicheres zu liefern.

Die ſo oft aufgeworfene Frag: ob die menſchliche Seele durch eine gewiſſe Veranlaſſung, oder ohne Veranlaſſung zu träumen anfange; ob erſt ein äußerer materieller Eindruck, oder doch wenigſtens ein gewiſſer erſter aus ihr ſelbſt hervorleuchtender Begrif dazu gehöre, um ſie während des Schlafs in Bewegung zu ſetzen; oder ob das Träumen nur eine Continuation des Denkens während des Wachens ſey, davon wir beim Einſchlafen das deutliche Bewuſtſeyn verlöhren, bis es im Traum wieder auf einmal wie eine halb verlöſchte Flamme hervorbräche? — will ich hier nicht weitläuftig unterſuchen; ich denke man kann alle Fälle annehmen, oder auch nicht annehmen, ohne daß die pſychologiſche Darſtellung des Traums dadurch etwas gewinnt, oder verliehrt. Da wir aus eigener Erfahrung wiſſen, daß wir bisweilen mitten im Wachen zu denken aufhören, es mögen Gegenſtände des Nachdenkens vorhanden oder nicht vorhanden ſeyn, und daß ſehr oft die Seele neue Ideen gleichſam aus dem Nichts nach jenen Intervallen wieder her-

hervorruft, oder durchs Gedächtniß herbei führt; indem ſie nehmlich ihre Denkkraft wieder in Bewegung ſezt, oder beſſer, indem dieſe Kraft als Seele ſelbſt betrachtet, ſich wieder zu äußern anfängt; ſo kann auch dies gerade der Fall im Traume ſeyn, ohne daß man nöthig hat, immer eine äußere dunckel empfundene Senſation zu ſeinem Entſtehen vorauszuſezen, oder eine ununterbrochene Reihe von würklichen Vorſtellungen anzunehmen, die gleichſam Wachen und Träumen mit einander verbinden müßten. Ich ſehe auch überhaupt nicht ein, warum man auf eine ſolche Succeſſion unſrer Vorſtellungen zur Erklärung des Traums dringen wollte, da ihr Daſeyn, wenn wir auch die innere Möglichkeit einer geiſtigen Subſtanz gern ins Denken ſezen würden, noch nicht erwieſen iſt, und die Erfahrung mehr als die bloß hypothetiſche Vorausſezung des Carteſius entſcheiden muß.

a) Unter allen, was mir bey Beobachtung des Traumes am merkwürdigſten geſchienen hat, und wozu in dieſem Magazin ſchon mehrmals beſondere Winke gegeben worden ſind, iſt mir vornehmlich dies aufgefallen, — daß die Seele, ob ihr gleich auch im Traume ihre Denkkraft beiwohnt, und ſich nach den Geſetzen derſelben ſo gut wie im Wachen richten muß, bey Bildern und Vorſtellungen während des Traums gleichgültig bleibt, die ſie während des Wachens

chens mit gröſtem Erſtaunen empfinden würde. Ich muß mich hierüber etwas deutlicher erklären.

Auch während des Wachens durchkreuzen unſere Seele ſonderbare Begriffe, Hirngeſpenſte, contraſtirende Empfindungen, heterogene, an ſich unmögliche Prämiſſen und Concluſionen in großer Menge, und wir bleiben auch gleichgültig dabei, weil wir ſie nehmlich nicht für Realitäten, nicht für Begriffe würklicher Objecte, ſondern für bloße Spielwerke der Einbildungskraft halten, und mithin bey geſundem Verſtande ſehr gut wiſſen, in welche Claſſe von Vorſtellungen wir ein ſolches Schattenſpiel hinzuſtellen haben. Ganz anders verhält ſichs im Traume. Hier denken wir uns gemeiniglich alle jene ganz ungewöhnlichen neuen Bilder als Realitäten, als Objecte würklicher Erfahrung, weil wir doch, indem wir träumen, würklich zu wachen glauben, und zweifeln nicht daran, daß ſie als würkliche Dinge ſo und nicht anders beſchaffen ſeyn können, ob wir gleich ſobald wir erwachen eine ganz andre Meinung und Ueberzeugung davon haben. Das unmöglichſt widerſinnigſte Phönomen kommt uns natürlich vor, paßt ſich genau in die Welt, die wir uns beim Traume vorſtellen; die Unmöglichkeit erſcheint uns in der Reihe des Möglichen; Dinge, die durchaus nicht weder ihrer innern Natur nach, noch in Rükſicht ihrer äußeren Ver-

Verhältniſſe zuſammengehören können, ſcheinen uns eine abſolute Verbindung zu haben, die Grundbegriffe von Raum und Zeit beſtimmen nicht immer im Traum die Conſequenz der Begebenheiten und Begriffe, und die Verhältniſſe zwiſchen Subject und Prädicat verſchwinden oft ſo ſehr vor unſern Augen, daß wir uns nicht ſollten in eine ganz neue Welt verſezt zu ſehen glauben, ohne daß es uns nur einmal einfallen ſollte, daß dies nicht alles würkliche Realitäten wären, — und doch richten wir uns bei allen dieſen Sonderbarkeiten unſere Vorſtellungen, die oft eben ſo ſonderbare Senſation erregen, immer noch nach gewiſſen weſentlichen Denkgeſetzen, und glauben würklich nicht zu träumen. Iſt dieß bisweilen der Fall, daß wir im Traum wiſſen, daß wir träumen; ſo geſchieht es doch eigentlich nicht, weil wir durch die Ungereimtheit unſrer Hirngeſpenſte darauf gebracht würden; ſondern weil wir uns wahrſcheinlich aus dem Wachen erinnern, daß wir eine Idee vom Traum überhaupt haben.

Wie ſoll man ſich aber nun obiges Phönomen erklären, daß die Seele gleichſam ihrer Natur zuwider widerſprechende Dinge, Subjecte ſowohl als Facta, die nicht exiſtiren können, für Realitäten hält, und bei der Schöpfung ſolcher widerſinniger Dinge, die ſie aus ſich ſelbſt hervorbringt, eben ſo wenig als über die natürlichſten Gegenſtände

de in Erſtaunen geräth. Die Gewalt und der Eigenſinn der Einbildungskraft, die man gemeiniglich gleich zu Hülfe ruft, ſo bald man etwas Ungewöhnliches in unſerer Vorſtellungskraft erklären ſoll, erklärt die Sache wohl nicht, wenigſtens nicht ganz, ob ſie gleich immer die Materialien zu jenen nicht würklich vorhandenen Objecten nnd Begebenheiten im Traum ſammeln muß.

Da obiges Phönomen einmahl aus der Erfahrung des Traums erwieſen iſt; ſo kann man wohl, da uns ohnehin mehrere Ausſchweifungen dieſer Art im Wachen ſelbſt darinn beſtärken, annehmen, daß die Seele während des Traums nicht in jedem Moment die Kraft behält, über die Cauſalverbindung der Begriffe nachzudenken, und ein jedes Predicat in ſeine rechte Stelle zu ſetzen, ferner daß ſie aus einer offenbaren im Traume erfolgten Schwäche oder Unthätigkeit der Erinnerungskraft Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges mit einander vermiſcht, und unrichtige ja wohl gar unmögliche Folgen von Begebenheiten als würklich denkt, und vor ſich vorüber gehen ſieht. Ueberdem iſt ihr im Traum bei der urplözlichen Schnelligkeit ihrer Bilde wohl oft nur darum zu thun, um ein neues Object zu haben, das ſich in die eilige Folge ihrer Senſationen paßt — etwas, das ſie ſich als exiſtirend denkt, und deſſen Vorſtellung ſie mit dem würklichen Dinge alsdenn verwechſelt, weil

ſie ſich nicht beſinnen kann, daß es nur ein Bild, nur eine Vorſtellung iſt. Daß ſie aber über ihre eigenen Geburten der Einbildungskraft, über ihr ſonderbaren Umtauſchungen von Begriffen und Gefühlen ſo wenig erſtaunt, rührt wohl daher, weil ſie theils zu ſchnell über den Creis ihrer Vorſtellungen hinwegeilt; theils weil das Erſtaunen ſelbſt ein Affect iſt, welcher am ſeltenſten im Traume überhaupt entſteht, und nur bei ganz wachendem Sinne ſeine Kraft äußert; theils auch, und was die Sache am beſten erklären würde, weil wir doch wohl immer einen dunklen Begriff vom Traume haben, indem wir träumen, und dieſen Begriff, ohne daß wir es merken, allen unſern Phantaſien unterſchieben. Vielleicht kann auch die Gewohnheit, ſchon oft dergleichen widerſinnige Dinge von der erſten Kindheit an für Realitäten während des Traums gehalten zu haben etwas dazu beitragen, daß jene Dinge uns endlich nicht mehr auffallen, und daß wir daher deſto leichter das Bild für ein würkliches freilich nur geträumtes Object im Schlafe halten.

b) Eben ſo ſonderbar und widerſinnig ſind nun auch die Sprünge unſrer Vorſtellungen während des Traums ohne daß wir ſie immer als ſolche wahrnehmen, ſondern gemeiniglich nach einer richtigen Folge gedacht zu haben glauben. Auch hier ſcheint uns das dringende Bedürfniß, nur wie-

der

der gleich etwas Exiſtirendes zu haben, woran ſich die Lebhaftigkeit oder Vorſtellungskraft üben kann, gegen alles Erſtaunen über jene Sprünge zu ſichern. Da überhaupt die Einbildungskraft die Oberherrſchaft über die Seele während des Traums führt, und eben deswegen die genauere Aufſicht derſelben über die Succeſſion unſrer Begriffe wo nicht gänzlich aufhört, doch wenigſtens geſchwächt wird, ferner eine große Menge dunkler Vorſtellungen, die im Wachen nicht zum Vorſchein kommen konnten, denn gerade ins Helle gebracht werden; ſo iſt es natürlich, daß alle Augenblicke die richtige Folge der Gedanken und Empfindungen unterbrochen, und vermöge der Aſſociation ſtets neue oft ganz heterogene Vorſtellungen untergeſchoben werden müſſen. Hieraus iſt nun dies Phönomen ſehr begreiflich, daß die Seele, indem ſie von einer Idee vielleicht auf eine ganz entgegengeſezte überſpringt, immer gern die erſtere zum Cauſalgrunde der zweiten macht, ob ſie gleich nicht immer in ſolcher Verbindung ſtehen, folglich auch oft Wirkungen von Urſachen und Urſachen von Wirkungen erdichtet, die in der objectiven Reihe der Dinge gar nicht vorhanden ſeyn können, und alſo zufrieden iſt, wenn beide Ideen nur bey einander ſtehen, ſie mögen zuſammengehören oder nicht; — oder es mag noch ein ſo großer Zwiſchenraum zwiſchen ihrer entfernten Verbindung immer liegen. Daß aber die Seele dergleichen Sprünge nicht leicht bemerkt,

kein Erſtaunen darüber empfindet, ob ſie gleich wieder nicht Bilder, ſondern Realitäten, würkliche Objecte vor ſich zu haben glaubt, liegt offenbar wieder darin, daß ſie ſich ſo leicht im Traume übereilt, und im Strome ihrer Phantaſien ſo ſchnell hingeriſſen wird, daß ſie über den Zuſammenhang ihrer Ideen und ihrer Folgen auf einander nicht aufmerkſam nachdenken kann. Wie es aber zugeht, daß die Seele von einer Idee im Traume ſo leicht und gewöhnlich zu der entgegengeſezten übergeht, und ſelten die Begriffe an ihren eigentlichen Faden anreihet, wie ſie es im Wachen thut, davon laſſen ſich alle Gründe ohnmöglich ſpeciell angeben, indem dies Phönomen von einer Menge verſchiedener dunkler Vorſtellungen von verborgenen Ideenaſſociationen, Veränderungen in Organen, und in der Blutbewegnis, vornehmlich von unwillkürlichen Nervenerſchütterungen abzuhängen pflegt; — man kann aber doch hiebei gewiſſe methodiſche Geſetze bemerken, wie die Seele bei ſolchen Ueberſchritten zu entgegengeſetzten Begriffen verfährt, und die ohngefähr die nehmlichen ſeyn müſſen, die wir in dergleichen Fällen im Wachen annehmen, die Seele geht nehmlich am leichteſten zur gerade entgegengeſetzten Idee über, weil dieſe ihr näher zu liegen ſcheint, als die mit ihr verwandten aber nicht gerade contraſtirenden Ideen. Unter den contraſtirenden hebt ſie wieder die am erſten aus, welche mit dem eben herrſchenden Affect der Seele in der nähern

Ver-

Verbindung ſteht; doch ſo daß ſie auch oft hiebei auf Ideen durch den Affect hingeführt wird, die mit dem Affect ſelbſt contraſtiren. Sie ſchreitet gemeiniglich auf dem Wege der Ideenfolge wieder zurück, von dem ſie ausgegangen war, oder ſie verläßt auch ganz den Hauptweg, und verliehrt ſich auf Nebenwegen, wenn dieſe ihr eine größere Beſchäftigung verſprechen, oder wenn ſie darauf leichter als auf dem Hauptwege fortſchreiten konnte. u. ſ. w.

c) Die auffallende Gleichgültigkeit im Traum gegen die uns ſonſt liebſten moraliſchen Principien und Ueberzeugungen iſt eine neue merkwürdige Erſcheinung bei Träumenden. Mangel an alle Scham, wilde Affecten, Verachtung religiöſer Gegenſtände, Blaſphemien, und andre abſcheuliche Gedanken und Empfindungen, die uns im Wachen nicht beunruhigen, bemerken auch die vortreflichſten Menſchen an ſich, wenn ſie träumen. Ich glaube alles rührt daher, weil die Seele vermöge der faſt allein herrſchenden Einbildungskraft durch die Vorſtellungen ſinnlicher verführeriſcher Bilder ſo ſehr hingeriſſen wird, daß ſie ſich die Gründe der Moralität nicht mehr deutlich vorſtellen kann, wenigſtens ſie auf ihre Handlungen zu appliciren vergißt. Ferner auch daher: Im Traum werden uns die Gegenſtände der Sinnlichkeit gleichſam wie hergezaubert, die wir vielleicht

erſt im Wachen lange ſuchen müſſen, und während des Wachens denn auch eher als im Traum über unſere moraliſchen Verhältniſſe reflectiren können. Es bleibt uns im Traum oft kein Moment übrig, einer ſich ſchnell dargebothenen und moraliſchen Idee auszuweichen. Die Einbildungskraft wird in einem Augenblick davon berauſcht, und in dem nehmlichen Augenblick iſt auch die That ausgeführt, indem die Vorſtellung der Action eigentlich die Action ſelbſt ausmacht. Ueberhaupt läßt ſich alles Unmoraliſche im Traum, wenn es gegen unſere ſonſtigen guten Grundſätze läuft, aus der Gewalt des Affects erklären, der im Traume wegen der Lebhaftigkeit des dargeſtellten Bildes ſelten eine moraliſche Gränze haben kann. Irreligiöſe Begriffe, die man nicht ſelten im Traum an ſich wahrnimt, können ſehr viele Quellen haben. Entweder man hat den Tag über dergleichen ſchon im Wachen gehabt; oder eine Aſſociation von contraſtirenden Begriffen führt uns im Traum darauf; *) oder der Affect flößt, um deſto ungezwungener zu handeln, die zum Nachdenken erſchlaften Seele, Bilder ein, die mit unſern ſonſtigen religiöſen Begriffen ſtreiten; oder — man hat auch vielleicht mir im Wachen, oder ſelten nach religiöſen Principien gehandelt, da denn der Traum nur eine Copie des Wachens iſt.

d) Auch

*) Siehe auch 5. Band dieſes Magaz. 2. Stück. S. 96.

d) Auch die Erſcheinung iſt ſehr merkwürdig im Traum, daß wir oft ängſtlich Ideen aufſuchen, die nahe vor uns liegen, ohne daß wir ſie finden können, — nehmlich ſo nahe, daß es uns nicht die mindeſte Anſtrengung koſten würde, ſie im Wachen zu finden, weil ſie in einer nothwendigen Verbindung mit einander ſtehen. Hier fehlt es offenbar der Seele wieder an der ſchon vorhin erwähnten deutlichen Erinnerungskraft, und an der Gabe die Cauſal-Verbindung der Begriffe ſich immer deutlich vorzuſtellen, — an einer gehörigen Gegenwart des Geiſtes, die ſich nicht durch eine entſtandene Furcht oder Aengſtlichkeit verſcheuchen läßt; theils auch an den gehörigen Mittelbegriffen überhaupt, an welche ſie nicht die erſte und dritte Progreſſion ihrer Vorſtellungen anzuknüpfen weiß, das heißt, es fehlt ihr alsdann etwas, wodurch ihre Vorſtellungen natürlich an einander hängen müſſen. Dieſer Zuſtand iſt der Seele allerdings in den meiſten Fällen unangenehm, weil ſie überhaupt nicht gern die Folge ihrer Ideen, von der ſie wenigſtens noch einen dunkeln Begriff behält, unvollendet liegen läßt, ſie müßte denn durch einen angenehmen Nebenweg ihrer Senſationen dagegen ſchadlos gehalten werden.

e) Ferner bemerken wir im Traume nicht ſelten eine Lebhaftigkeit der Erinnerungskraft an Senſationen, die das Gefühl, den Geruch und

Geſchmack betreffen, mit welcher Lebhaftigkeit wir uns dieſer Begriffe im Wachen nicht erinnern können. Es ſcheint alſo in der That, als ob die wenigen edlen Sinne, der Geruch und Geſchmack eine ſtärkere Erinnerung an dergleichen gehabte Empfindungen im Traume veranlaſſen können, als im Wachen. Wenn man auf ſich Acht giebt; ſo wird man finden, daß man oft im Traume mit einer ſolchen Deutlichkeit den Geruch einer Blume, einer Speiſe wahrnimmt, als ob wir ihn unmittelbar empfänden. Wir mögen es aber machen, wie wir wollen; ſo werden wir im Wachen uns dergleichen Senſationen immer nur wieder ſchwach erinnern, wenigſtens nie ſo lebhaft als derjenigen, welche ſich auf Formen und Töne, oder auf Geſicht und Gehör beziehen, welche leztere Sinne offenbar eine lebhaftere Erinnerungskraft im Wachen gewöhnen. Eben weil nun aber dieſe beiden erſten Sinne im Traume nicht unmittelbar beſchäftigt worden; ſo gewinnen die Senſationen des Geſchmacks, Geruchs und Gefühls einer deſto größern Lebhaftigkeit; ſo wie überhaupt alles, was wir im Traume lebhafter denken und empfinden als im Wachen, theils daher rührt, daß ſich die Seele, ohne von Eindrücken äuſſerer Sinne geſtört zu werden, mehr auf einen einzigen Punct ihrer Vorſtellungen gleichſam zuſammenziehen kann; theils daher, daß die Einbildungskraft über ſie ſich von den Banden des langſamern Nachdenkens befreiet hat,

hat, einen größern Wirkungskreis bekommt, und nur die Vorſtellungen zu ihrer Geſchäftigkeit auswählt, welche ihr entweder das meiſte Vergnügen machen, oder ihn als Materialien zu ganz neuen Ideenaſſociationen dienen müſſen.

P.

Die Fortſetzung folgt.

Fragment
aus dem Tagebuch eines Reiſenden.
1787 im Nov.

— — — — — —

— Ich denke nun die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt ſo ziemlich durchgemacht zu haben, und muß Ihnen geſtehen liebſter Freund, daß ich weit mehr Anziehendes darinn fand, als ich mündlichen und ſchriftlichen Nachrichten zufolge erwarten durfte. Dieß gilt von würdigen und intereſſanten Menſchen eben ſo gut, als von politiſchen- litterariſchen- und Kunſt - Merkwürdigkeiten. Geſtern führte mich mein Freund Doctor H*. zweiter leibmedicus des Fürſten, nach unſrer Verabredung ins Tollhaus, welches er Amts halber ſelbſt zu verſehen hat. Er geſtand mir, daß ſich anfangs, als ihm dieſe Pflicht auferlegt wurde, ſeine ganze Menſchlichkeit dagegen empörte, und daß ihn die gräßlichen Gruppen von Menſchenelend, und von fluchender Verzweiflung und viehiſcher Fühlloſigkeit eine geraume Zeit für Freude und geſelligen Umgang abgeſtumpft hätten. Mählig aber hab' er ſich durch den täglichen Anblik an das Schauſpiel gewöhnt, und eine reichere Quelle als irgendwo zu neuen phyſiologiſch - pſychologiſchen Ideen und Beobachtungen

gen gefunden, welche er zu ſeiner Zeit dem Publicum mittheilen werde.

Die äußere und innere Einrichtung des hieſigen Tollhauſes hat mir ungemein wohl gefallen. Das Gebäude liegt hoch, geſund, und öffnet eine der ſchönſten Ausſiichten ins N — thal. Es hat vier Stokwerke, wovon jedes aus einer Reihe kleiner reinlicher, und mit allen Nothwendigkeiten verſehener Zimmer beſteht, die armen Unglüklichen ſind hier nicht wie Vieh aufeinander gedrängt, und die Einflüſſe des Mundes müſſen ungewöhnlich ſtark und Menſchenfeindlich ſeyn, wenn man hier zwei und drei Hirnkranke in einem Zimmer beiſammen findet. Ich ſelbſt fand unter den eigentlich Tollen, die im unterſten Stokwerk hauſen, durchgehends in jedem Gemach nur einen. In den obern Stokwerken, wo ſich ſolche befinden, die entweder auf dem Weg der Beßerung, oder nur periodiſch krank, oder nur noch zur Prüfung da ſind, fanden wir zwar bisweilen mehrere beiſammen. Dieſe werden aber ſtrenger als andere bewacht, und getrennt, ſo bald bey einem die Kriſis ausbricht. H. — ſagte uns, er habe dies Beyſammenſeyn ſchon in verſchiedenen Fällen als die beſte Methode gebraucht, Scheinbargeſunde zu prüfen, und ſo oft drey und mehrere zugleich gänzlich geheilt. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Behandlungsart an andern Orten nachgeahmt und die Aufſicht über dergleichen

Per-

Perſonen überhaupt immer nur philoſophiſchen Aerzten anvertraut würde. So aber fand ich ſelbſt in den größten berühmteſten Städten Teutſchlands Tollhäuſer, wo oft ein Duzend und mehrere Seelenkranke in ein niedriges, ſchmuziges Zimmer hineingepreßt waren, wo der Raſende, der Tolle, der Wahnſinnige, Aberwizige, der Halbkranke, der Geneſene in ekelhafter Verworrenheit neben einander lagen, und die widerkehrende Natur gewaltſamer Weiſe von der unheilbaren Wuth des Nachbars angeſtekt, und in den Abgrund eines fürchterlichen lebendigen Todes hinabgeriſſen wurde! —

Mein Freund H*. erzählte uns, als er uns an den verſchiedenen Gemächern herumführte, manche intereßante, pſychologiſch wichtige Geſchichte von den Unglüklichen, die wir ſahen. — Wir ſtieſſen ein paarmal auf ſo barokkiſche Hanswurſtfiguren, daß mich mitten unter den traurigſten Vorſtellungen ein unwiderſtehlicher Kizel zum lachen anwandelte. Der eine hatte ein paar Beinkleider auf ſeine Pritſche gelegt, und zerdroſch den Großſultan, den er unterm Hammer zu haben wähnte, ſo unbarmherzig, daß Se. Türkiſche Majeſtät wie mürber Zunder aus einander fuhren; — Der andere las einem bemüzten Haubenſtok, den er für Gott den Vater hielt, wegen einer zerbrochenen Flaſche, den leviten ſo kräftig, daß ihm die Müze vom Kopf flog; — dort maſſakrirte einer als

Alex-

Alexander Magnus mit ſeinem Pantoffel alle Fliegen ſeiner Klauſe, und wähnte eben ſo viel Perſer erwürgt zu haben; — hier bot ein anderer dem Teufel — einem ſchwarzen Hoſenfragment, das an der Wand hieng, eine Prieſe Tabak, daß er ihn in Ruhe laſſen ſollte; u. ſ. w.

Ganz im Hintergrunde des untern Stockes fanden wir einen raſenden Magiſter, bei dem die Wuth eben auf ihren höchſten Grad geſtiegen war. Er hielt ſich für das graunvolle Weſen aus der Offenbahrung Johannis — mit der Sternenperücke, wie er ſich ausdrükte, — dem Mondgeſichte — dem Wolkentalar, und den gigantiſchen porphirnen Kurirſtiefeln. Eben ſtund er auf ſeinem Tiſche mit ausgeſtrekten Armen, und warf auf ſeine Gemeinde — ſie beſtund aus einem halben Dutzend Arzneytöpfen, — einen ganzen Hagelregen Ebräiſcher, Griechiſcher, und lateiniſcher Sarkasmen hinunter. Sein geſchorner Kopf war mit Goldflittern beſäet — ſeine Backen aufgedunſen, ſein weißes Bettuch hieng ihm bis auf den Boden hinab, und ſeine beſchmuzte Univerſitätsſtiefel hatte er über den Tiſch ausgeſtrekt. Wir hatten ihm ſchon eine ziemliche Weile zugehört, als er mit einmal vom Tiſch ſprang, ein paar Töpfe aus ſeiner Gemeinde ergrif, und ſie mit ſolcher Wuth durchs Gitter nach uns warf, daß wir uns kaum noch vor ſeinem myſtiſchen Grimm zurükziehen konnten.

Soll-

Sollten Sies wohl glauben, ſagte mir H. beim Weggehen, daß dieſer Menſch vor ſechs Tagen noch auf meinem Zimmer ſchlief, mit mir aß, ſpazieren gieng, und über die merkwürdigſten Gegenſtände der Litteratur und Philoſophie mit voller Gegenwart des Geiſtes ſprach? — ja daß er neugierige Fremde allein im Hauſe herumführte, und ſie von dem Zuſtand und der Geſchichte der merkwürdigſten Narren unterrichtete? —

Ich. Mein Gott, und wie kam er in ſo kurzer Zeit in dieſen fürchterlichen Zuſtand? Er ſcheint mir unter all' ihren traurigen Alumnen der bedaurenswürdigſte zu ſeyn.

H*. Seine Geſchichte iſt die merkwürdigſte aber auch die grauenvollſte unter allen, ſo mir bisher vorgekommen ſind. Der Pſycholog bleibt entſezt vor ſeinem Gemählde ſtehen, der führende Stab entſinkt ihm, und er kann nur ohne Leitgeſtirn zum Unerforſchlichen hinauf ſtaunen.

Nachdem wir im ganzen Hauſe herum waren, verlohr ſich H. mit mir in eine angrenzende Allee, und fuhr fort:

„Der Vater des beweinenswerthen Mannes, von dem wir ſo eben ſprachen, iſt ein reicher biederer Pächter der Nachbarſchaft. Er entdekte in dieſen ſeinem einzigen Sohn früh ſchon Anlagen, die ihn in einen größern Würkungskreis zu rufen

ſchie-

ſchienen, als den ihm ſeine Geburt, und ſein Stand anwieſen. Er ſchikte ihn alſo aufs hieſige Gymnaſium, beſuchte dieſen ſeinen Liebling oft, und das Herz im Leibe lachte dem wakern Manne bey den guten und immer beſſern Nachrichten, die er jedesmal von ſeinem Franz einzog. Weil ich damals ſchon das Dorf des Pächters zu verſehen hatte, ſo kannt ich ihn lange her, und war leider mit eine unſchuldige Urſache, warum er ſeinen Sohn den Studien weihte. Er beſuchte mich, ſo oft er in die Stadt kam, ſchüttelte mir öfters die Hand und rief freudetrunken: O wie hat er ſo wahr geſprochen, liebſter Doktor! — der Bube iſt unſerm Schulmeiſter ſchon Tannenhoch über den Kopf gewachſen. Meiner Seel, wenns ſo fort geht, ſo wird er ein Kerl leibhaftig wie er. Da frag' er nur, da hör er nur wie der Blizjunge ſchon ſchreiben, und leſen, und rechnen, und Figuren machen, und Lateiniſch, und Griechiſch, und Gott weiß was er alles kann!! Er ſoll mir aber auch bey meinem Großvater auf die Univerſität nach T **. und ſoll mir ein Geiſtlicher werden, und predigen lernen, daß es 'ne Luſt iſt. Was meint er, wenn mein Goldfranz im ſchwarzen Mantel und Kragen auf der Kanzel perorirt, ob wir da aufpaſſen wollen? O laß mich der liebe Gott dieſe Freude auch erleben, eh ich in die Grube fahre!"

Freudeträhnen rollten dem guten Mann die Wangen herab. Nur einen Blik in die Zukunft,

guter Gott, und wie ſo ganz anders wäre alles geworden; — wie glüklich lebte der Alte jezt mit ſeinem Kinde! Wie ruhig hätt er auf dieſer Stüze entſchlummern können! —

Franz war jezt 16 Jahr alt, hatte in öffentlichen Prüfungen ſchon verſchiedene Preiſe erhalten, und war nicht nur in den meiſten Sprachen und Wiſſenſchaften, die auf dem Gymnaſium getrieben wurden, der Erſte, ſondern hatte ſich noch durch ſein Privatſtudium andere gründliche Vorbereitungskenntniße für die Univerſität erworben. Geliebt und geehrt von ſeinen Lehrern und Mitſchülern verließ er das L — ſche Gymnaſium, und blieb ein Halbjahr bey ſeinen Eltern auf dem Lande, wo er in Geräuſchloſer Zurükgezogenheit ſich ganz der Philologie und Philoſophie weihte, nur ſelten, und immer nur wiſſenſchaftlicher Gegenſtände wegen die Stadt beſuchte, und auf ſeinem Dorfe außer ſeinen Eltern mit niemand als mit dem Amtmann, einem geiſtvollen Belletriſten, und mit ſeinem gelehrten Herrn Pfarrer Umgang pflog, und, wie ſich Sr. Hochwürden ausdrükten, Honigſüſſe lateiniſche Verſe ſchrieb.

Sowohl eigner Drang des Jünglings, als der Rath verſchiedner erleuchteter Freunde beſtimmten endlich den Vater, ſeinen Liebling auf die Univerſität nach T* *. zu ſchicken. Seine Vorkenntniſſe, ſein

ſein ſchnelles Faſſungsvermögen, und ſein Privatfleiß zogen hier in kurzem die auszeichnende Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer auf ihn. Er machte den ganzen philoſophiſchen Curſus durch, und hatte ſich die Wolfiſche Philoſophie, die damals gäng und gäbe war, bald ſo eigen gemacht daß er ein paarmal bei öffentlichen Disputationen ſeinem Präſes den kalten Schweis aus der Stirne trieb.

Im dritten Jahre begann er ſeine Theologiſche Laufbahn, und dieß mußte der Abgrund ſeyn, in welchen alle ſeine Anlagen und Kenntniſſe, alle ſeine Plane, und Ausſichten, all die ſüſſen Träume, und Hoffnungen ſeines Vaters, und ſeiner Freunde auf ewig verſanken.

Das Studium der Kirchengeſchichte, und der Bibel im Grundtext zog bald die ungetheilte Aufmerkſamkeit ſeiner ganzen Seele an. Alle übrige Theologiſche Wiſſenſchaften trieb er nur, in ſo fern ſie ihm Licht über dies Buch aller Bücher leihen konnten. Ich weiß nicht, welch ein unſeliges Ungefähr ihn frühzeitig antrieb, die Offenbahrung des Johannes zum Hauptgegenſtande ſeiner Schriftforſchung zu machen. Vielleicht ſeine lebhafte Phantaſie, — vielleicht Neigung zum Wunderbaren und Myſtiſchen; — vielleicht auch eben die Schwierigkeit, womit die Auslegung dieſes dunkeln, bildlichen, von einer glühenden Dichter-Phantaſie er-

zeugten Buches verbunden iſt, — zogen ihn an, der Auslegung und Deutung deſſelben alle ſeine Seelenkräfte zu widmen. Damals hatten wir die treflichen philoſophiſchen Wegweiſer zu Erklärung dieſer Theoſophiſchen Viſionen noch nicht. Das meiſte, was darüber geſchrieben war, ſchien mehr gemacht zu ſeyn, den Forſcher in noch dunklere Gewinde des Myſticismus zu verwickeln, als ihn herauszuleiten. Franz las alles, was er über ſein Lieblingsthema auftreiben konnte, vernünftelte, ſann, hing aller Warnungen ſeiner Freunde ungeachtet Nächte lang über Folianten, die von Aberwitz und Scholaſtiſchen Träumen ſtrozten, und in nicht gar einem Jahre ward der trefliche, vielversprechende Jüngling erſt verrükt, — dann toll; — dann raſend, und am Ketten gelegt.

Die Grade ſeiner traurigen Verirrung verlohren ſich, wiemir einer ſeiner Lehrer und theilnehmendſten Freunde ſchrieb, ganz unmerklich in einander. Mählig wurde der Gedanke an ſein Thema in ſeiner Seele herrſchend. Bald wuchs er, gleich einer Eiche über all ſeine übrige Ideen, und Vorſtellungen empor, und entzog Ihnen, mit Shakspear zu reden, die Lebensſäfte zur Entwiklung, daß ſie wie Blumen welkten, und vergingen. — Alles bezog er nun auf die Offenbahrung, wollte alles, am Ende ſogar Dinge des gemeinen Lebens daraus erklären, darauf zurükführen, — darin finden, und

und ſah und hörte, und las, uud dachte und empfand alles nur im Bezug auf ſeine Offenbahrung. Er äußerte dies zuerſt in den öffentlichen Theologiſchen Vorleſungen. Eben der wackere Mann, mit dem ich, über den Ausbruch ſeiner Seelenkrankheit korreſpondirte, las über die Dogmatik, und pflegte Franzen, als dem Scharfſinnigſten unter ſeinen Zuhörern, häufig während ſeiner Vorleſung ſchwere und verwickelte Fragen vorzulegen. Bald fiel es ihm auf, wie ein Kopf, der ehemals die ſchwierigſten Aufgaben ſo ſchön auf die lauteſten Grundſätze der Pilosophie zurükführte, ſich nun auf einmal ſo ganz in die Offenbahrung verliehren konnte. Er entfernte alſo ſeine Fragen abſichtlich von dieſem Thema: aber umſonſt; die heterogenſte Materie zog Franz mit Haaren in ſein Lieblingsfach hinüber. — Seine Freunde und Mitſchüler hielten dies erſt für Grille, für eine Art verdekten Stolzes, für einen kurzen zufälligen Vorſatz, gerade da die Ueberlegenheit ſeines Kopfes zu zeigen, wo ſo viele ſtrauchelten. — Und vielleicht mochte würklich eine ähnliche Urſache zu den obigen ſtoßen. — Zwey ſeiner vertrauteſten Haus- und Tiſchfreunde drangen deshalb aufs angelegentlichſte in ihn. Aber ſie fanden zu ihrem Erſtaunen das Uebel ſchon ſo tief gewurzelt, daß ihnen vor der Zukunft zu grauen anfing. Sie lieſſen ſich mit ihm in ernſthaftere Unterredungen ein, boten all ihre Kenntniſſe, all ihre Beurtheilung auf, ihren Freund von ſeinem

Irrwege zurükzuführen; er hörte ſie nicht. Sie brachten ihm Gründe der Logik und der geſunden Vernunft; — er ſchlug ſie mit Ontologiſchen Spizfündigkeiten zurük. Sie ſuchten ſeine Erklärungswuth bey auffallenden Gelegenheiten auf eine feine Art lächerlich zu machen. Er drohte mit ſeinem ewigen Haß. Sie nahmen ihm auf Anrathen ſeiner Lehrer heimlich ſeine Folianten, ſeine Manuſcripte und Nachtlampe hinweg. Er weinte wie ein Kind, gieng halbe Nächte lang einſam in ſeinem Schlafzimmer auf und ab, deklamirte Stunden lang ganze Capitel aus ſeinem Johannes, ließ Geiſter erſcheinen, und diſputirte mit ihnen ſo herzhaft über die Auferſtehung, daß alle Schläfer erwachten. Man zog den Arzt zu Rath; man hielt ihn von den Hörſälen zurük; man verordnete ihm zwekmäßige Diät; gab ihm leichte unterhaltende Bücher zur Zerſtreuung: Er ſtieß alles mit Füßen von ſich. Man ließ ihn Nachts bewachen, um ihn gewaltſam von ſeinen nächtlichen Kreuzzügen abzuhalten. Man fand den Wächter am folgenden Morgen unmächtig in ſeinem Blute. „Halten mich die Hunde für toll? Glauben ſie, ich hätte den Verſtand verlohren? wollen ſie mich wie einen Aberwitzigen gängeln und bewachen laſſen? ſo will ich ihnen auch begegnen wie Hunden. Die Augen, womit ſie nicht ſehen, will ich ihnen aus dem Kopf reißen, die Ohren, womit ſie nicht hören, will ich ihnen vom Haupt zer=

zerren!“ So ſchnaubte er jezt ſeine Freunde an, die ihm helfen wollten.

Natürlich war es bey ſolchen Ausbrüchen nicht möglich, ihn länger auf der Univerſität zu behalten. Obiger Lehrer ſchrieb daher an ſeinen Vater, ſtellte ihm den kläglichen Zuſtand ſeines Sohnes ſo glimpflich als möglich vor, und bat ihn, ſolchen ſelbſt abzuholen, ihn einige Zeit bey ſich auf dem Lande zu behalten, einen klugen Arzt über ſein Uebel zu Rath zu ziehen, ihm alle Theologiſche Bücher wegzunehmen, und ihn beſonders ſo viel möglich zerſtreuen, und anhaltende zwekmäßige Leibesübungen vornehmen zu laſſen.

Der erſchrockene liebevolle Vater kam, fragte, wollte ſeinem Franz in die Arme ſtürzen. Aber der Schaden hatte unterdeſſen ſo fürchterlich um ſich gefreſſen, daß man den Unglüklichen binden mußte, und es für gefährlich hielt, ſeinen Vater vor ihn zu laſſen. — Doch der ungeſtümme Vater ließ ſich nicht halten. „Großer Gott, ſollt es wahr ſeyn? ſollt' es ſo weit mit meinem einzigen Kinde gekommen ſeyn? — Es iſt nicht möglich! laßt mich zu ihm! Wer will den Vater von ſeinem Liebling trennen?“ Er drang mit Gewalt ins Zimmer, wo ſein Franz auf einem Bette halbgebunden lag. Dieſer fuhr wie aus einem Schlummer empor. „Jeſus Chriſtus wie er ausſieht? — kennſt

du mich nicht, mein Sohn? — ich bin gekommen, dich mit nach Hauſe zu nehmen, wo deine Mutter mit Schmerzen auf dich harret. O ſieh mich nicht an mit dieſem durchbohrenden Blik. liebſter Franz, kennſt du deinen Vater nicht mehr? —“ Bey dieſen Worten verbarg der Jüngling ſein Haupt ins Kiſſen, und weinte und jammerte, daß dem Vater die Worte verſagten. Er warf ſich lautweinend auf ſeinen Sohn: da hiengen ſie lange in einer ſprachloſen Gruppe, daß alle Anweſende ſich wegwenden mußten. — Endlich faßte ſich der Vater. „Sprich, theures Kind, willſt du nicht mit mir nach Hauſe? dort ſoll dich deine Mutter pflegen, dort will ich dich auf meinen Händen tragen. So ſieh mich doch an! Hörſt du deinen Vater nicht?“ Jezt wandte Franz ſein tränendes Antliz, küßte ſeinen Vater, winkte, und lispelte ihm ins Ohr: Ja, ich will mit ihm. Die Verräther dort glauben, ich habe den Verſtand verlohren. Iſt das nicht eine hölliſche Lüge? — lebt meine Mutter noch? — Ich will ihm helfen ſein Feld bauen Vater. — Seyd ihr noch nicht fort, ihr Hunde? — — Ich will in ſeinem Weinberg arbeiten. — — Was, noch immer hier, Verräther?“ — Er fuhr ſchäumend, und zähneknirſchend vom Lager empor, und ſchlug ſeinen Vater, der ihn zu beruhigen ſuchte, ſo wüthend ins Angeſicht, daß ihm das Blut ſtröhmend über die Wangen floß. Man riß den Alten hinweg, man

rief

rief um Hülfe, man holte den Arzt; denn der Anfall war diesmal ſo fürchterlich, daß der Raſende den untern Theil der Bettlade hinausſtampfte, und ſein Kiſſen mit den Zähnen zerriß. Vier Männer ſtürzten über ihn her, und banden ihm mit Mühe die Hände. Der händeringende, wehklagende Vater mußte mit Gewalt hinweggeführt werden.

Franz wurde nun, von all ſeinen Lehrern, und Univerſitätsfreunden bedauert, nach dem Dorfe ſeines Vaters gebracht. Dieſer hofte gewiß, daß ſich hier das Uebel in kurzem legen werde. Er räumte ihm ein verborgenes Zimmer in ſeinem Hauſe ein, hielt ihm Wächter, beſchwur mich bey Gott und allen Heiligen, ſeinem Kinde, und ſollt' es ſein Vermögen koſten, zu helfen, und gab gegen ſeine Bekannte vor, ſein Sohn liege an einer langwierigen Krankheit darnieder, wo ihm die Gegenwart von Menſchen ſchädlich ſeyn könnte. — Aber alle Vorkehrungen des zärtlichen Mannes waren vergebens. Die Anfälle ſeines Sohnes ſtellten ſich beinah täglich bey den unſchuldigſten Veranlaſſungen mit ſolcher Violenz ein, daß er mir einſt verzweifelnd um den Hals fiel, und ausrief: „Nehm' er ihn in Gottes Namen hin. Was ein Vater thun kann, das hab' ich gethan. Kein Mittel ließ ich unverſucht, den Verlohrnen zurückzubringen. Mein Verſtand ſteht hier ſtille. Menſchenhülfe ſchüttelt den Kopf. — Da komm ich eben von ihm herunter. Er ſchien ſo ſtille, und

ſo weich. Ich trat an ſein Lager, und ſagte ihm von meiner Liebe vor. Die Tränen ſchoſſen ihm die Wangen herab. Mit einmal fuhr er zuckend herum, ſprach von gräßlichen Geiſtergeſtalten, brach in einen Strohm von unverſtändlichen, ſinnloſen Worten aus, und hätte mich, glaub ich erwürgt, wäre er nicht gebunden geweſen. Ich hab's immer bemerkt, daß ſein Anfall am heftigſten ausbrach, wenn er kaum vorher noch wie ein Kind gerührt war. *) Länger kann ich den Jammer nicht anſehen. Nehm er mein Kind zu ſich in die Stadt. Rath er, helf er! lieber will ich ihn begraben, als länger lebendig tod vor mir ſehen." —

Ich hatte den Eltern nehmlich ſchon öfters vorgeſtellt, wie mirs bey meiner Entfernung von dem Kran-

*) Es iſt eine allgemeine Bemerkung bey Verirrten dieſer Art, daß ihre Anfälle ſchrecklicher werden, ſo oft eine Rührung, eine Lieblingsvorſtellung ihrer geſunden Tage, ein zärtlicher oft befriedigter Trieb, oder gar eine Leidenſchaft vorangeht. Das Gefühl kindlicher Liebe erwachte in dieſem und im obigen Falle in der Seele des armen Franz. Vermöge der unüberwindlichen Aſſociation aber, in der alle ſeine Ideen und Empfindungen mit dem traurigen Gegenſtande ſeiner Verirrung ſtunden, verließ dies ſüſſe Gefühl ſeinen natürlichen Weg, und theilte ſeine ganze Lebhaftigkeit jenem herrſchenden Gegenſtande mit. Zimmermann führt im zweiten Bande ſeiner Erfahrungen einen intereſſanten Fall an, der ſich aus eben dieſem Grundſatz erklären läßt.

Kranken unmöglich ſey, ihm diejenige Aufmerkſamkeit zu widmen, die ſein Uebel nothwendig erforderte, und ernſtlich darauf angetragen, ihn ganz zu mir in die Stadt zu nehmen. Sie wollten ſich aber lange ſchlechterdings nicht darzu verſtehn. Jezo nahm ich den Antrag des Vaters um ſo gerner an, und ließ ſogleich Anſtalten zur Abreiſe machen.

Franz kam alſo zu mir in die Stadt. Anfangs war ich willens, ihn in mein Haus zu nehmen. Der Vorſteher des Tollhauſes erbot ſich aber, ihm ein Zimmer in ſeiner eignen Wohnung einzuräumen, und mit ausgezeichneter Sorgfalt ſein zu warten. — Da dieſer Mann öfters um den Kranken ſeyn konnte, als es mir meine übrigen Geſchäfte geſtatteten, da er überdies aus langer Erfahrung die Behandlungsart ſolcher Unglücklichen ſehr gut verſteht; ſo überließ ich ihm dieſen ohne Bedenken, nachdem ich ihm vorher aufs gnaueſte vorgeſchrieben hatte, wie er in allen Stücken gegen ihm verfahren ſollte.

Nun wurde dem Jüngling ein erfahrner Wächter geſezt, welcher in ruhigen Zwiſchenräumen über Dinge des täglichen lebens mit ihm zu reden angewieſen war. Beſonders ſchärft' ichs ihm ein, wenn Franz fragen ſollte, wo er ſey, und warum er hier ſey? — ihm immer zu antworten: Er befinde ſich in meinem Hauſe in der Stadt, leide lange ſchon an einem bösartigen Fieber, und ſey von ſeinem zärtlich beſorgten Vater ins Haus des

Stadtdoctors gethan worden, um deſto gewiſſer, und bälder wieder hergeſtellt zu werden. — In der Diät hielt ich ihn weit ſtrenger, als ich es im Hauſe ſeines Vaters thun konnte." — Er trank auf der Univerſität gern Wein, und dieſer mochte unſtreitig das Seine zu ſeinem Uebel beygetragen haben. — Auch jezt begehrte er in lichten Zwiſchenräumen dieſes Getränk mit Ungeſtümm. Ich ließ ihm nicht das geringſte weder von Wein, noch von Fleiſch und dergleichen reichen. Mit den leichteſten aufs ſorgfältigſte zubereiteten Speiſen, mit Milch und Waſſer mußte er ſeinen oft unbändigen Hunger, und Durſt, nach und nach, — nie auf einmal ſtillen. Das Herz blutete mir oft wenn er bald mit gebieteriſchem Ungeſtümm, bald mit drohender Wuth, bald mit den Trähnen des Kindes ſeine Lieblingsſpeiſen, und Weine begehrte, und ich hätte in dem Augenblick nicht Vater ſeyn dürfen. — Ein paar der beſten Geſchichtſchreiber, und einige Engliſche Romane wurden ihm nach einiger Zeit zur Unterhaltung gegeben. Am Ende forderte er ſelbſt ſein Klavier welches er ſehr artig ſpielte. In der That war er mir hierin nur um einige Tage zuvorgekommen; denn da mir die Wichtigkeit der Muſik in der Heilkunſt der Seelen lange ſchon aus den auffallendſten Beyſpielen bekannt war, ſo hatt' ich ſie gleich anfänglich in den Plan zu ſeiner Geneſung aufgenommen. — Von ſeinem Zimmer hatte er die lachendſte Ausſicht

auf

auf Wälder, auf Rebenberge, auf Fluren, Dörfer, Triften, und Gewäſſer, und ich ſorgte dafür, daß ſein Gemach täglich mehrmals mit friſcher Luft angefüllt wurde. Er liebte Nachtigallengeſang bis zur Schwärmerey. Ich ließ verſchiedene der beſten vor ſeinem, und den angränzenden Fenſtern aushängen. Er hatte eine intuſiaſtiſche Liebe für Kinder. Ich ließ ſpäterhin Vormittags, wo er immer am ruhigſten war, einige der liebenswürdigſten zu ihm bringen. Kurz jede ſeiner ehmaligen Neigungen benuzt ich, ſeine Aufmerkſamkeit zu fixiren, und ſeine Thätigkeit von dem Abgrunde ihrer Verirrung abzuleiten. Ich ſelbſt endlich beſucht' ihn des Tages wohl vier, und mehreremal. Beſonders verſäumt' ich die Morgenſtunde nie, wenn er vom Schlaf erwachte, wo ich ihn immer als einen meiner Kranken behandelte, und mich mit ihm über leichte und angenehme Dinge unterredete. Er wurde beim Erwachen täglich ruhiger, und verträglicher, und die geringſte traurige Vorſtellung konnt' ihm bis zu Trähnen rühren. Ich vermeid daher dergleichen Vorſtellungen ſorgfältig, und unterhielt ihn gewöhnlich mit intereſſanten Anecdoten, ſpäterhin auch mit literariſchen, und politiſchen Neuigkeiten, an denen er ehedem ſo ſehr hieng. Arzeneimittel braucht' ich nur wenige, und äußerſt einfache, wenn es ſein Zuſtand eben zu erfordern ſchien. Anfangs lenkte er oft von den entfernteſten Ideen die ich ihm vortrug, in ſeine

myſtiſchen Träume ein. Ich bat, ich beſchwur ihn bey Gott und ſeinem Leben, davon abzulaſſen, weil dieß eben der Weg ſey, wodurch er ſich ſeine Krankheit zugezogen, und weil er unvermeidlich den Tod wagte, wenn er ihnen weiter nachhienge. So macht ich nach und nach die Furcht vor dem Tode zum Gegengift ſeiner verirrten Grübeleien. So oft ſich ſein Blik in Apokaliptiſche Geſichte verlor, ſo oft er über die Nachtgeſtalten ſeiner Fantaſey zu raſen begann, erhob ich meine Stimme noch mächtiger als er, droht' ich ihm, meine Hand ganz von ihm abzuziehen, nnd ihn dem Tode zu überlaſſen, wenn er den Unſinn nicht fahren lieſſe. Auch ſeinen Wärter wies ich an, eben ſo gegen ihn zu verfahren, und ihm ſogar mit Schlägen zu drohen, wenn er von den ſcheußlichen Bildern nicht ablieſſe. Außerdem entfernt ich von ihm jede phyſiſche, und moraliſche Urſache, die in ihm Furcht, Schreken, Aufwallungen, oder andere violente Empfindniſſe, und Leidenſchaften hätte erregen können. Seinen Blutsfreunden, beſonders ſeinem Vater verbot ich es, ſo ſehr er in mich drang, ihn zu beſuchen, weil ich bemerkt hatte, daß, obgleich ſeine Gegenwart anfangs heilſame Würkungen bey ihm zu haben ſchien, am Ende doch immer ein Anfall erfolgte, der all das Gute vereitelte, was ich bei ihm mit viel Mühe und Zeitaufwand hervorgebracht hatte.

Dies

Dies war ungefähr die Methode, deren ich mich, nicht ohne vorhergehende Erfahrung, zu Heilung dieſes Unglüklichen bediente, und ſie war ſo würkſam, daß er in Zeit von zween Monaten — Bücher las, und mit unverfälſchter Beurtheilung mit mir darüber ſprach; — daß er Muſik-Stüke, die er ehmals nach Noten geſpielt hatte, nun auswendig ſpielte, ja ſogar eigne komponirte; (und ich glaube, daß eben dieß am meiſten zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung beitrug) daß er Stundenlang der Nachtigall horchte und ihre Lieder auf ſeinem Klavier nachahmte; Stunden lang mit Kindern ſpielte, und ſie Lieder lehrte, die er auswendig wuſte; daß er ein paarmal wenn ſein Anfall eben ausbrechen wollte, ihn aus Furcht vor meinen Drohungen gänzlich erſtikte, und ſich ſelbſt durch Muſik und Bücher zu zerſtreuen wuſte; daß er mit gewohnter Neugier nach litterariſchen, und politiſchen Novitäten jagte; ja daß er am Ende gar Briefe, und Aufſäze mit ſeiner ganzen ehmaligen Geiſtesgegenwart ſchrieb, mir ſolche vorlas, mein Urtheil begehrte, u. ſ. w. Nun ließ ich Stuffenweiſe verſchieden ſeiner Bekannten, und Freunde aus der Stadt, und am Ende, nachdem ich ihn hinlänglich vorbereitet hatte, auch ſeine Eltern zu ihm kommen. Mit allen hatt' ich Abrede getroffen, auf die Meynung anzuſpielen, und ihn darin zu beſtärken, daß er blos einer hartnäkigen Körperlichen Krankheit wegen zu mir in die Stadt gethan worden, und

nun-

nunmehro gänzlich hergeſtellt ſey — Um ihn eben in dieſer Meynung nicht zu ſtören, ließ ich ihn im zweyten Monat ſeines Hierſeyns aus dem Hauſe des Inſpectors unvermerkt in mein eignes bringen. Im dritten, den er meiſt im Umgang meiner Familie, und anderer Freunde zubrachte, äuſſerte er keine Spur ſeines irren Zuſtandes mehr. Er ſpeißte an meinem Tiſche, wo ich ihn aber kein Haar von ſeiner Kranken-Diät abgehen ließ; er ſcherzte; er las uns Aufſätze vor, die er ſelbſt verfertiget hatte; er ſtudirte, und ſchrieb des Vormittags; Nachmittags nahm ich ihn zu Spaziergängen mit. Kurz der Jüngling war ganz wieder hergeſtellt, ſeine Seelenkräfte ſpielten wieder in harmoniſchen Akkorden zuſammen, ſeine entfeſſelte Thätigkeit betrat ihre laufbahn wieder, dem enteisten Bachſtrom gleich, welcher zum erſtenmal wieder im Stral des Frühlings durch die Wieſe frolokt; — Er fühlte Kraft und Drang zu höheren Berufsgeſchäften in ſich. Sein Würkungskreis ward ihm hier zu enge. Er hatte den Plan, die Univerſität noch ein paar Jahre zu beſuchen, und ſich zu einem daſigen Lehrer zu bilden.

Denken ſie ſich die Freude des Vaters, als er ſeinen ſchon hingegebenen einzigen Sohn in dieſem Zuſtande ſah, und hörte, und umſchlang und küßte. Auf ſprang er im Taumel der Wonne, kriegte mich am Kopf und herzt' und küßte mich, daß mir die Ohren gellten. „In Gold laß ich ihn ein-

faſ-

faſſen, liebſter Seelendoktor! Auf den Händen möcht ich ihn tragen, und es in alle Welt hinausrufen: Da ſeht den zweiten Vater meines Sohnes! — Der Herr Pfarrer ſoll aber auch 'n Vers auf ihn machen, der ſich gewaſchen hat, und ſoll ihn ſingen und lobpreiſen als den König aller Doctoren, als den Groß-Mogul der ganzen Medizinergilde. Und das Gedicht ſoll mir gedrukt werden, und in den Zeitungen paradiren, daß ſein Nahme auf dem Markt, und auf'm Rathhaus, und in allen Gaſthäuſern, Buden, und Schenken wiederhalle. Und wär ich ein großer Herr, ſo ſollte mir ſein Bild in klaren Marmor gehauen, und mitten auf dem Marktplaz aufgeſtellt werden. — Doch, laſſen wir das! Die nächſte Woche nehm ich meinen Goldfranz mit mir nach Hauſe. Und zum Abſchied ſoll hier ein Schmauß ſeyn in ſeiner Wohnung. Da wollen wir eſſen, und trinken, und ſingen, und klingen und jauchzen, und den lieben Gott loben, daß er uns unſern Franz wieder geſchenkt hat. Und Er, Seelendokter ſoll obenan ſitzen, und ſeine Geſundheit, und meines Franzen Geſundheit getrunken werden, daß ihm das Herz im Leibe hüpfen ſoll.“

So rief der Alte Freudetrunken aus. Franz, die Mutter, und alle Anweſende ſtimmten in den Vorſchlag ein, und ich konnte um ſo weniger dagegen einwenden, da die Ehre auf meiner Seite war, und da ich mit Franzen unterdeß ſo viele Proben

angeſtellt hatte, daß ich in Anſehung ſeiner ſicher ſeyn konnte.

Alle Anſtalten wurden daher zu dieſem Geneſungsfeſte gemacht. Ich ſucht' es ſo einfach als möglich zu machen, lud wenige, und nur einige Buſenfreunde des Jünglings, die er ausdrüklich begehrt hatte, darzu ein, und verſprach mir einen ſeligen Tag der Wonne, und des Entzükens.

Der Tag kam heran. Es war ein Sonntag, welcher der merkwürdigſte in meinem leben bleiben wird. Wir giengen Vormittags gemeinſchaftlich in die Kirche, wo mein Freund der Stadtpfarrer eine rührende Predigt hielt, und am Ende eine ſo eingreifende Anſpielung auf die Wiederherſtellung des Jünglings einwebte, daß wir uns der Trähnen nicht enthalten konnten. Da ſaß der ehrwürdige Vater, horchte dem Prieſter mit hangendem Haupte entgegen, blikte dann mit Trähnen der Wonne auf ſeinen Franz, und weinte zum Himmel: „O erhalt' mir ihn! Du haſt ihn mir zum zweytenmal gegeben; drum erhalte mir ihn, Vater des lebens!“

Ich hatte den würdigen Prieſter ebenfalls zu unſerm kleinen Feſte geladen. Es war ein rührender Anblik, als er ins Zimmer trat, und der Altvater ihm feyerlich entgegengieng, und ihm die Hand küßte für ſeine Predigt. „Ew. Hochwürden ha-

haben mir heute Thränen entlokt, die mehr werth ſind, als ein ganzer Jahrgang gedrukter Morgen- und Abendſeegen. Gott lohns ihnen, und tröſte Sie im Ungemach des Lebens!“

Nun ſezten wir uns zu Tiſche. So rührend anfangs das Geſpräch war, ſo lenkte ſichs doch bald zum Scherz, und zur geſelligen Freude. Franz nahm den lebhafteſten Antheil an unſrer Unterhaltung. Man ſprach über Litteratur, über Kunſt, über neue Aufſehenerregende Schriften; — Franz tummelte ſich mit dem Herrn Pfarrer und mir ſo wacker in dieſer Materie herum, daß ſich der Alte nicht ſatt ſehen, und hören konnte. Die Sprache kam auf politiſche Neuigkeiten, wo ſich der brave Pächter mit unter die Streiter miſchte. Franz wußte von allem, urtheilte überall mit bewunderungswürdiger Feinheit. „Auch hier iſt mir der Blizbube über'n Kopf gewachſen! — Der Doktor aller Doktoren ſoll leben!“ — rief der Vater, und alle Gläſer klangen zuſammen. „Mit Waſſer willt du deines Doktors Geſundheit trinken? fuhr Er zu Franz fort. Eingeſchenkt auf mein Wort! Warſt ja ſonſt kein Koſtverächter, und das Biſſel wird dich nicht beiſſen.“ — Franz trank hier nach mehr als einen Vierteljahr das erſte Glas Wein. Nun wurde das bodenloſe Capitel der Anekdoten, und Schwänke vorgenommen. Der Pächter ließ eine Rakete nach der andern ſteigen, und lachte dann immer zuerſt, daß die Tafel zitterte. Auch ich

ließ meinen Dezem zirkuliren, und trug nicht wenig Dank davon. Se. Hochwürden ſelbſt, denen bereits das Wohlbehagen von der Stirne leuchtete, gaben uns manches ehrſame Univerſitätsſträußchen zum Beſten, und holten den Stachel des Schnakens dann immer gar poſſierlich aus dem blinkenden Glaſe. — Franz ermangelte nicht, beinah jede Schnurre, aus welchem Gebiet ſie auch ſeyn mochte, mit einer ähnlichen zu erwiedern, und trug beſonders ein paar trefliche Anekdoten, die ſich während ſeiner Anweſenheit zu T.* unter dem daſigen gelehrten Senat ereignet hatten, mit ſo viel Wiz und Laune vor, daß der brave Schwarzrok ſeine Amtsgravität ganz aus dem Geſichte verlohr, und ſich den Bauch vor lachen halten mußte. Mit unter kreißte eine Geſundheit nach der andern, und ich konnt es nicht wehren, daß Franz nicht einmal ums andre in edlem Rheinwein Beſcheid that.

So tafelten wir unter geſelligen Geſprächen und Scherzen faſt die Hälfte des Nachmittags hinweg. Nach Tiſche wurden bekannte Volkslieder geſungen, wo Franz den Flügel ſpielte, und mit ſeiner vollen Akademiſchen Jovialität vorſang. Er regalirte uns überdies mit einigen herzigen Liedern, die er auf der Univerſität, und zu Ende ſeiner Krankheit gemacht, und in Muſik geſezt hatte. Der Pfarrer, meine Hausehre, ich, die Jünglinge, alles jauchzte und ſang zuſammen, und der gute

Vater

Vater brummte den Baß darein. Kurz, nichts ſchien zu fehlen, uns dieſen Tag zu einem Feſttag zu machen. Ich bemerkte an Franz nichts, als eine Fröhlichkeit, die bis an Muthwillen gränzte, doch immer in den Schranken des Wohlſtandes blieb.

Es war einer der ſchönſten Frühlingstage. Ich ſchlug daher gegen Abend der ganzen Geſellſchaft einen Spaziergang vor. Der Vorſchlag ward mit einſtimmendem Jubel angenommen. Wir beſuchten einige Gärten und giengen dann in der prächtigen Allee nicht weit von meinem Hauſe im Abendſtral luſtwandeln.

Franz blieb immer bey mir und bey ſeinem Vater, und ſprach mit Entuſiasmus von ſeinen Planen, und von den Freuden die er ſich in der Zukunft auserſehen hätte. Ich merkte, daß der Wein ſtark auf ſeine Lebensgeiſter gewürkt hatte, ſchnitt daher ſeine Reden ab, wo ich konnte, ſuchte ihn ſelbſt mit ähnlichen Geſprächen über die Träume meiner Jugend zu unterhalten, und fliſterte dem Vater zu, ſeinen Sohn ſo wenig als möglich zum Wort kommen zu laſſen, weil ihm des Weins wegen zu vieles Reden höchſt ſchädlich werden könnte.

Wir hatten die Allee eben einmal durchlaufen und waren auf dem Rückweg begriffen, als Franz

mit einmal ſtehen blieb tiefſinnend umherſchaute, und ausrief: „Mein Gott die Gegend hier iſt mir ſo bekannt, alles umher mir ſo vertraut, ſo friſch und lebendig in meiner Seele. Dieſen Baum dort hab ich oft Tage lang beobachtet. Er war meine Uhr. Stund er im Vollichte, und warf er ſeinen eingeſchrumpften Schatten quer durch die Allee; — ſo war es Zeit zum Mittageſſen. Strekte er ſeinen Schatten gigantiſch über das Feld hin, zukte das Sonnenlicht nur noch ſchwächlich auf ſeinem Wipfel, ſo war dies die Stunde zum Abenbrod. Sagen Sie doch, lieber Doktor, wo war ich, als ich dieſe Gegend hier zur Ausſicht hatte? Ach damals führt' ich ein trauriges Leben."

Ich erſchrak als ich ihn ſo reden hörte. Es war die Gegend, die er von ſeinem Zimmer im Tollhaus vor ſich hatte. „Kein Wunder — erwiederte ich verlegen, — daß Ihnen die Gegend ſo vertraut iſt. Sie kennen ſie ja von Ihrer Knabenzeit an, und der Baum wird noch ein überbliebenes Gemählde aus jenem Roſenalter ſeyn, das Ihnen Zeit, und Ort ſo eben lebhaft vor Augen brachte." —

Er. Nicht möglich! So lebendig ſieht die glühendſte Fantaſie jene Gemählde nicht, als mir die Gegend hier in der Seele liegt. Ich weiß nicht, wie ſchwül und ſchauerlich mir bey ihrem Anblik wird.

Der

Der Vater. Weg damit! Was ſoll die Träumerey am heutigen Tage? Schlag dir den Plunder aus 'm Kopf, und ſtimm 'n ſchmuckes Weinlied an.“

Wir giengen weiter. Unſre Geſellſchaft hatte eine gute Strecke voraus gewonnen, und wartete. Auf einmal brach Franz lautlachend aus: „Mein Gott, wie man ſo blind ſeyn kann! Da ſinn ich hin, und her, und kann's nicht reimen. Und ſie laſſen mich in der Patſche, ſauberer Doktor, und ſagen mir nichts. Iſt dieß da drüben nicht die Jammerklauſe, wo ihr mich armen Schächer ſo lange gefangen hieltet?“

Er wies mit dem Stok gerade auf das Zimmer des Tollhauſes, wo er zwey Monate geſeſſen hatte. Dieſe Frage ſetze mich noch in größere Verlegenheit, als die obige.

Ich. „Wie ſollten Sie, und dies Zimmer zuſammen kommen? — Merken Sies denn nicht, daß dies dort das Tollhaus iſt? — Wie könnten ſie ſich in aller Welt dahin verirren?

Er. Man denke! Als ob ichs nicht wüßte, daß ihr mich über ein halbes Jahr wie einen puren Narren behandelt, mich eingeſchloſſen, gebunden, und mißhandelt habt? Nicht wüßte, daß ihr mich

vom Hauſe meines Vaters ins Tollhaus transpor- tirtet, und mich da ſchmachten ließet bey Waſſer und Brod unter heulenden Verrükten? — Doch die Zeit iſt vorüber. Die Gegenwart lacht um ſo ſchö- ner, die Freyheit ſchmekt um ſo köſtlicher, wenn man an das Elend der Vergangenheit zurükdenkt. Hunger iſt die beſte Würze der Speiſe. — Ich habe da drüben doch auch mitunter manche ſeelige Stunde genoſſen. Wenn ich des Morgens zum Fenſter hinaus blikte, und die Lerche hörte, wenn ich Berg und Thal, und Stadt und Feld, und Bach und Hügel, und den arbeitenden Landmann im Schimmer der Morgenröthe ſah! — Wenn ich die Sonne hinterm Rebenberg dort heraufzittern ſah, und an die Millionen dachte denen ſie leuchtet! O, da war ich mitten in meinem Jammer ſo glüklich. Auch machte mir der Inſpektor, mein Freund, viel Freude, wenn er ſein Abenbrod auf mein Zimmer bringen ließ, ſich traulich neben mich aufs Bette ſezte, und mir von Schlachten und Thaten erzählte, die er ſah, und mitſchlug. O es iſt ein kreuzbraver Mann, der Inſpektor! Wie lange hab ich den ehrli- chen Alten nicht mehr geſehen. — Ich denke Vater wir beſuchen ihn jezt auf ein halbes Stündchen; dann will ich ihm auch ſofort das traurige Zimmer zeigen, wo ſein Franz ſo lange in toder, trähnen- werther Einſamkeit ſaß. Nicht wahr Doktor, — ſie gehen mit?

Ich

Ich ſtund, während daß Franz alles dieß ſag⸗te, wie in einen Fiebertraum verlohren. Da ich die Sache ſo äuſſerſt geheim halten ließ, und Franz die meiſte Zeit ſeines Aufenthalts bey dem Inſpec⸗tor irre, und ohne Bewußtſein war; ſo begrief ich ſchlechterdings nicht, woher er alles ſo beſtimmt, und zuverläßig wiſſen konnte. — Ich ſuchte ihn gemeinſchaftlich mit dem Vater von dem Beſuch abzubringen. Wir ſtellten ihm vor, — daß es zu ſpät ſey; daß wir den Inſpector Morgen vor ſeiner Abreiſe noch beſuchen könnten, wenn er ihn ja kennen ſollte; — daß es unſre Geſellſchaft übel nehmen würde, wenn wir ſie verlieſſen u. ſ. f. Umſonſt; er ſchlug alle unſre Einwendungen zurük. „Verderben Sie mir doch die Freude nicht! — fuhr er ruhig, und mit lachendem Munde gegen mich fort; Die Geſellſchaft geht in ihr Haus vor⸗an. Wir folgen in einer halben Stunde. Er ſoll ſeine Seelenfreude an dem Alten haben, lieb⸗ſter Vater! Jezt ſizt er gewiß mit der Brille am Fenſter, trinkt ſeine Veſper⸗Flaſche, und lieſt in ſeiner alten Kayſer⸗Chronik.

Er nahm ſeinen Vater am Arme. Alles Sträuben war vergebens. Wir fanden den Alten Inſpector mit ſeiner Familie beim Abendeſſen. Er erſchrak anfänglich, als er Franzen erblikte, weil er wuſte, wie höchſt wichtig mir's war, ihm ſeinen ganzen daſigen Aufenthalt verborgen zu hal⸗

ten. Doch da er mich dabey ſah, und da Franz ihm mit der heiterſten laune, und mit ſcherzhaften Anſpielungen auf ihren ehmaligen Umgang entgegenkam, meinte er, ich ſelbſt hätt es für gut gefunden, ihm das Geheimniß zu entdeken.

Franz nöthigte den Alten wieder an den Tiſch, ſezte ſich neben ihn, koſtete die Speiſe, und erzählte uns abwechſelnd mit ihm, ſo poßirliche Szenen aus ſeiner ehmaligen hieſigen Gefangenſchaft, wie er es nannte, daß wir mitlachen mußten, und unſerer anfänglichen Furcht ganz vergaſſen. Aber ſie wurde wieder rege, als er den Inſpector bat, ſein ehmaliges Zimmer aufzuſchlieſſen, welches er ſeinem Vater zeigen wollte. Der Alte fand nichts Arges darin, und war eben im Begriff, die Schlüſſel zu holen; als ich Gelegenheit nahm, ihm heimlich zuzufliſtern: Er ſollte es ums Himmelswillen unterlaſſen, und irgeud einen Vorwand erſinnen, warum er es nicht thun könnte. Dieß mußte Franz unglüklicherweiſe gemerkt haben. Denn da der Alte eben zu ſtottern anfieng: Es ſey ſchon zu dunkel; er habe die Schlüſſel verlegt; ſ. w. fuhr Franz auf: „Daß mir doch der böſe Doktor noch immer nicht trauen will! Aber ſie ſollen uns die luſt doch nicht verderben. — laß ſehen! — Ich kenne die Schlüſſel wie meine eignen.“ — Er ſuchte in der Stube herum. „Da ſind ſie ja! Komm voran

al-

alter Papa. Wie freut ich mich immer, wenn ich dich vor meiner Thüre damit raſſeln hörte.

Wir gingen nach dem Zimmer. Franz weinte wie ein Kind, als er hineintrat. „Ach mein Gott, da ſteht noch alles an dem nehmlichen Orte. Hier die Bettlade; — dort das hölzerne Tiſchgen, und der Armenſünderſtuhl; — das Chriſtusbild hier am der Wand; — dort die bemahlte Scheibe. — Da komm er ans Fenſter, lieber Vater, und ſeh er, ob ich wahr geſprochen habe. Sieht er den Baum dort in der Allee? Und den Weinberg? Und den Bach im dämmernden Abendlicht? Und den Stadtthurm hier links? — Und die lieblich ſchwimmenden Geſtalten in der Ferne dort, wo ſich der Himmel auf den Wald herab neigt? Sieht er das? Ach hier mußte ſein Franz am Gitter ſtehen, und war ausgeſchloſſen wie ein Miſſethäter vom Genuß der Himmliſchen Natur. Hier lag ich gebunden, wie ein Mörder; hier krümmt' ich mich wie ein Wurm. Alle Menſchen verlieſſen mich, und flohen vor mir, wie vor einem Verpeſteten. Elend, und Hunger und Durſt lieſſen ſie mich ausſtehen, bis mich die Verzweiflung wie ein Fieber ergrif, bis ich wie ein Raſender umherrannte, und um Hülfe brüllte, daß die Vorübergehenden ſtille ſtunden, und weinten.

„Guter Gott, wie können ſie ſo was ſagen, lieber junger Herr, unterbrach ihn der Jeſpector.

Thut

„Thaт ich nicht alles, was ich ihnen an den Augen anſehen konnte? bracht' ich ihnen nicht mehr, als ich ſollte?“

Franz hörte nichts. Alle Bilder ſeines ehemaligen grauenvollen Zuſtandes ſtürzten wie eine Gewitternacht auf ihn herab. Ich nahm ihn am Arme, ich wollte ihn gewaltſam hinwegführen. Er rieß ſich los, und fuhr immer fürchterlichtr fort: „Hier fütterten ſie mich mit Waſſer und ſchimmligem Brod! — Hier wälzt' ich mich im Staube, und rang mit allen Schreckniſſen des Todes“ ſ. f. — Ich befahl dem Inſpector und dem Vater, Hand an ihn zu legen. Er ſtieß uns wüthend zurük, ſtarrte ſeinen Vater mit der vollen Miene ſeiner ehmaligen Raſerey an und brüllte Schaum vor dem Munde: „Auch er hat ſich wider mich verſchworen, Rabenvater, auch Er? Er war wohl Schuld, daß ſie mich hier einſperrten, und folterten, und der Verzweiflung Preis gaben?“ — — Der Inſpector war nach Hülfe geſprungen. Ich hielt den Sohn aus allen Kräften. Er ſchleuderte mich zum zweitenmal an die Wand, ergrif ein großes zinnernes Waſſergefäß, das auf dem Tiſch ſtund, faßte ſeinen Vater hinten am Haar und rief: „Dein Auge iſt vertroknet, du haſt keine Mitleidsträhne für deinen Sohn, Kannibale? — Ha ſo ſoll Blut ſtatt der Trähnen flieſſen“. — So rief er, und ſtieß ſeinem Vater die Mündnng des Gefäſſes mit knir-

ſchen-

ſchendem Ungeſtümm vor die Stirne, daß er tod niederfiel.

Er wurde in Ketten gelegt, verfiel ſelbige Nacht noch ſchreklicher als je, in ſeine ſchwärmende Raſerey und iſt nun ſchon ſeit mehrere Wochen in dem Zuſtande, in dem ſie ihn heute fanden.

L. Sch.

Anmerkung.

Da wir dieſe Erzählung nicht abbrechen wollten, ſo mußten des Raumes wegen verſchiedene pſychologiſche Anmerkungen, und Erklärungen wegbleiben, welche dem Vortrag da und dort einverleibt waren. Auch wurden aus eben dem Grunde in der Erzählung ſelbſt verſchiedene Mitteltinten vermiſcht. So waren z. B. die Stellen im Johannes angegeben, welche den Jüngling anfangs irre führten, die er ſich aus ſeinem ganzen damaligen Ideenvorrathe nicht erklären konnte, und ſie daher durch grundloſe, ſchwärmeriſche **Hypotheſen** ſeinem Syſteme anzupaſſen ſuchte. — Es war ausgeführt, wie eben dadurch, daß er dieſe Hypotheſen nach und nach für bewieſene Wahrheit annahm, daß er ſie an andere Stellen ſeines Textes durch **neue** Hypotheſen knüpfen mußte ꝛc. — ſeine Seele aus ihrer natürlichen Bahn gedrükt wurde, ſeine Fantaſie in die Stelle ſeiner Vernunft trat, und der ganze Wirkungskreis ſei-

ner

ner Thätigkeit verſchoben ward. — Es war angezeigt, wie ihn die Unmöglichkeit, ſchwere Stellen aus ſeinen angenommenen Sätzen zu erklären, — verrückt; Widerſpruch von Seiten ſeiner Lehrer und Freunde — toll; und endlich die Bemerkung, daß man ihn als einen Verrückten und Tollen behandle, — raſend machte. Ferner waren die Grade, nach denen die weiſe Behandlungsart des Arztes auf ſeine Seele wirkte, ſorgfältig angegeben, und der ſtufenweiſe Uebergang zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung auseinander geſezt. — Endlich war ſein fürchterlicher Rückfall, und das Betragen des Arztes dabey durch verſchiedne Bemerkungen mehr vorbereitet. Franz hatte z. B. ſo lange er in der Stadt unter den Augen des Arztes war, keinen Wein gekoſtet, und trank ſolchen beim Abſchiedsmahle, am Ende ſogar hinter dem Rücken des Doctors, — zum erſtenmal wieder. — Der Anblick der Gegend, die er während ſeiner Tollheit täglich vor Augen hatte, brachte durch die Aſſociation, welche die Kraft des Weins beflügelte, — jene ſchwärmeriſche Vorſtellungen und Empfindungen zurück, die einſt ſo oft mit jenem Anblick verbunden waren: dieſe irren Vorſtellungen und Empfindungen mußten deſto lebhafter werden und deſto mehr Raum gewinnen, — je häufiger und je lebhafter jene Bilder wurden, die mit ihnen in einer ſo genauen obgleich zufälligen Verbindung ſtunden. Der Arzt hätte daher eher alles wagen ſollen, als er ihn den Vorſteher des Tollhauſes beſuchen ließ. Franz hatte ferner auch da ſein Zuſtand am ſchlimmſten war, zuweilen nüchterne Stunden, in denen er alſo das beabſichtete Geheimnis, daß er im Tollhauſe ſey, und als Toller behandelt werde, — gar wohl von ſich ſelbſt entziffern konnte. Weil er ſah, wie viel dem Doktor daran gelegen ſey, daß er es nicht wiſſe, ſchwieg er und ſtörte ihm ſeinen Kalkul nicht. Als

er

er in der Alle damit herausbrach, war er bereits nicht mehr Meiſter von ſeinem Vorſatz, es geheim zu halten; ſein alter Anfall fieng hier ſchon an, und wurde nur durch die Scheu vor dem Arzt, und ſeinem Vater noch zurückgehalten. ſ. w. Was endlich den würklichen Ausbruch im Tollhauſe betrift, ſo wird dadurch obige Vermuthung, daß Franz durchaus ruhige Zwiſchenräume hatte, in denen er ſich ſelbſt und ſeine Lage beobachten konnte, — zur Gewisheit erhoben. Als ſein Vater Hand an ihn legen wollte, gerlet er in Naſerey, und die geheimſten Gedanken ſeiner aufgewiegelten Seele ſchäumten über ihr Ufer hin. Es fällt hier auf, daß er ſeinen Vater für den Urheber ſeiner daſigen ihm unerträglichen Behandlung hält. Dieſer Gedanke konnte aber theils durch ſeine Ablieferung nach der Stadt, theils dadurch veranlaßt worden ſeyn, daß ihn ſein Vater beinah ein Vierteljahr nicht beſuchte, theils auch durch die Betrachtung, daß es dem Vater ja nur einen Wink koſte, ſeinen Sohn aus den Händen ſeiner Peiniger zu reißen. Er hatte dieſen Gedanken tief in ſeiner Seele verſchloſſen. Jezt da er ſich durch den Augenſchein ſo mächtig zu beſtätigen ſchien, brach er auf einmal aus ſeiner Grabnacht hervor, und gebahr die Entſezenvolle That. —

Doch, vielleicht werden wir veranlaßt, bei einer andern Gelegenheit noch etwas über dieſen Fall zu ſagen.

S.

Inhalt.

Seite

Fortſetzung der Reviſion des 4. 5. und 6. Bandes dieſes Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1) Merkwürdige Beiſpiele von Lebensüberdruß.
a) Eines hypochondriſchen Geiſtlichen. 22.
b) Eines 72 jährigen blinden Predigers. 24.
c) Einer gefangenen 23 jährigen Weibsperſon. 35.
2) Krankheit der Einbildungskraft. 42.
3) Mütterliche Grauſamkeit aus Melancholie und Verzweifelung. 47.

Zur Seelennaturkunde.

1) Materialien zu einem analitiſchen Verſuch über die Leidenſchaften Fortſetzung. Eiferſucht. 52.
2) Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler. 76.
3) Fragment aus dem Tagebuch eines Reiſenden. 1787 im Nov. 90.

R. 6 - 2
1
4 - 7